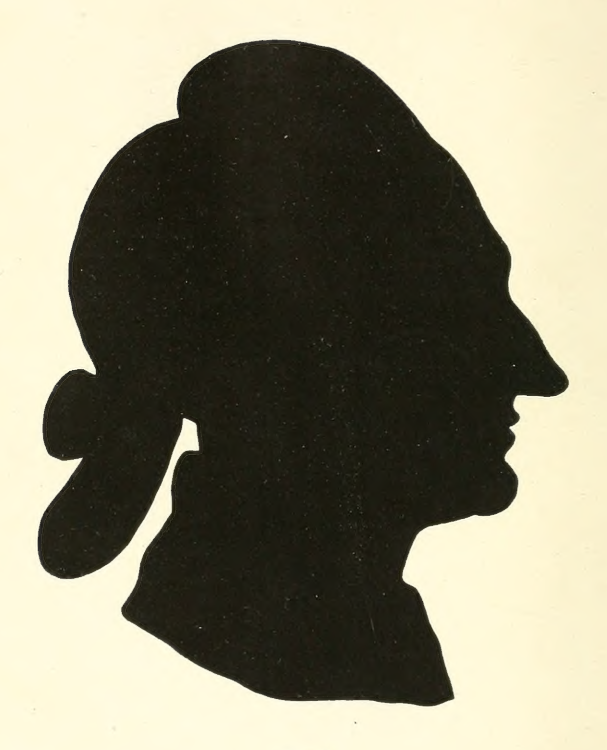
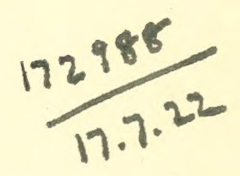




Goethe
Schattenriß eines unbekannten Künstlers
(zwischen 1775 und 1780?)

Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Hans Gerhard Gräf



Fünfter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
In Kommission beim Insel-Verlag zu Leipzig
1918



Mit dem vorliegenden Bande vollendet das Jahrbuch das erste Lustrum seines Bestehens. Erwägt man das stetige Wachstum unsrer Gesellschaft, das während dieses Zeitraums, den vier schweren Kriegsjahren zum Trotz, stattgefunden hat (die Mitglieder-Verzeichnisse, zumal das des gegenwärtigen Bandes, bezeugen es), so dürfen wir annehmen, daß zu dieser hocherfreulichen Tatsache auch unser Jahrbuch an seinem Teile mitgewirkt hat.

Wenn die Begleitworte zu den früheren Bänden unwillkürlich manche Betrachtung enthalten über das, was zur Stunde unsre Herzen am tiefsten bewegt, so können wir uns diesmal unter Hinweis auf die erste Abhandlung des Bandes dessen entschlagen und wollen uns nur der treffenden Worte erinnern, die Goethe am Schluß des 5. Gesangs von ‚Hermann und Dorothea' den Richter sprechen läßt:

Wahrlich unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

*

Der diesen Band schmückende Schattenriß Goethes ist einem Silhouetten-Album entnommen, das, aus Karl Ludwig v. Knebels Nachlaß stammend, sich jetzt im Besitz von dessen Enkelin Malvina, verwitweten Frau Dr. Buchholz in Jena, befindet. Der Eigentümerin sei für die gütige Erlaubnis zur Verwertung dieser reichhaltigen Schattenriß-Sammlung im Rahmen des Jahrbuchs herzlicher Dank ausgesprochen. Wie das wertvolle Buch in Knebels Besitz gelangt ist, war nicht zu ermitteln; auch ist es bisher nicht gelungen, Spuren von Beziehungen des ursprünglichen Besitzers zu Knebel in dessen Nachlaß zu entdecken.

Auf dem Titelblatt des mäßig dicken, in Pappe gebundenen, mit braunmarmoriertem Glanzpapier überzogenen Quartbande steht, von des Besitzers Hand geschrieben: „Einige Schatten Risse. Von gelehrten- und Staats-Männern. gesamlet von Johann Friedrich Grafen und Herrn von Beust Anno. 1784." (Das untere Viertel des Titelblatts ist weggeschnitten.)[1] Ob Graf Beust die Schattenrisse selbst angefertigt oder sie hat anfertigen lassen, wie viele von ihnen Ur-Aufnahmen sind oder nur Wiederholungen schon vorhandener Silhouetten, das war bis jetzt nicht festzustellen. Die meisten Silhouetten sind auf die Blätter des Albums gezeichnet und ausgetuscht, verhält-

[1] Dieser Graf Beust, geboren am 19. April 1761 in Altenburg, machte als gothaischer Rittmeister den Rheinfeldzug 1795/6 mit, gab 1797/1801 in Altenburg die von ihm begründete geschichtlich-statistisch-wirtschaftliche Zeitschrift ‚Sächsische Provinzialblätter' heraus und lebte sodann, nach kürzerem Aufenthalt in Cottbus, als Geschichtsforscher in Dresden, wo er am 5. Dezember 1821 gestorben ist. Seinem 1811 anonym erschienenen Werke ‚Kinder der Liebe deutscher Fürsten' und mancherlei unter dem Decknamen Friedrich Stube veröffentlichten Aufsätzen folgte in seinem Todesjahre 1821 das Buch ‚Altenburgs Kanzler' (vgl. Allg. Deutsche Biographie 2, 587; J. G. Meusel: Das gelehrte Teutschland 9, 95).

nismäßig wenige ausgeschnitten und aufgeklebt; der Mehrzahl fehlt eine Umrahmung, bei einzelnen ist diese in Wasserfarben auf das Blatt gemalt, bei manchen ist ein in Kupfer gestochener oder radierter Rahmen um das Bildnis geklebt. Die Namensunterschriften rühren von Beust selbst her, der auf der Rückseite der Blätter auch, mit Wiederholung des Namens, Geburts- und Todesjahr, sowie Angaben über die Lebensstellung des Abgebildeten vermerkt hat. Von den insgesamt 86 Bildnissen seien hier nur diejenigen genannt, deren gelegentliche Wiedergabe vorbehalten bleibt: J. J. Rousseau, J. G. Zimmermann, M. Mendelssohn (Karikatur, aber sehr lebendig), J. M. R. Lenz, D. Diderot, J. J. Winckelmann, J. B. Basedow, J. K. Lavater, K. W. Ramler, F. G. Klopstock, F. M. Klinger, C. F. Weiße, C. M. Wieland, G. A. Bürger, C. F. Nicolai. (Auffallend ist das Fehlen von Schattenrissen Herders und Mercks; daß eine Schiller-Silhouette nicht vorhanden ist, erklärt sich zur Genüge aus der frühen Entstehung der Sammlung.)

Auf Blatt 17 findet sich der in diesem Bande als Titelbild wiedergegebene Schattenriß Goethes; er gehört zu den nicht ausgeschnittenen, sondern gezeichneten und ausgetuschten und ist ohne Umrahmung. Das die Silhouette enthaltende, auf die Buchseite aufgeklebte Blättchen trägt von unbekannter Hand rechts unten die Bezeichnung „Goethe"; Beust selbst hat unten auf die Seite „Joh. Wolfgang. von Goethe." und auf die Rückseite geschrieben (die in Antiqua gesetzten Worte sind durchgestrichen): „Johann Wolfgang Freiherr von Goethe Herzogl. Sächs. Weimarischer würklicher geheimer Rath und Kammer-Präsident zu Weimar. geboren 1749." Keiner der zahlreichen, in der großen Silhouetten-Sammlung des Goethe-National-Museums und in den Werken über die Goethe-

Bildnisse vorliegenden Schattenrisse deckt sich mit dem unsrigen; wann und von wem er angefertigt worden ist, bleibt vorerst unbestimmt. Am meisten Ähnlichkeit, namentlich was die auffallend große Nase betrifft, scheint mir das Bild zu haben mit der namenlosen Radierung nach Schmolls Zeichnung aus dem Jahre 1774 oder 75, die bei Schulte-Strathaus auf Tafel 15 abgebildet ist (Lavaters Physiognomische Fragmente, 3. Versuch, 1777, S. 222; Rollett X 4; Zarncke 12a, Tafel 1, Nr. IX). Ich möchte daher glauben, daß unser Schattenriß nicht aus dem Jahre 1784 oder aus späterer Zeit stammt, sondern in den Jahren 1775 bis 80 entstanden ist.

Weimar, 24. Juni 1918. Hans Gerhard Gräf.

Abhandlungen

Friedenssaat

Geschichte einer deutsch-französischen Freundschaft aus den Jahren 1813/1870

(Mit ungedruckten Briefen des Barons von Wolbock)

Von Walter Vulpius

Fürst von Bülow sagt in seinem Vorwort zur ‚Deutschen Politik‘: „Der durch den Krieg einmal entfachte und mit Blut besiegelte nationale Haß wird nach dem Kriege so lange fortdauern, bis ihn eine anders gerichtete nationale Leidenschaft ablöst. Deutschland muß sich heute sagen, daß, wenn der Krieg selbst nicht ganz neue, freilich unwahrscheinliche Situationen schaffen sollte, die erbitterte Stimmung in Frankreich, England und Rußland sich auch aus dem Krieg in den Frieden forterben wird.“

Düster ist dieser Ausblick auf die künftigen Beziehungen der jetzt im Kampfe stehenden Völker, wie durchglüht von der unheilverkündenden Stimmung der Verse aus der ‚Braut von Messina‘:

> Denn zu tief schon hat der Haß gefressen
> Und zu schwere Taten sind geschehn,
> Die sich nie vergeben und vergessen;
> Noch hab' ich das Ende nicht gesehn.

Wie aber edle Menschlichkeit schwer verwundete und tödlich erkrankte Gefangene bei uns und im Feindesland unter Aufbietung höchster ärztlicher Kunst und hingebendster samariterlicher Fürsorge wieder zu Leben und Gesundheit herangepflegt hat, so ist ihre Stimme auch im Felde durch

den Donner der Kanonen nie ganz zum Schweigen gebracht worden. Ergreifend klingt sie aus der Grabschrift, die man auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Autry einem französischen Major gesetzt hat:

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Sie trieb einen französischen Offizier an, einen zwischen den feindlichen Stellungen schwer verwundet und hilflos liegenden deutschen Soldaten unter eigener höchster Lebensgefahr in die Obhut seiner Kameraden zu bringen, so daß ein deutscher Offizier in begeisterter Anerkennung solch edlen Opfermutes das Eiserne Kreuz von seiner Brust riß, um es dem Feinde anzuheften. Sie ist wie mit Flügelrauschen vom Himmel herab erklungen, als deutsche Flieger den Heldenmut des überwundenen Feindes Pégoud, sowie englische den unsres Immelmann bei seinem Begräbnis ehrten.

Ich habe französische Dorfbewohner weinen sehen beim Abzug ihres deutschen Ortskommandanten, der ihnen viele Monate hindurch ein gerechter und gütiger Vorgesetzter gewesen war, und auch den beiden Alten — Gärtner und Haushälterin — vom Schloß Bois de Lord, die mit tiefem Mißtrauen unser Feldlazarett sich in ihrem Bereich hatten einnisten sehen, standen Tränen in den Augen, als wir nach siebenmonatigem Aufenthalt abrückten, da wir uns bemüht hatten, die unvermeidlichen Härten des Krieges durch persönliches Wohlwollen zu lindern.

So dürfen wir wohl hoffen, daß nicht nur die Erinnerung an Taten des Hasses und der unerbittlichen Kriegsnotwendigkeit fortleben wird, sondern daß andrerseits

solch menschenfreundliches Handeln zwischen Feinden sich bewähren möge als

„Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen"!

Wie aber auch aus kriegdurchfurchtem Boden solche Saat aufsprießen und Früchte tragen kann, die zweien Familien feindlich gewesener Völker auf viele Jahrzehnte hinaus zu Glück und Segen gedeihen, möge die folgende Weimarer Familiengeschichte nach alten Urkunden und Briefen verheißungsvoll zeigen. Sie gewinnt noch besonderen Reiz durch die Beziehungen ihrer Hauptträger zu Goethe und seinem Sohn und zu hervorragenden Mitgliedern des Weimarer Fürstenhauses.

Die verhängnisvolle Schlacht von Jena und Auerstädt war geschlagen. Unter Napoleons Feinden hatte Herzog Karl August von Weimar als preußischer General die Vorhut bei einem Vorstoß gegen die Mainlinie befehligt, während sein jüngerer Sohn, der vierzehnjährige Prinz Bernhard, als Freiwilliger an der Schlacht bei Jena im Stabe des Fürsten Hohenlohe teilgenommen hatte. Nur dem unerschrockenen und würdevollen Dazwischentreten der Herzogin Luise war es zu danken, daß Napoleon nicht im ersten Zorn Karl August, den er später einmal als den unruhigsten aller deutschen Fürsten bezeichnete, seines Landes beraubte und die Residenz Weimar einer vollständigen Plünderung und Verwüstung preisgab. Ruhigere Erwägungen griffen bei ihm Platz, und er sagte sich wohl, daß er nicht als Barbar in der Heimstätte der höchsten deutschen Geisteskultur hausen, noch die nächsten Verwandten des mächtigen Kaisers von Rußland allzu tief demütigen dürfe. Er stellte deshalb nur die Bedingung, daß Karl August sofort den preußischen Dienst verlassen und sich, unter Zahlung einer Kontribution von 200 000 Frank für sein Land, dem Rheinbund anschließen solle.

Begreiflich ist, daß trotz aller Ergebenheitsbezeigungen Karl Augusts besonders während der Dreikaiser-Zusammenkunft in Erfurt und des nachfolgenden Besuchs in Weimar das Mißtrauen Napoleons gegen ihn nie ganz zur Ruhe kam. So entsandte er im Dezember 1811 als Ministre plénipotentiaire für die thüringischen Höfe mit dem Sitz in Weimar zwar den schöngeistigen, feinsinnigen und rücksichtsvollen Mr. de St. Aignan, — „ein Mann", wie Voigt an Böttiger schreibt, „von dem außerordentlich viel Gutes gerühmt wird; bedenken Ew. Wohlgeboren, wie hold uns der Kaiser ist und wie angeehrt wir uns empfinden", — gab ihm aber unter anderm die folgende Anweisung: „Herr Baron von St. Aignan wird seinen Hauptwohnsitz in Weimar nehmen; aber es ist ratsam, daß er sich von Zeit zu Zeit nach Gotha begibt, und daß er wenigstens mit einem Fuße immer dort ist. Er wird es sich angelegen sein lassen, an beiden Höfen alle Informationen zu sammeln, die geeignet sind, die Aufmerksamkeit des Cabinettes zu fesseln, er wird vor allem die Beziehungen kennen zu lernen suchen, die die Herzöge von Sachsen mit den fremden Höfen unterhalten könnten. Der Herzog von Weimar stand einst im Dienste Preußens, er ist mit dem russischen Kaiserhause verwandt .... Es ist auf alle Fälle gut, zu wissen, welche Art Beziehungen die Fürsten der Vermutung nach mit den verschiedenen Höfen haben könnten. — Die Stadt Weimar ist der Sammelpunkt einer großen Zahl berühmter Schriftsteller, deren Schriften, in ganz Deutschland gelesen, großen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben; und da oft politische Fragen in rein literarische Abhandlungen vermengt sind, wird sich Herr Baron von St. Aignan über alle in Weimar oder Gotha neu erscheinenden Werke in Kenntnis halten müssen und über den Geist, in dem sie verfaßt sind."

Als Hilfskraft, besonders für die zuletzt angedeutete Aufgabe, brachte Herr von St. Aignan einen jungen Baron von Wolbock mit nach Weimar, der nicht nur bei Hof verkehrte und dabei besonders die jüngeren Mitglieder der fürstlichen Familie und der Hofgesellschaft näher kennen lernte, sondern auch zu den schöngeistigen Kreisen durch den ihm befreundeten August von Goethe Beziehungen unterhielt. Seine literarischen Interessen betätigte er ferner durch fleißiges Arbeiten auf der Großherzoglichen Bibliothek. Besonders aber pflegte er mit höheren Beamten der jüngeren Generation freundschaftlichen Verkehr, so namentlich mit Schnauß (nachmaligem Kammerkonsulenten und Hofadvokaten in Weimar) und Peucer, der später als rechte Hand des Ministers von Wolfskeel seinem Fürsten und Land so treffliche Dienste während und nach der Fürstenzusammenkunft in Dresden leisten sollte.

Wolbock entstammte einer royalistisch gesinnten, durch die Französische Revolution verarmten Adelsfamilie. Trotz seiner legitimistischen Neigungen sah er sich genötigt, unter der Herrschaft Napoleons eine Stellung anzunehmen, zufrieden, daß die ihm in Weimar obliegende Tätigkeit seinen schöngeistigen Neigungen, und der ihm dort gebotene Verkehr seinen gesellschaftlichen Ansprüchen zusagte. Der diplomatischen Seite seiner Tätigkeit, die der obigen Anweisung zufolge in letzter Linie auf politische Spionage abzielen sollte, mochte er wohl weniger Reiz abgewinnen. Jedenfalls machte er sich nach dieser Richtung hin nicht unentbehrlich, so daß er, sehr gegen seine Neigung, den weitgreifenden Aushebungen anheim fiel, wodurch Napoleon nach dem unglücklichen russischen Feldzug in der Voraussicht eines neuen Krieges die in seinen Heeren entstandenen Lücken wieder füllen mußte.

Vor seinem Abschied von Weimar legte ihm August von

Goethe sein Stammbuch vor, das im Jahre 1801 durch die herrlichen Verse des Vaters geweiht[1], ein Sammelplatz für die Niederschriften der hervorragendsten Persönlichkeiten aus Goethes Freundes- und Verehrerkreis geworden war.

Wolbock hinterließ daselbst die Zeilen:

Je n'oublierai jamais que pendant mon séjour à Weimar j'ai été assez heureux pour jouir des bontés de l'homme le plus justement célèbre de l'allemagne et de l'amitié de son fils.
Weimar 10 Fébrier 1813. de Wolbock.

Als junger Offizier wurde er dem schlesischen Heeresteil zugewiesen. Er fand dort auf einer Fouragierungstour Gelegenheit, das bereits völlig ausgeplünderte Dorf Tschirne vor der Einäscherung seitens seiner enttäuschten und erbitterten Kameraden zu bewahren. Die dankbaren Einwohner nötigten ihm für diese menschenfreundliche Handlung ein Anerkennungsschreiben auf, dem er später, als er in preußische Gefangenschaft geraten und erkrankt war, die Erlaubnis verdankte, sich wieder nach Weimar begeben und dort pflegen zu dürfen.

Hier langte er gleichzeitig mit den flüchtigen Heerestrümmern an, die nach der Völkerschlacht bei Leipzig in völliger Auflösung der französischen Grenze zustrebten.

Furchtbare Zustände herrschten zu jener Zeit infolge der häufigen Truppendurchzüge auf der großen Frankfurt-Leipziger Heeresstraße in der kleinen Residenz an der Ilm. Nicht nur war das Weimarer Land und die Bevölkerung infolge der fast unerschwinglichen Kriegssteuern an allen Barmitteln völlig verarmt, sondern sein Viehstand durch

---

[1] Gönnern reiche das Buch und reich' es Freund und Gespielen,
Reich' es dem eilenden hin, der sich vorüberbewegt.
Wer des freundlichen Worts, des Nahmens Gabe dir spendet,
Häufet den edlen Schaz holden Erinnerns Dir an.
Jena, d. 22. Nov. 1801. Goethe.

die rücksichtslosen Beitreibungen annähernd vernichtet, die Felder teils nicht bestellt, teils durch Bivouaks und barbarische Fouragierung für Mann und Roß verwüstet, die Scheuern geleert und die Wohnhäuser der Dörfer niedergebrannt, ausgeplündert oder wenigstens aller Holzteile beraubt, die zur Unterhaltung der Bivouakfeuer hatten dienen müssen. Das Schlimmste aber waren die Seuchen, die, von den französischen Truppen eingeschleppt, sich in Stadt und Land immer weiter und verheerender ausbreiteten und zahllose Opfer unter jung und alt dahinrafften. Waren doch alle sechs Kinder Johannes Falks diesem Würgengel erlegen, so daß der verwaiste Vater nur in der Fürsorge für fremde verwahrloste und verwaiste Kinder einigen Trost in seinem namenlosen Schmerz finden konnte. Er schreibt in einem Brief nach England: „Es ist keine pestartige, verheerende Seuche, die uns die Durchzüge feindlicher und freundlicher Heere nicht voriges Jahr in unser Land gebracht! . . . Der Schrecken, die Angst vor Ansteckung bemächtigte sich so der menschlichen Gemüter, daß eine allgemeine Niedergeschlagenheit herrschend wurde."

Daß es unter solchen Umständen für einen flüchtenden, schwer erkrankten Franzosen trotz seiner früheren freundschaftlichen Beziehungen in Weimar nicht leicht war, ein bergendes Quartier und willige Pflege zu finden, ist nur zu begreiflich. St. Aignan war zusammen mit Wolbocks Nachfolger Schwebel am 24. Oktober als Gefangener von Gotha nach Weimar gebracht, dann aber aus seinem alten Logis weiter nach Prag abgeführt worden.

Dem geschlagenen Heere fast unmittelbar auf dem Fuße folgend, waren die verbündeten Sieger in hellen Haufen über das weimarische Land geströmt: die „heilig große Flut", wie Goethe schreibt, „die den Damm zerriß, der uns verengte". Der linke Flügel des Heeres zog ge-

radeswegs über Weimar; „hier sah man“, schreibt ein Augenzeuge, „alle Völker vom Kaukasus in Asien und Persiens Grenzen: Slavonier, Illyrier, Ungarn usw.“ Und während derselbe Erzähler in seinem ersten Freudenrausch rühmt, „daß der ganze Durchzug ohne den mindesten Exzeß oder Nachteil für die Bevölkerung erfolgte“, so erinnerte zwar auch Goethe in einem späteren Gespräch mit Luden an das Wort des Jenenser Philisters, der freudig ausgerufen hatte: „Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen,“ fügte aber doch bedenklich hinzu: „Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren.“ Auch gegen Humboldt beklagte er sich über die Verheerungen der Kosaken, die wirklich arg seien und ihm alle Freude an dem Spaß nähmen, ja „das Heilmittel sei übler als die Krankheit, man werde die Knechtschaft los, aber zum Untergehen“. Sein Haus und seine Wirtschaft hatten durch die Einquartierung des österreichischen Feldzeugmeisters Grafen Hieronymus Colloredo-Mansfeld mit großem Gefolge schwer gelitten, und trotz des hohen Ranges seiner Gäste schrieb er am 26. Oktober 1813 — wie der Jenenser Philister aufatmend — in sein Tagebuch: „Colloredo ab, das Haus gereiniget.“

Daß unter solchen Verhältnissen August von Goethe, der noch unverheiratet in der Mansarde seines väterlichen Hauses wohnte, sich des kranken Wolbock nicht annehmen konnte, ist wohl begreiflich, aber auch die andern Freunde: Schnauß und Peucer, waren mit Geschäften überhäuft und oft von Weimar abwesend.

„Traurig“, schreibt der Kupferstecher Th. Götze aus Weimar, „war der Anblick der in der Stadt herumwan-

dernden Franzosen. Sie, die unter Napoleon keck und stolz im vollen Übermut der Sieger einhergingen, die nirgends Schwarz- oder Roggenbrot, ungern gekochtes, sondern stets gebratenes Fleisch genießen wollten, sie, die ihre Wirte oft bis zur Verzweiflung gebracht hatten, suchten jetzt, in Lumpen gehüllt, voll Schmutz und Ungeziefer, ihre Nahrung oft kümmerlich in den Rinnsteinen der Gossen." Auch drohten ihnen Gefahren von seiten der Kosaken und Baschkiren, wie es Falk in seinem Weimarer Tagebuch vom 21., 22. und 23. Oktober schildert.

Schließlich fand Wolbock Unterkunft bei einem Arzt namens Schlütter, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm auch kunstgerechte Behandlung zuteil werden ließ, nachdem er seine Erkrankung als einen Fall der Seuche erkannt hatte, die ihm wie anderen Ärzten immer mehr zu schaffen machte. Doch war es dem barmherzigen Samariter nicht vergönnt, seinen Gast bis zur Genesung zu pflegen, da er sich selbst in seiner aufreibenden Tätigkeit eine schwere Ansteckung zugezogen hatte und ihr nach kurzem Kampfe erlag. Nun nahm sich des bewußt- und gänzlich hilflosen Kranken die im selben Hause wohnende Witwe des Forstrates Rudolph an. Dieser hatte seine Laufbahn als tüchtiger Forst- und Rentbeamter in Zillbach begonnen, war dann nach Oberweimar und Weimar versetzt worden, hier aber am 31. Juli 1813 als eines der früheren Opfer der Seuche erlegen, seine Witwe an ihrem 35. Geburtstag ohne nennenswertes Vermögen, aber mit sechs unversorgten Kindern der allgemeinen Zeitnot gemäß in sehr bedrängten Umständen zurücklassend. Da die älteste Tochter Luise sich längere Zeit bei Verwandten in Hildburghausen zu Besuch aufhielt, so fiel der erst dreizehneinhalbjährigen Marianne die Aufgabe zu, die Mutter in der schweren Pflege des typhuskranken Franzosen zu unter-

stützen. Sie rechtfertigte dabei in vollem Umfange das schöne Zeugnis, das ihr am 8. Juli beim Schulabgang von ihrem Lehrer ausgestellt war: „Mariannchen hat mir viele Beweise von Fleiß und einem guten Herzen gegeben. Ihre Aufmerksamkeit und ihr Bemühen um das Wahre und Gute machten, daß ich sie mit Freude unterrichtete. Möge sie ihr kindliches reines Herz erhalten durchs ganze Leben und immer den Frieden und die Freude genießen welche ein frommer edler Sinn in sich trägt!"

Marianne muß aber nicht nur ein gutes und liebes, sondern auch ein bildschönes, anmutiges Geschöpf gewesen sein, und, obgleich sie noch ein halbes Kind war, sollte ihr weiblicher Liebreiz ganz ohne ihr Verschulden dazu beitragen, das Liebeswerk, woran sie mit der Mutter gemeinsam tätig war, noch zu erschweren.

Von allen Kriegsvölkern, die nach der Schlacht bei Leipzig Weimar überschwemmten, haben sich Baschkiren als Nachzügler am längsten dort aufgehalten. Sie richteten sich in ihren Quartieren ganz häuslich ein und traten als harmlos gutmütige Naturkinder mit ihren Wirten vielfach in gemütlichen Verkehr. Über sie schreibt Falk in seinem Tagebuch: „Beständig erscheinen mir noch, so oft mich mein Weg an dem Rathause von Weimar vorüberführt, jene Baschkiren, wie ich sie hier zum ersten Male mit verwunderten Augen sah, mit ihren breitgedrückten, aber dabei grundehrlichen mongolischen Gesichtern, wie sie, Pfeil und Bogen über ihre Schultern gehängt, träumerisch auf ihren kleinen, aber auf die Dauer gebauten, halbwilden Steppenpferden dasitzen, mit kegelförmig zugespitzten, inwendig rot aufgeschlagenen Hüten . . . Zwei ganze Jahre sind diese fröhlichen und harmlosen Kinder der Natur von den Grenzen von China unterwegs gewesen, um zuletzt in Paris einzutreffen, und indem ich dieses schreibe, werden sie wohl

noch reiten, um wieder in ihre alte Heimat zurückzukommen ... Auf der Kegelbahn des Armbrustschießhauses stehen sie bei männiglich in gutem Andenken." Als vortreffliche Bogenschützen zeigten sie für das Schießen mit der Stahlarmbrust, wie es in jener Gesellschaft, ähnlich wie im Schneppergraben zu Nürnberg, noch gepflegt wird, besonderes Interesse. Ihr Führer bewies seine ganz besondere, den Weimarer Armbrustschützen weit überlegene Kunst, indem er drei Pfeile in den Turmknopf des hohen Schloßturmes schoß; dort haben sie jahrzehntelang gegen Wind und Wetter sich gehalten, bis sie bei Ergänzungsarbeiten am Dach des Turmes vom Schieferdecker herausgezogen und dem Kleinodienschrank der Stahlarmbrustschützen als besonders interessante Schaustücke einverleibt wurden. Vielleicht erhielt Goethe von demselben Baschkirenhäuptling den Bogen nebst Pfeilen „verehrt", womit er gemeinsam mit Eckermann am 1. Mai 1825 die Schießversuche in seinem Hausgarten anstellte.

Dieser Baschkirenführer, von dem Falk sagt: „Ihr Vorgesetzter, der so große, wenn nicht größere Besitzungen unter den Seinigen wie unser Herzog haben soll", hatte die schöne Marianne bei ihren Ausgängen wiederholt gesehen und eine tolle Leidenschaft für sie gefaßt. Ganz unbefangen hatte wohl auch sie, wie im allgemeinen die Weimarer Kinder, sich an seinen Reiter- und Schützenkünsten erfreut und sein zottiges Steppenpferd geliebkost. Wie bestürzt aber war sie, als der exotische Reitersmann sich als stürmischer Liebhaber entpuppte und ihr werbend klar zu machen suchte, daß er ein Fürst unter den Seinen und Herr über weite Ländergebiete sei. Allen Ernstes drang er in sie, sein Weib zu werden und auf Pferdesrücken oder in der Kibitka ihn nach seiner fernen Steppenheimat an der Ostgrenze des russischen Reiches zu begleiten. Als Dol-

metscher diente ihm bei seinem Liebeswerben ein Baschkirenknabe, von dem Falk berichtet: „Einer von den jungen Baschkiren ist auch in Weimar während der Muße ihrer Winterquartiere zur Schule angehalten worden, und dieses Kind, voll natürlicher Anlagen, brachte es bald in unserer Sprache zu bedeutenden Fortschritten, so auch, daß es in kurzem zur größten Freude der Seinigen auf der Kegelbahn des Armbrustschießhauses, wo sein Vater den Rechenmeister machte, einen Dolmetscher abgeben konnte."

Die Not und Aufregung der armen Witwe stieg infolge dieser Bedrängnis aufs höchste; mußte sie doch nicht nur befürchten, daß ihr Pflegling entdeckt und, vom Krankenlager gerissen, dem sicheren Tode preisgegeben würde, sondern sie zitterte auch, daß ihr Kind, wenn es dem Fremdling nicht willig folgte, mit Gewalt entführt werden möchte. Wochenlang hielt sie deshalb Mariannen zu ihrem Schutze ängstlich hinter Schloß und Riegel. Sie atmete erst wieder auf, als nach Monaten die Zeit gekommen war, wo nicht nur ihr Pflegling der endlichen Genesung entgegen ging, sondern auch eine ältere Freundin des Hauses an die noch in Hildburghausen weilende älteste Tochter in einem Brief vom 29. Juli 1814 berichten konnte: „Hier geht es ziemlich ruhig zu, die Einquartierungen lassen nach, die Baschkiren sind auch fort, zur großen Erleichterung Ihrer Mutter und Schwester, aber auch zu ebenso großem Leidwesen der hiesigen Buben, die dadurch in ihren ritterlichen Übungen unterbrochen werden. Der kleine Baschkire ist mit vielen Tränen von seinen ihn eine Strecke begleitenden Schul- und Spielkameraden geschieden, hat auch von den meisten Andenken erhalten."

Aus dem Familienbuch von „Johannes Schmids Nachkommen", zu denen auch die Forsträtin gehörte, entnehme ich die Schilderung der nun folgenden Geschehnisse, wie

sie ein Neffe der Forsträtin, der nachmalige Weimarer Oberschulrat Karl Otto Schmid nach Erzählungen aus dem Munde der Tante in den sechziger Jahren aufgezeichnet hat. „Der junge Franzose erholte sich nach und nach; die treue Pflegerin fand darin ihren schönsten Lohn. Er lernte nun die Tante [des Schreibers] erst kennen, und fing an, sie als seine zweite Mutter zu lieben und zu verehren. Denn die unermüdliche Sorge war auf keinen Undankbaren verwandt worden. Oft ging dem edelmütigen Manne das Herz über in Dankbarkeit und Liebe. Schon war er der völligen Genesung nahe; da versuchte er ohne Erlaubnis des Arztes und der Tante einen Ausgang, er wollte einen versteckt gehaltenen Kameraden aufsuchen, aber er fand ihn nicht, und der unvorsichtige Ausgang zog ihm einen starken Rückfall zu. Er war von neuem in Lebensgefahr, aber, von neuem aufs liebreichste gepflegt, genas er unter Gottes Schutz zum zweiten Male und wünschte, nun ganz hergestellt, in das teure, der von ihm geliebten Königsfamilie zurückgegebene Vaterland und zu den Seinigen zurückkehren zu können. Aber siehe! die Geldmittel waren schon längst ausgegangen, und die Freunde, die den Kranken zur Tante gebracht hatten, waren abgereist. Er wandte sich brieflich an seine ehemaligen Freunde in Frankreich, um von ihnen Mittel zur Rückkehr ins Vaterland zu bekommen, aber er erhielt trotz wiederholten Schreibens keine Antwort. Indes stieg seine Sehnsucht immer höher. Das tat der Tante von Herzen leid. Auch hielt die immer tätige Frau nicht für gut, daß der junge Mann ohne alle Tätigkeit bleibe; endlich wurde es ihr immer schwerer, ihn neben ihren Kindern zu ernähren. So streckte sie ihm das Reisegeld vor, so weit es ihr möglich war, obgleich es ihr schwer fiel, auch diese geringe Barschaft zu entbehren. Mit Tränen im Auge und unter den zärtlichsten Ausdrücken

der Dankbarkeit nahm der junge Franzose Abschied von seiner deutschen Mutter und wanderte seinem Vaterlande zu. Auch hatte er versprochen, recht bald zu schreiben.

Aber erst nach langer, langer Zeit traf ein Brief bei der Tante ein. Er enthielt folgendes: Mit Mühe und Not war von Wolbock bis nach Paris gekommen, dort hatte er umsonst bei seinen alten Freunden Hilfe gesucht. Die waren teils selbst in großer Not, teils waren sie verschollen. Besonders war einer, auf den er seine Hoffnung gesetzt hatte, gar nicht aufzufinden; es war der Herzog von Doudeauville.

Indes ging auch die kleine Barschaft zu Ende. Als sie noch einen Frank betrug, besuchte v. W. eine Kirche, wo er in heißem Gebet Gott um Hilfe bat. Getröstet und gestärkt verließ er die Kirche. Da trat eine arme Frau zu ihm heran und bat ihn dringend um ein Almosen. Er konnte solchen Bitten nicht widerstehen, denn er dachte wohl an die Hilfe, die er von Fremden in Deutschland gefunden hatte. So gab er ihr sein letztes Geld. Nun war er ganz ohne Mittel, aber in seinem Herzen mochte wohl so etwas Ähnliches erklingen, wie das schöne deutsche Sprichwort: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten." — Ehe aber Gottes Hilfe kam, sollte sich erst noch eine andere Gefahr nahen. Unbekannt und in dürftigem Anzuge umherwandelnd, war er der Polizei schon länger aufgefallen. So sollte er auf einer seiner vielen vergeblichen Wanderungen durch die Stadt von der Polizei angehalten und, ohne die gehörige Legitimation gefunden, als ein Verdächtiger soeben aufgegriffen werden. Er will sich wehren und herausreden; darüber entsteht ein Zusammenlauf. Da drängt sich ein altes Weib durch die Menge, schlägt ihren Mantel um ihn und bittet um Gnade für ihren „Sohn, der ohne Verstand sei". Noch ist die Befreiung nicht gelungen, und der Tumult wird immer größer, als ein vor-

überfahrender prächtiger Wagen anhält und ein vornehmer Herr aussteigt, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen. Der junge Baron wird dem vornehmen Herrn vorgestellt; dieser betrachtet den Schützling der armen Frau genauer und erkennt ihn. Der vornehme Herr war kein anderer als der Herzog von Doudeauville, der erst seit kurzer Zeit nach Paris zurückgekehrt ist. Alsbald ist v. W. aus seiner peinlichen Lage befreit, aber der Herzog bewährt sich auch ferner als ein warmer Freund und väterlicher Gönner, der ihm zunächst möglich macht, seine Schuld an die Tante abzutragen. Bald nachher wird v. W. im Ministerium angestellt und bezeigt nun seine stets wachsende Dankbarkeit in oft wiederholten zärtlichen Briefen."

Vom Jahr 1822 ab sind die meisten Briefe Wolbocks an seine mütterliche Freundin noch vorhanden. Sie legen beredtes Zeugnis ab von der andauernden aufrichtigen Dankbarkeit und herzlichen Zuneigung des Schreibers für die ganze Familie seiner Retterin. Zugleich aber geben sie Aufschluß über die Gestaltung und Richtung seiner Laufbahn, Tätigkeit und politischen Neigungen.

Als Ultraroyalist war er unter dem gemäßigt konservativen Ministerium Richelieus nicht recht vorwärts gekommen, um so mehr fing sein Weizen an zu blühen, als im Dezember 1821 Richelieu sein zweites Ministerium niedergelegt hatte und, bei der Indolenz des greisen Königs Ludwig XVIII., die Ultras mit dem Minister Villèle an der Spitze ans Ruder kamen. Auch ersehen wir aus dem ersten erhaltenen Brief, wie Wolbock mit der legitimistischen Partei in Spanien sympathisiert. Ferner nimmt er Bezug auf die ihm inzwischen mitgeteilte Beförderung seiner „Schwester" Marianne, die trotzdem in seiner Vorstellung immer das reizende halbwüchsige Mädchen blieb, das wie ein guter Engel sein Krankenlager umwaltet und

durch ihr fröhliches Geplauder ihm manche Genesungsstunde erheitert hatte. Sie hatte auf Empfehlung der mit ihrer Mutter befreundeten Frau Professor Batsch, Erzieherin der Enkelkinder Karl Augusts, die Stellung einer Kammerfrau bei den Prinzessinnen Maria und Augusta erhalten.

In seinem nächsten Brief, geschrieben im „Cabinett" am 15. Mai 1823, kündigt Wolbock seinem „Gutt-Mutterchen" eine Zeitschrift l'Étoile an, die sie täglich als Erinnerungszeichen an ihren dankbaren Pflegesohn empfangen soll. Er macht besonders aufmerksam auf die neuesten Nachrichten aus Spanien, die er selbst nach Estaffetten-Depeschen redigiert:

Paris le 15 Mai 1823.

Je vous le dis pour vous seul, et ne le faites point savoir à personne, nos affaires en Espagne vont comme vous le voyez, très bien. Notre brave armée est d'un dévouement à toute épreuve pour le service du Roi et les Espagnols nous reçoivent parfaitement.

Je vous embrasse, chère petite Maman de tout mon cœur, et je donne aussi un baiser fraternel à ma petite sœur Marianne.

Le Bon de Wolbock.

Der regelmäßige Empfang des Étoile beunruhigte aber die Forsträtin; war sie doch nicht in der Lage, aus eigenen Mitteln sich einen solchen Luxus zu gestatten, zumal da ein kleiner Extrazuschuß zu ihrer kärglichen Witwenpension aus der Großherzoglichen Schatulle ihr mit Rücksicht auf die Versorgung ihrer Marianne wieder entzogen zu werden drohte. Andererseits wollte sie von Wolbock kein Geschenk annehmen, das ihm selbst Unkosten verursachte. Er beruhigt sie aber über diese Skrupel in einem Brief vom 11. August 1823:

Paris le 11 Août 1823.

Liebsten Mutter, vous savez combien je vous aime et par consequent combien je m'afflige de tout ce qui vous arrive de facheux; votre maladie et la perte de votre pension sont des événe-

ments qui me font beaucoup de peine. Vous connaissez mon cœur, sa franchise et sa sincérité. Comment avez-vous pu croire un instant que je vous envoyais l'Étoile pour vous la faire payer? C'est un hommage que je vous fais et que je puis vous faire sans qu'il m'en coute un Sol, puis que je suis un des Proporietaires, et comme je vous l'ai déjà dit confidentiellement, l'un des rédacteurs de ce Journal, sans contredit le mieux instruit et le plus intéressant de tous les journaux à Paris, car il donne les nouvelles politiques 24 heures avant tous les autres.

Si vous pauviez louer ou vendre le No que je vous envoie, cela me ferait grand plaisir, et les 60 Frcs d'abonnement seraient pour acheter, en mon nom, des étrennes à vos chers enfans. Il me semble que soie chez Mr. Bertuch ou au chateau, vous trouveriez facilement à le ceder. Du reste c'est votre bien, faites en tout ce que vous voudrez, mais recevez le avec le plaisir que son maitre éprouve à vous l'offrir.

Je m'afflige pour vous de l'éloignement de ma sœur Marianne [sie war mehrfach mit ihren Prinzessinnen auf Reisen], mais j'éspêre qu'il ne sera pas long et que bientôt elle sera de retour près de vous.

Le Bulletin que vous portera aujourd'hui le Journal, vous donnera une nouvelle preuve que les français son restés français, et que leur valeur est sans bornes sous le commandement d'un Bourbon. La discipline de notre belle armée est aussi admirable que son courage. Croiriez vous qu'un Éscadron de cavalerie ayant manqué de fourager, et se trouvant au bivouac, près d'un champ de luzerne, pas une seule feuille n'en a été arrachée.

J'ai vu Mr. Veyland[1], je lui ai rendu sa visite, mais je ne l'ai point trouvé; je voudrais qu'il revint me voir. En votre honneur et gloire, je lui donnerai par fois des billets de Spectacle. —

Recevez, Teuerste Mutter, l'hommage bien sincère de ma reconnaissance et de tous les sentimens tendres que je vous conserverai toute la vie pour vous et votre famille.

Le Bon de Wolbock.

Besondere Freude verursachte ihm ein Brief der Forsträtin, den Marianne ins Französische übersetzt hatte. Er antwortete darauf:

[1] F. K. Weyland, Weimarischer Legationsrat in Paris.

Paris le 9 Mai 1824.

Meine Schwester Marian schreiben wie ein Engel und es ist auch ein Engel, wie die gutt Mutter, mit welchem ich möcht so gern ein ¼ Stund sprechen.

Gutte Mutterchen, j'allais vous écrire au moment où votre aimable et bonne lettre m'est parvenue; vous avez doublé le plaisir que j'en ai éprouvé en la faisant traduire par ma bonne petite sœur, que je serais si heureux de revoir ainsi que vous après dix ans qui m'ont paru aussi longs, que le siège de Troyes aux grecs. Mais pourquoi ne pas espérer que nous nous reverrons, je suis plus confiant que vous dans la Providence, qui je l'espère ne me refusera pas un bonheur que je souhaite tous les jours. J'avais 22 ans quand j'ai quitté Weimar, j'en ai 32 maintenant; que je suis vieux! mais mon cœur reconnaissant est toujours aussi jeune pour vous aimer.

Comme votre lettre m'est arrivée je prenais la plume pour vous écrire, connaissant votre intérêt maternel pour moi, que le Roi d'Espagne venait de me donner la croix extraordinaire de l'Ordre Royal et distingué de Charles III. avec la plaque, les entrées à sa cour, et le droit de lui baiser la main, ce que je ne suis pas pret de faire, et toutes ces faveurs, S. M. C. me les accorde sans que j'aye jamais pensé à les lui demander, ce qui est bien flatteur. Si j'ai été assez heureux pour rendre quelque services à sa cause, qui était celle des Rois et des royalistes, je m'en trouvais récompensé par le succès. Cette faveur insigne du Roi Ferdinand est hors de proportion avec mon faible mérite, je l'avoue sincèrement, et je ne m'en réjouis que parceque votre bonté pour moi fera, que vous en éprouverez du plaisir, j'en suis certain.

Donnez moi très souvent de vos nouvelles et de celles de ma sœur Marianne, pour laquelle j'écris aujourd'hui avec de belles lettres, comme un maitre d'Ecole, mais le bonheur d'être lu et compris par elle, me donne un plaisir qui dure toujours aussi longtemps que je puis vous dire, je vous aime bien tendrement: vous et tout ce que vous appartient.

Je conserve toujours précieusement vos cheveux et les bretelles qui m'ont été brodées par ma sœur Marianne, que je me permets d'embrasser de tout mon coeur ainsi que vous Gutte Mutterchen.

Leben Sie auch Wohl und Froh.

Le Bon de Wolbock.

Am 8. Oktober 1824 unternahm Marianne als Begleiterin ihrer Prinzessinnen die erste Reise zu den russischen Großeltern der letzteren nach Petersburg.[1] Am zweiten und dritten Tag kamen die Reisenden durch Städte und Gegenden, die in Wolbocks Erzählungen von seiner schlesischen Episode eine Rolle gespielt haben müssen. So schreibt Marianne aus Frankfurt a. O.: „Auch Torgau hebt sich wieder als ein lichter Punkt in der Gegend, weil die Elbe da schon bedeutend ist. Ich dachte recht viel an Wolbock, suchte auch, ob ich im Durchfahren nicht das Schild von H. Zinngießer Geelhaar erblicken könnte, aber vergebens.“ Nach anstrengender sechswöchiger Wagenfahrt trafen sie, von kleinen Unfällen wie Radbruch und dergleichen abgesehen, wohlbehalten am 18. November in Petersburg ein. Von dort berichtet sie am 28. November ihrer Schwester Luise: „Von den entsetzlichen Verheerungen, die das Unwetter und vorzüglich Wasser hier angerichtet haben. Wir haben zwar persönlich nicht davon gelitten, allein es soll doch, was sich auch denken läßt, auf das allgemeine Leben sehr viel Einfluß haben, so daß sich auch bis auf den Hof die Folgen der Stille mit erstrecken würden; doch ist dazu die Kränklichkeit der regierenden Kaiserin auch mit Veranlassung.“

In einem späteren Brief Mariannens (28. Dezember) an die Mutter heißt es: „9000 mag allerdings eine vielfach multiplizierte Angabe der Ertrunkenen sein, es bleiben ihrer aber immer genug. Man hört sehr verschiedene Zahlen, und jetzt nun immer mehr der tieferschütterndsten Unglücksfälle.

[1] Goethe schreibt am 6. Oktober über dieses Unternehmen an Willemer: „Wir leben in drohender Bewegung: die junge fürstliche Familie geht nach Petersburg. Bei einem solchen Scheiden, was kommt da nicht alles zur Sprache, bei jeder Trennung wird empfunden, was eine befriedigte Gegenwart verschweigt“, und er benutzt die günstige Gelegenheit, einen Dankesbrief an seinen früheren anatomischen Berater Loder nach Moskau mitzugeben.

Besonders von einigen, die aus Verzweiflung und Schreck wahnsinnig wurden."[1] Prinzeß Augusta bestätigt diese einschränkenden Berichte in einem Brief vom 12. März 1825 an ihren Religionslehrer Ober-Konsistorialrat Dr. Horn in Weimar: „Dann gingen wir nach St. Petersburg, welches zwei Tage nach unsrer Ankunft von der schrecklichen Überschwemmung heimgesucht wurde. Zwar hat sie 573 Menschen und viele edle Dinge geraubt; allein dennoch kommt sie bei weitem nicht der übertriebenen Beschreibung in den Zeitungen nahe." Im übrigen sind Mariannens Briefe voll von Schilderungen interessanter Erlebnisse und großartiger Eindrücke.

Die Kunde von jenen Petersburger Fährlichkeiten war

---

[1] Auch an Goethe war ein ausführlicher Bericht über die große Petersburger Überschwemmung durch die im Gefolge der Erbgroßherzoglichen Herrschaften befindliche Gräfin Caroline von Egloffstein gelangt, „die nach dem höchst verständigen und liebenswürdigen Geiste, der sie bewohnt, mir das Merkwürdigste im Allgemeinen und Besonderen über dieses Ereigniß geschrieben hat." (Brief an Knebel vom 24. Dezember 1824.) In seiner Antwort schrieb er dann: „Das große Unheil will die Einbildungskraft nicht loslassen." Es beschäftigte ihn nach zwei Seiten hin, indem es ihn einerseits mit Sorgen um das Ergehen der hohen Reisenden erfüllte, andererseits aber sein Interesse für metereologische Vorgänge aufs höchste und lang andauernd in Anspruch nahm. Jene Sorge kommt vor allem zum Ausdruck in dem Brief an die Erbgroßherzogin Maria Paulowna vom 14. Februar 1825: „Wie schmerzlich wir dagegen an dem großen Unheil, das jene einzige Stadt betroffen, immerfort Anteil nehmen, bedarf kaum einiger Erwähnung, geschweige umständlicher Versicherung." Als Metereolog jedoch äußerte er sich Karl August gegenüber brieflich am 10. März 1825: „Die zwei tiefen Barometerstände im November, zwischen welche das Petersburger Unheil eintritt, sind höchst merkwürdig anzuschauen." Aber auch in den Gesprächen mit Eckermann kam Goethe bis zum Jahr 1829 wiederholt auf jene Petersburger Katastrophe, ihren Zusammenhang mit den betreffenden Barometerständen und die ungünstige Lage Petersburgs im Flachland der Newamündung zu sprechen.

auch zu Wolbock gelangt, und er nimmt darauf Bezug in seinem Brief vom 25. Oktober 1824:

Paris le 25 X. 24.

Gutte und Teuerste Mutterchen,

J'ai lu avec l'enpressement du cœur votre dernière lettre. Les dangers que ma bonne petite sœur Marianne vient de courir avec son auguste princesse m'ont fait tressaillir, mais Dieu merci elles sont sauvées. Parlez lui beaucoup de moi et du désir que j'aurai de vous revoir, de revoir Weimar et ses excellents habitans. Comme je serai heureux en vous racontant tout ce qui m'est arrivé dépuis dix ans ... dix ans, que je suis privé du bonheur de vous voir! ...

Dann aber kommt er auf den Regierungswechsel in Frankreich nach Ludwigs XVIII. Tod und die glänzende Standeserhöhung zu sprechen, welche seinem Gönner Doudeauville und ihm selbst nach dem Regierungsantritt Karls X. als Lohn für ihre treue royalistische Gesinnung widerfahren ist. Stets dankbaren Herzens benutzt er den ihm zu Gebote stehenden Einfluß sogleich, um seinem Mütterchen eine Wohltat auszuwirken, welche sie, als von der Hand des Königs kommend, wohl annehmen konnte und ihr ganzes Leben hindurch genießen sollte:

Vous savez combien notre feu Roi a été regretté et combien sa mort a affligé le cœur de ses français fidèles, heureux et tranquilles aujour d'hui en même temps qu'ils sont fiers de leurs Princes et des nouveaux lauriers qui couronnent leurs Drapeaux et le panache pur et sans tâche de Henri IV. Charles X appelé d'une voix unanime le Roi bien aimé fait en ce moment les délices de cette belle France. Sa grace, sa bonté, sa munificence ont enlevés tous les cœurs et nos vieux Révolutionnairs comme les serviteurs les plus devoués de Bonaparte sont venus déposer leurs fureurs et leurs épées devant le trône de ce digne Bourbon. Cet amour que lui porte ma patrie fait chaque jour palpiter mon âme d'allégresse, comme Prince je l'avais deviné, comme Roi je l'adore, et ce qu'il fait aujourd'hui pour ma tendre mère, pour elle qui a sauvé ma vie, me pénètre d'une reconnaissance qui peut se

sentir, mais non s'exprimer; lorsque vous aurez pris connaissance de la décision royale qui est ci jointe, vous le bénirez avec moi.

Depuis que Mr. le Duc de Doudeauville a quitté la Don gale des Postes pour être Ministre de la maison du Roi, je rempli les fonctions de sécretair général de ce Ministère. Je ne sais si cet emploi est au dessus de mes moyens, mais il n'est pas au dessus de mon dévouement pour le service du meilleur des Rois . . .

Am Weihnachtsheiligabend hatte Wolbock durch Doudeauville folgenden Bericht seines Weimarer Erlebnisses an den König erstattet:

Rapport au Roi

par le Duc de Doudeauville, Ministre de la maison de sa Majesté.

Sire,

Le Docteur Schlütter, médecin de Son A. J. Madame la Grande Duchesse héréditaire de Saxe-Weimar, mourut victime des soins, qu'il donnait aux français, prisonniers de guerre. L'un d'eux, atteint d'une maladie contagieuse avait été transporté dans sa maison, et il restait abandonné, lorsque Mme Rudolph, parente de ce médecin bienfaisant, animée par tous les sentiments réligieux, oubliant qu'elle était veuve et l'unique soutien de 6 enfans, se consacra entièrement aux soins, que reclamait la position du prisonnier, que personne ne voulait soigner, à cause de la maladie mortelle et contagieuse, dont il était frappé. Cette bonté protectrice l'a sauvé de la mort et a conservé à votre Majesté un sujet, qui dépuis 1814 a toujours montré le plus grand dévouement pour la cause royale. La position de Mme Rudolph et ses sentimens me paraissants mériter la bienveillance du Roi, je le supplie de lui accorder une pension de 600 frcs. et à partir du premier octobre 1824.

Au chateau des Tuileries, le 24 Xbre 1824.

(Jci est écrit par la main du Roi:)

approuvé: Charles.

Das Königliche Pensionsdekret aber lautete:

Maison du Roi.

Pension de Frcs 600.

Le roi, connaissant le dévouement et les malheurs de Madame Vve Rudolph née Schmid a daigné par décision du 26 Decbre 1824

lui accorder une Pension annuelle de la somme de 600 Frcs. sous la retenue de trois pour cent conforme à la Décision du 22 Decbre 1817.

Cette pension, dont la jouissance courra du 1 Octbre 1824 sera acquitté au trésor de la Liste Civile (aux Tuileries) de trois mois au trois mois, après que le présent brevet y aura été enregistré et sur la présentation du certificat de vie de la titulataire.

Fait à Paris, le 31 Decembre 1824

Le Ministre Sécretaire d'Etat de la Maison du Roi
Duc de Doudeauville,
Pour le Ministre et par ordre
Le Baron de Wolbock.

Nach Überwindung einiger Skrupel, ob sie diese Zuwendung annehmen dürfe, teilt Luise im Auftrag der Mutter voll Dank und Freude die frohe Nachricht als Neujahrsgruß Mariannen nach Petersburg mit: „Du kannst denken, daß schon mancherlei Pläne gemacht worden sind; vor allem wird natürlich darauf bedacht, Adolfen [den jüngeren Bruder von Marianne, der Offizier werden wollte,] einzurichten, dann soll der Flügel verkauft und ein tafelförmiges Instrument angeschafft werden; Reisen werden projektiert, kurz es findet sich überall herrliche Gelegenheit, das Geld anzuwenden."

Voll freudiger Verwunderung und Stolz auf ihren Freund antwortet hierauf Marianne am 18. Januar 1825: „Wer hätte gedacht, daß die damals ohne alle Absicht, bloß die Pflicht der Menschlichkeit zu Grunde habende Handlung sich nach 11 Jahren noch so belohnen und vielleicht auf Lebenszeit das Glück der Familie machen würde! Ich glaube aber nimmer mehr, daß die Pension vom König ist, er selbst wird es wohl auf diese feine Manier geben. Ich will ihm auch bald schreiben, und der Mutter wünsche von mir recht viel Glück dazu." Und in einem späteren Brief vom 4. März schreibt sie: „Den Prinzessinnen habe ich die Wolbocksche

Sache nicht erzählt, hingegen habe ich G. aufgetragen, es dem Erbgroßherzog [Karl Friedrich] zu sagen, den es mehr interessieren wird."

Die nächsten Briefe Wolbocks, deren Bogen am Kopf jetzt häufiger den Aufdruck tragen „Ministère de la Maison du Roi", enthalten außer den Versicherungen treuer Ergebenheit, Dankbarkeit und Sohnesliebe meist nur Mitteilungen über Familiensorgen oder -freuden oder Erkundigungen nach solchen. Er nimmt herzlichen Anteil an den Verlobungen der Töchter Auguste und Wilhelmine, teilt hingegen seine eigene mit und frägt nach den Plänen und Fortschritten des Sohnes. Stolzerfüllt meldet er, daß sein König ihm die Erlaubnis zum Tragen seines spanischen Großkreuzes gnädigst erteilt habe. „La jolie Mariannchen" war krank (1827) — er wünscht, daß ihre Wangen bald wieder die Rosen der Gesundheit schmücken möchten. Seine „reizende junge Frau" verheißt (am 24. Dezember 1827) ihm ein Kind zu schenken, das, wenn es ein Knabe wird, unter anderen den Vornamen Rodolphe, als Mädchen aber Rodolphine zum Andenken an sein vortreffliches Mütterchen erhalten soll. Er erfreut sich andauernd der Gnade des Königs und seiner erhabenen Familie, so daß ihm zu seinem vollen Glücke nichts fehlt, als ein Wiedersehen mit seinem Mütterchen, für die er wenigstens sein Miniaturporträt hat anfertigen lassen und selbiges mit nächster Gelegenheit zu schicken verspricht.

Am 15. Juli 1828 bezeigt er seine Anteilnahme am Tode Karl Augusts und widmet dem Andenken des verehrten Fürsten in einem Pariser Journal einen ehrfurchtsvollen Nekrolog.

Je lui ai remis une note nécrologique sur l'excellent prince que vous venez de perdre, et vous la trouverez à la fin du Journal ci-joint, dont je vous prie de faire remettre un exemplaire à

Mr Peucer, en lui offrant mes complimens. Je désire que le Grand Duc, s'il a connaissance de cet article, y trouve une preuve de mon respect pour la mémoire de son auguste père, et un témoignage de ma reconnaissance pour son Altesse Royale. J'ai prié Mr. Weyland et je vous prie aussi de me faire savoir, si la Bibliothèque de Weimar possède un ouvrage composé de trois gros volumes de gravures et intitulé Musée des Antiques. Le Roi a bien voulu m'en donner deux exemplaires, et si la Bibliothèque de Weimar ne possède point cet ouvrage vraiment précieux et royal, je prendrai la respectueuse liberté d'en faire hommage au grand Duc, comme d'un cadeau que nous français nous nous permettons de faire à nos Rois lorsqu'ils montent sur le trône, et que nous appelons de joyeux avénements, lors comme personne n'est plus joyeux que moi de l'avénement de Mgr. le grand Duc, dont les bontés sont restés gravés dans mon cœur. Je serai fort heureux que S. A. R. acceptât mon offrande.

Die Todesnachricht Karl Augusts traf die erbgroßherzoglichen Herrschaften und die Prinzeß Augusta mit ihrer treuen Begleiterin Marianne während ihres zweiten Aufenthaltes in Petersburg. Prinzeß Maria hatte sich inzwischen mit dem Prinzen Karl von Preußen vermählt. — Diesmal war die Reise nicht über Memel, sondern über Warschau gegangen und hatte merkwürdigerweise durch Tschirne geführt. So hatte Marianne am 7. Mai aus Warschau geschrieben: „Wenn du an Wolbock einmal schreibst, so sage ihm, daß ich auf der Reise recht viel an ihn gedacht hätte, denn wir berührten alle die Orte, die man damals im Krieg so oft nennen hörte, und von denen auch er viel sprach. Durch Tschirne sind wir auch gekommen, nur ging es so schnell, daß ich nicht einmal bestimmt fragen konnte, ob es sei, aber ich las im Vorbeifahren etwas von Tschirne an einer Tafel — es war ein schöner Ort. Ich hatte mir doch vorgenommen, daß, wenn wir vielleicht da gegessen hätten, ich mich hätte erkundigen wollen, ob man noch an ihn dächte. In Görlitz, wo wir einen Mittag waren, habe ich

mit der S. das heilige Grab, von dem er auch erzählte, besucht."[1]

Für dieses Gedenken bedankt sich dann Wolbock ebenso wie für den aus Petersburg gesandten Tee:

Veuillez dire à la sœur Marianne que j'ai été très sensible de son souvenir lors de son passage à Tschirne, veuillez l'embrasser pour moi. – Mr. Weyland m'a remis le thé, qui est excellent, mais que le souvenir de la sœur Marianne rend bien précieux.

In Weimar meldet Sekretär Kräuter am 29. Juli 1828 Goethen das in Aussicht gestellte Geschenk Wolbocks für die Großherzogliche Bibliothek, welche besagtes Werk freilich schon besitze, worauf Goethe entschied: „Wenn Herr Baron de Wolbock in Erinnerung gastfreundlicher Tage und auf Großherzoglicher Bibliothek wohlgenutzter Stunden das genannte Werk: Bouillon, Musée des Antiques, 3 Bände, genannter Anstalt zu verehren gedenkt, darf ich solches Geschenk als Vorsteher derselben wohl dankbar annehmen; auch bei Gelegenheit Ihro K. H. dem regierenden Großherzog von einem so schätzbaren Andenken an die hiesigen früheren Verhältnisse schuldige Kenntniß geben." Am 11. September 1828 kündigt Wolbock sodann der Forsträtin die Absendung des Prachtwerkes an und bittet sie, Goethen, an den es adressiert sei, auf dessen Entgegennahme vorzubereiten. Goethe vermerkt am 26. November 1828 das Eintreffen der Wolbockschen Sendung in seinem Tagebuch und trägt am 5. Dezember ebendaselbst ein: „Nebenstehendes ausgefertigt." Es ist das an Wolbock gerichtete (nur im Konzept bekannte) Dankesschreiben vom 5. Dezember 1828:

Ew. Hochwohlgeboren

angenehme Sendung ist am 26. November glücklich und zwar,

[1] Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem (aus den Jahren 1481/9).

durch besondere Aufmerksamkeit, völlig portofrei bei mir angekommen. Indem ich nun dieses Zeichen einer lange gehegten Dankbarkeit für die frühere Benutzung der großherzoglichen Bibliothek unter die Merkwürdigkeiten derselben, als eine der schätzbarsten, niedergelegt habe, so wird man nicht ermangeln, wenn wir das Glück haben, Seine Königliche Hoheit den regierenden Großherzog daselbst zu verehren, die Gabe schuldigst vorzulegen, welche Höchstdenenselben, wie zu hoffen steht, gleichfalls angenehm und willkommen sein dürfte.

Was mich selbst betrifft, so füge dankbar das Exemplar der mir gegönnten prächtigen Krönungsmedaille zu meiner Sammlung, im Andenken jener Zeiten, wo wir des Vergnügens genossen, Sie bei uns zu sehen. Wie denn mein Sohn, der sich zum allerbesten empfiehlt, der anmutigen Stunden, die er in Ihrem schätzbaren Umgang zugebracht, stets eingedenk ist.

Goethe hatte demnach noch angenehme Erinnerungen an den jungen französischen Attaché, der ihm am 15. Dezember 1812 die Grüße Napoleons von seiner fluchtartigen Durchreise in Erfurt nach dem mißglückten russischen Feldzuge überbracht hatte. Die entsprechende Tagebuchnotiz vom 15. Dezember 1812 lautet: „Herr von Wolpock, die Durchreise des Kaiser notifizirend, sowie, daß er sich nach mir erkundigte."

Bis Ende Dezember 1828 beschäftigen sich noch mehrere Goethesche Tagebuchnotizen mit dem von Wolbock übersandten Werk, von denen nur zwei mitgeteilt seien: 8. Dezember: „Ihro Königliche Hoheit der Großherzog. Legte demselben die Wolbockische Sendung vor, welche geneigt aufgenommen wurde"; 23. Dezember: „Frau Großherzogin, Gräfin Henckel und Frau von Pogwisch. Bouillons Werk, die antiken Statuen, vorgewiesen."

Die Widmungsinschrift in dem Bouillonschen Werk lautet:

Hommage
A son Altesse Royal
Charles Frédéric
grand Duc de Saxe-Weimar etc.
de la profonde et respectueuse Reconnaissance de son très humble
et très soumis serviteur

Le Baron de Wolbock
Inspecteur général de la Maison du Roi de France, Commandeur
de l'Ordre Royal et distingué de Charles III, Chevalier de plusieurs
Ordres Français et étrangers.

Wohl nicht ohne Absicht entfaltet der Geber hier den vollen Pomp seiner Würden und Auszeichnungen, welch letzteren er vielleicht gern den von Karl August zu neuem Aufflug geweckten „weißen Falken“ hinzugefügt hätte. —

Wiederholt war Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige deutsche Kaiser, als Bewerber um die Hand der Prinzessin Augusta nach Weimar gekommen. Ehe aber die alte Großherzogin Luise, welche andere, ihrer Meinung nach glückverheißendere Pläne mit ihrer jüngsten Enkelin ins Auge gefaßt hatte, ihre Einwilligung zu dieser Verbindung gab, hatte schon Marianne sich mit dem nachmaligen Hofadvokaten Georg Richter in Meiningen verlobt. Auf Wunsch ihrer geliebten Herrin verschob sie aber ihre Hochzeit, um bis zu deren eigener Vermählung bei ihr zu bleiben. Anläßlich eines Besuches bei Goethe erzählte Prinzeß Augusta, was für ein Kleeblatt glücklicher Bräute sie mit ihrer gleichfalls verlobten Hofdame und ihrer Kammerfrau bildeten, und erregte bei dem greisen Dichter den Wunsch, auch die anderen Bräute kennen zu lernen. Dem wurde natürlich gewillfahrt, und Marianne bewahrte sich außer der Erinnerung an die freundlichen Glückwünsche des Allverehrten als kostbaren Besitz ein kleines Schmuckstück mit geschnittenem Stein auf, das sie von seiner Hand erhalten hatte.

Auch Wolbock sendet natürlich die herzlichsten Glückwünsche und ein Geschenk für seine liebe Schwester Marianne zu deren Vermählung. Er fängt den betreffenden Brief am 5. September 1829 mit einem komischen Versuch deutsch zu schreiben an, fährt aber dann französisch fort:

Gutte Mutterchen, Wir umharmen sie und wir sind alle in Gesundschaft und Froh, Mein Armandchen [Sohn] hat 18 monat, und er ist groß und starch, wie ein Kind von 3 Jhar, er trag schon Hosen.

Mein gutte Mutterchen, il y a bien longtems que je désire répondre à votre aimable lettre, mais j'attendais chaque jour que mon portrait fut achevé pour vous l'annoncer; il est maintenant aux Ministère des Rélations extérieures, d'où on le fera partir par le premier courrier qui en partira pour se rendre à Berlin ou à St. Petersbourg; j'y joinds une bague pour la sœur Marianne, c'est ma chère Rose qui l'a choisie. Je désire qu'elle lui soit agréable et qu'elle y trouve une preuve de souvenir comme des voeux que nous faisons pour le bonheur de son union, et je la prie d'être mon intreprète auprès de son mari. Soyez le Gutte Mutterchen auprès de tous vos enfans, dont le bonheur m'interesse d'une manière fraternelle ...

Für das Jahr 1830 plant Wolbock einen Besuch in Weimar, nicht ahnend, welch unerfreuliches Ereignis der Ausführung dieses Planes Vorschub leisten sollte. In jenen Briefen vom 2. Februar und 23. April 1830 kommen noch nicht die geringsten Befürchtungen vor dem herannahenden politischen Ungewitter zum Ausdruck. Herzliche Teilnahme an dem Tode der Großherzogin Luise wird in letzterem, der ausnahmsweise völlig deutsch geschrieben ist, bezeugt:

... Der Großherzog sind ihmer recht Gut. Mein Portrait ist nicht schön, und der ganz Weld hat ein Verlust gemachen durch daß Tod Großherzogin Louise. Sie waren ein groß Seel und ein gut Fürstin. Gott erhalt unser Wunsch für sein ewig Ruh.

S. Hoheit der Großherzog sind in meine Herz wie seine Gütigkeit für mich.

Ich hofe in Weimar zu gehen in zwey Jahr, mit mein Gemahlin und mein Armandchen, vor ist unmöglich, durch mein will. ...

Schreiben sie mir oft ich vúrstáth recht ganz wohl ihre Liebenswürdigen Briefen. aber werden sie mich vúrsten auch, das glaubig schärlich. Ich kann nicht pässer sagen. ...

Aber auch wider seinen Willen kam dieser Reiseplan noch im selben Jahr zur Ausführung. Denn die Julirevolution fegte abermals die Dynastie der Bourbonen, die unter dem Regime des „vielgeliebten" Königs Karls X. allzu reaktionär geworden war, aus Frankreich hinweg und trieb diesmal auch den königstreuen Wolbock mit seiner Familie in die Verbannung. Als erste Zufluchtsstätte faßte er, wie nach der Schlacht bei Leipzig, Weimar und das Haus seines geliebten Mütterchens ins Auge. Ihr kündigt er am 22. September 1830 von Neckarshausen seinen Besuch an:

Teuerste und gute Mutterchen,

Meine Frau und ich sind recht dankbar von alle Sorgen und gütigkeit daß sie haben für uns. Wir hoffen bald bey sie und in Ihre Armen zu seyn. — —

Wir wollen sontag in Frankfurt sein, und da nehmen wir Diligenz oder ein ander Wagen bis Eisenach. Da wollen wir ein Besuch machen an Ihr gute Tochtern, es ist für mich ein groß freud Schwester Mariann zu sehn. — —

Mein gute Frau erfreut sie viel ihr bekanntschaft zu machen, und ich Ihnen wiedersehn, in acht oder zehn Tagen. Ich umarme sie von ganzem Herzen, und ich bin für ewig ihr dankbaren Sohn und Freund

Bon von Wolbock.

Die Freude der Forsträtin über das Wiedersehen mit ihrem geliebten Pflegesohn mag wohl etwas beeinträchtigt

worden sein durch die bange Sorge, ob nun wohl infolge des Regierungswechsels und der Verbannung ihres Urhebers die französische Pension ausgesetzt werden würde. Hatte sie dieser Zuschuß doch zusammen mit ihrem außerordentlichen Fleiß und Sparsamkeit in den Stand gesetzt, ihren Sohn die erwünschte Offizierslaufbahn einschlagen und ihren Töchtern eine Ausbildung zuteil werden zu lassen, auf Grund deren sie ihrerseits wieder dem mütterlichen Haushalt weiter helfen konnten. Ja, sie hatte es sogar ermöglicht, ein Gartengrundstück mit einem bescheidenen Häuschen vor der Stadt zu kaufen. Aber noch war ihre und der Ihren Existenz durchaus nicht sorgenfrei. Auch hatte sie sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, mit der regelmäßig von Paris auf ein eingesandtes Lebensattest hin eintreffenden Pension als mit einer sicheren Einnahme zu rechnen. Andererseits vermehrten die Bedürfnisse des lieben vierköpfigen Besuches — denn ein alter treuer Diener hatte sich seiner Herrschaft angeschlossen — die Kosten des Haushaltes sehr bedeutend.

Aus eigener Anschauung schildert der Neffe der Forsträtin im Schmidschen Familienbuch den französischen Besuch: „Später, in den dreißiger Jahren, als ich das Gymnasium der Residenz besuchte, kam der Mann selbst mit Frau und Kind zur Tante. Obgleich dieselbe nur ein kleines Logis hatte, wurde doch Rat geschafft, denn sie wußte sich in allen, auch den schwierigsten Lagen des Lebens trefflich zu helfen. Der französische Baron konnte nur gebrochen deutsch sprechen; die Tante konnte wohl auch nicht sehr geläufig französisch sprechen; aber sie verstanden sich doch. Ich selbst hielt mich damals immer fern von dem fremden Mann, weil ich, wie viele gute deutsche Jünglinge, in der Schule wohl fleißig Französisch lernte, aber viel zu blöd war, um das Sprechen zu versuchen."

Eine andere sehr originelle Schilderung, die sich hauptsächlich auf das Wesen und die Erscheinung der Frau Baronin bezieht, findet sich in einem Brief der Forsträtin: „Die Wolbock ist sehr klein und sehr zierlich gewachsen, und sieht Eugenie Schumann ein wenig ähnlich, doch schläfriger und weniger hübsch, auch ist sie ein kleines bißchen größer als sie. Wenn sie freundlich ist, hat sie etwas sehr Angenehmes, aber sie ist es nicht oft und zieht alle Wörter so phlegmatisch, daß man sie gar nicht für eine Französin hält. Sie hat blaue tote Augen, bräunliche Haare, eine sehr feine Taille, aber einen nicht sehr kleinen Fuß, und trägt sich langtaillig und sehr kurzröckig. Das Kind ist 2 Jahr und 4 Monat, groß und sehr dick und scheint recht gut gewöhnt. Er spricht deutsch, sie französisch mit ihm, deshalb kann das Kind noch gar nichts."

Die Sorge um die Fortdauer der Pension erwies sich glücklicherweise als unbegründet, denn auch der Bürgerkönig Louis Philipp ließ trotz der engherzigen Sparsamkeit, die er in seinem und dem Staatshaushalt betätigte, das Stiftungsdekret seines Vorgängers zu Recht bestehen.

Natürlich hat Wolbock während dieses Verbannungsaufenthaltes in Weimar auch das befreundete Goethesche Haus wieder aufgesucht, obgleich er seinen Jugendfreund August nicht mehr vorfand und die hinterlassene Witwe desselben jetzt erst kennen lernte. So ist sein Name schon in den Goetheschen Agenda vom Sonntag, den 13. Februar 1831 erwähnt, doch empfing der greise Dichter nicht nur ihn mit alter Freundlichkeit und Interesse, sondern ließ sich auch noch drei andere Franzosen durch ihn vorstellen. Er macht hierüber folgenden, ziemlich eingehenden Vermerk in sein Tagebuch, 22. Juni 1831: „Baron von Wolbock, führte drei Franzosen ein, die, wie sie sagten, von Paris unmittelbar nach Petersburg gingen: Mr. Hippolyte Clo-

quet, Docteur en Médecine, Membre de l'Académie royale de Médecine. Präsentierte sich gut und würde mir gefallen haben, wenn er nicht eine Brille auf der Nase gehabt hätte. Paul Gaimard, ein kleiner, schwarzköpfiger, zusammen genommener, nicht unangenehmer Mann; er hatte die Expedition mitgemacht, um die Reste von La Peyrouse aufzusuchen, erzählte kürzlich, was sie für Überreste gefunden hatten, und von den unberechenbaren Gefahren der Korallenriffe. Aug. Gérardin, eine große, behaglich wohlwollende Gestalt, wahrscheinlich ein Chirurgus, wie denn die ganze Expedition etwas Ärztliches zu haben schien. Ich habe den Verdacht, sie würden für Polen bestimmt sein."

Nach der Wiederkehr ruhiger politischer Zustände kehrte Wolbock mit seiner Familie nach Frankreich zurück. Er scheint kein höheres Staatsamt wieder bekleidet zu haben, sondern lebte in stiller Zurückgezogenheit in St. Germain, wo in seiner unmittelbaren Nachbarschaft auch der Graf von Salignac-Fénélon, früher französischer Gesandter in Darmstadt, sich ansiedelte. Gern unterhielten sich die beiden Nachbarn von deutschen Freunden und Zuständen, zumal da Wolbocks Erinnerungen fortdauernd genährt wurden durch den ständigen herzlichen Briefwechsel mit seinem guten Mütterchen, die ihm auch die Verbindung mit den übrigen Freunden in Weimar aufrecht erhielt. Zu diesen war während seines Weimarer Besuches auch der Sohn der von den Weimarer Prinzessinnen ebenso wie von dem viel jüngeren nachmaligen Großherzog Karl Alexander so hoch verehrten Lehrerin Frau Professor Batsch (von der Prinzeß Augusta meist „Meine liebe Bata" angeredet) getreten, welcher die um 6 Jahr jüngere Schwester Mariannens, Auguste, geheiratet hatte:

Mille compliments à toutes les personnes qui se rappelent de nous et entre autres au Capitaine Batsch, auquel j'envie le bon-

heur et l'honneur qu'il a eu de présenter ses hommages à Monseigneur Le Grand Duc et à S. A. J. Madame la Grande Duchesse.

Von der Familie von Tümpling aber erbittet er sich Samen, um davon die Erbsen züchten zu können, die er in ihrem Gutsgarten zu Kapellendorf so schön hatte blühen sehen.

Seine „Schwester" Emilie, auch eine Tochter der Forsträtin, soll denselben persönlich mitbringen, denn sie hatte als geprüfte Lehrerin sich bereit finden lassen nach St. Germain zu kommen und dem kleinen Armand de Wolbock Unterricht zu erteilen in Geographie und Geschichte, Rechnen und Piano, und vor allem in der deutschen Sprache.

Nach anderthalb Jahren schied sie wieder von der befreundeten Familie, wobei ihr Wolbock folgenden Stammbuchseintrag machte:

Je me souviendrai toute ma vie avec reconnaissance, avec bonheur, de Mme Rudolph, à laquelle il m'est si doux de donner le nom de mère, comme je me plais à donner celui de sœur, à Mlle Emilie Rudolph, qui vient de passer un an et demi avec ma famille et moi à St. Germain en Laye, près Paris.

le 15 7bre 1837.

Le Bon de Wolbock.
Commandeur de l'Ordre du Faucon
blanc de Saxe-Weimar etc. etc.

Aus der Unterschrift ersehen wir, daß auch sein sehnlicher Wunsch in betreff des „weißen Falken" in Erfüllung gegangen war, und somit auch die treue Verehrung für alle Mitglieder des Weimarer Fürstenhauses den verdienten Lohn gefunden hatte. — Für sein Mütterchen fügt er noch hinzu:

Indem ich diese Zeilen zur Erinnerung an unser Freundinn Emilie Rudolph schreibe, ich hoffe einmahl Gelegenheit zu finden, um ihm zu zeigen, das ich das Deutsch nicht vürgessen habe. Ich kusse Sie von ganz Herzen.

Noch aber war dem alternden Royalisten keine dauernde Ruhe in seinem Vaterland gegönnt. Ja, er sah sich als Anhänger der Ordnungspartei genötigt, nachdem die Februarrevolution auch Louis Philipp zur Abdankung gezwungen hatte, zusammen mit seinem nun erwachsenen Sohn Arman die Waffen zu tragen für die republikanische Regierung, die im Juniaufstand von 1848 vom Ansturm wüster sozialistischer und kommunistischer Volkshaufen bedroht war. Er schreibt darüber am 11. September 1848 aus Brüssel, wo er sich auf dem abermaligen Weg nach Deutschland aufhielt:

Bruxelles: le 11 Septbr 1848.

... Vous savez que mon Armand et moi sommes restés cinq jours et cinq nuits sous les armes pendant les journées de Juin, et nous devons remercier le tout puissant d'avoir pu nous retrouver sains et saufs après une si cruelle catastrophe. Il est à craindre que tout ne soit pas encore fini, mais il est évident que nous retournons en France vers l'ordre; que cet espoir se réalise pour le bonheur du monde entier! ...

Noch einmal beleben sich seine royalistischen Hoffnungen, wie aus einem Brief vom 28. Oktober 1849 hervorgeht:

Les journaux commencent à s'occuper de la réconciliation des deux branches de la maison de Bourbon: Dieu le veuille!

Aber auch diese Hoffnung bleibt unerfüllt, und er muß hingegen erleben, wie Napoleon III. sich erst zum Präsidenten der Republik, dann zum „Prinz-Präsidenten" und schließlich zum Kaiser der Franzosen emporschwingt.

Um seinen Lebensabend in stiller Beschaulichkeit zu verbringen, siedelt er im Januar 1850 nach Nantes über. Weinend hat sein alter Diener Francois, der ihm vor zwanzig Jahren nach Weimar gefolgt war, sowie dessen Frau und Tochter von ihm Abschied genommen, und ein wackerer Bretone schiebt den Krankenstuhl, dessen er sich bei seinen Spazierwegen bedienen muß. Noch immer redet

der alte Mann die Greisin „Liebe Mutterchen!“ an und schreibt diese Worte mit deutschen Buchstaben, so schwer dies auch der zittrig gewordenen Hand fallen mag. Er gibt ihr die Versicherung, vor seiner Abreise in Paris Vorsorge getroffen zu haben, daß ihre Interessen durch seine Abwesenheit nicht leiden. Er erwartet seinen Sohn mit dessen Frau und zwei Enkeltöchterchen unter der Obhut einer deutschen Gouvernante auf einige Wochen zu Besuch.

Pourquoi ne pouvez-vous aussi y venir; vous réunie près de moi avec mes chers enfans, adoucirait bien mes cruelles douleurs et mes infirmités

schreibt er, noch immer der liebevollen Pflege gedenkend, die er einst im Hause seines „Mutterchens“ gefunden.

Die letzten Worte von Wolbocks Seite in dieser jahrzehntelangen herzlichen Korrespondenz sind:

Je termine, liebe Mutterchen, en vous embrassant comme je vous aime.

Die Forsträtin überlebte ihren Pflegesohn noch fast zehn Jahre. Auch ihre zwei unverheirateten Töchter waren vor ihr gestorben. Die Familien ihrer übrigen Kinder aber, größtenteils in Weimar lebend, umgaben die ehrwürdige Greisin, die allein mit einer fast ebenso alten Dienerin in ihrem Gartenhäuschen zurückgeblieben war, durch Kinder und Kindeskinder mit immer neu heranblühendem Leben. Auch sie zehrte in den letzten Jahren hauptsächlich von dem überreichen Schatz ihrer bis zur großen Französischen Revolution zurückreichenden Erinnerungen. Diejenigen an die schwerste Zeit und die schönste Tat ihres Lebens wurden aber immer von neuem aufgefrischt durch die regelmäßig aus Paris eintreffende Pension. Denn weder die republikanische Regierung, noch die des zweiten Kaiserreichs hatten das Dekret außer Kraft gesetzt, was als ein Denkmal edelmütigster nationaler Dankbarkeit errichtet worden war.

Wenige Tage nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges starb die Forsträtin im Alter von 91 Jahren. So ward ihr der Schmerz erspart, drei ihrer Enkelsöhne als Offiziere im Kampf zu wissen gegen das Volk, welches die Dankespflicht eines seiner Söhne ihr gegenüber so großmütig übernommen und unwandelbar bis zum Ende erfüllt hatte.

Marianne war als Witwe wieder nach Weimar gezogen. Sie wohnte am Frauenplan in einem der Goetheschen Häuser, wohin ihre älteste Tochter dem Neffen von Christiane von Goethe als Gattin gefolgt war. Dort sah sie drei Enkelkinder um ihre Knie aufwachsen, denen sie an langen Winterabenden zuweilen vom Einzug der drei Kaiser und der vielen Fürsten in Weimar, ihrer ältesten Weimar-Erinnerung, oder später von den wilden Baschkiren und dem kranken Franzosen erzählte. Das trauliche Surren ihres Spinnrades begleitete diese Mär und sang dann die erregten Kinder, aus dem Wohnzimmer in ihre Schlafkammer hinüberschwirrend, leise in den Schlaf.

Nie versäumte die Königin Augusta, wenn sie bei ihrem großherzoglichen Bruder zu Besuch war, ihre liebe Marianne aufs Schloß kommen zu lassen, um von schönen Jugendzeiten mit ihr zu plaudern. Hatte doch die hohe Frau sich eine rührende Anhänglichkeit an alle heimatlichen Beziehungen bewahrt, und kehrte auch auf ihren Spaziergängen wiederholt in die Taubacher Ölmühle ein, wo sie einst, mit Prinz Wilhelm vor einem plötzlich heraufziehenden Gewitter Zuflucht suchend, ihm ihr Jawort gegeben hatte.

Als sie zuletzt noch einmal als Kaiserin nach Weimar kam, lag ihre Marianne auf dem letzten Krankenlager, und tief ergriffen nahm die greise Fürstin von der treuen Dienerin ihrer Mädchenjahre den letzten Abschied.

Leopold Friedrich Franz von Dessau und seine Beziehungen zu Goethe

(Mit ungedruckten Briefen)

Von Rudolph Kießmann

In einem Briefe an „Gustchen Stolberg“[1] bezeichnet es Goethe als seine größte Glückseligkeit, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.

Zu diesen gehört, Goethes eignem Urteil zufolge, Leopold Friedrich Franz, Fürst und Herzog von Dessau.

Geboren 1740 hatte er, früh verwaist, bereits 1758 inmitten der sein Land schwer schädigenden Friederizianischen Feldzüge die Regierung übernommen. Sorgfältig wissenschaftlich vorgebildet, ausgestattet mit trefflichen Anlagen des Geistes und Charakters, hatte er, in seinem innersten Wesen eine Künstlernatur, die zur gestaltenden Betätigung drängte, durch wiederholte, ausgedehnte Reisen, die ihn nach den Niederlanden, England, Schottland und Irland, nach Italien, Frankreich und der Schweiz führten, seinen Gesichtskreis ständig erweitert. In der Vielseitigkeit seines Interesses und Wissens wurde er von wenigen zeitgenössischen Fürsten erreicht, von keinem übertroffen, und er blieb in der Betätigung seiner Fertigkeiten und Fähigkeiten, stets das rechte Maß findend zu den ihm gegebenen Größen, allen ein unerreichtes Vorbild.

Was der „Vater Franz“ seinem Lande gewesen ist, hat dankbar anläßlich der Wiederkehr seines hundertjährigen

[1] 13. Februar 1775.

Todestages die Nachwelt anerkannt[1]. Aber weit über die Grenzen Anhalt-Dessaus hinaus ist der Fürst Franz bekannt als der natursinnige Schöpfer der Wörlitzer Anlagen, als der kunstverständige Fürst, der durch zahlreiche Bauten in und um Dessau das Landschaftsbild seiner Residenz auf das glücklichste gewandelt hat, als der kluge Regent, der durch weise Gesetze und Verordnungen das Wohl seiner Untertanen und ihre geistige Entwicklung auch in kriegsschwerer Zeit unablässig zu fördern bestrebt gewesen ist. Fruchtbare Anregungen[2] hat er so gegeben während seines langen, an Arbeit und Erfolgen reichen, von herben Enttäuschungen und schmerzlichen Erfahrungen nicht freien Lebens.

Von den zahlreichen Urteilen der bedeutenden Männer, die dem Fürsten von Dessau nahetraten, mögen hier nur zwei Erwähnung finden.

Wieland schreibt: „Unserm theuern Carl August mangelt nichts als das Glück, ein paar Jahre von einem Fürsten, wie Franz von Dessau, zu lernen, unter seinen Augen zu leben, sein Beispiel immer vor den seinigen zu haben. Wie süß ist es für einen Freund der Menschheit, daß es noch Fürsten gibt, die der Gedanke, zum Wohlthun berufen zu sein, glücklich macht! Die in vollem Maße fühlen, daß es ein seliges Geschäft ist, der Schutzgeist eines Volkes und der Gottheit Ebenbild zu sein!“[3]

[1] Nach hundert Jahren. Zum dankbaren Gedächtnis des Herzogs Leopold Friedrich Franz. Herausgegeben vom Gemeinnützigen Verein Dessau 1917.

[2] Vgl. Fritz Hartung: Das erste Jahrzehnt der Regierung Carl Augusts, und Theodor Lockemann: Zur Erziehungsgeschichte Carl Augusts (Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 2, 59. 140).

[3] Wieland an Behrisch, 24. Januar 1774. In dem gleichen Briefe nennt er den Fürsten einen „thronwürdigen Mann, der eben darum, weil er die Würde der Menschheit so sehr empfindet, und im Genuß

Und eben dieser Karl August äußert sich (an Knebel), 7. Juni 1780, als er in Wörlitz auf Besuch weilte: „Unsere Zeit gehet sehr angenehm hin, der Fürst ist vertraulicher und freundschaftlicher gegen mich als jemals. Es ist doch eine der schönsten Seelen, die ich kenne. Ich habe nie Jemanden gesehen, der durch seine bloße Existenz allen denen, so um ihn sind, mehr wohlwollende Treuherzigkeit und Menschenliebe mittheilt als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser bei ihm. Er ist trotz der Sinnlichkeit seines Wesens (denn daß er nicht im mindesten der Abstraktion fähig ist, sehe ich alle Tage mehr) so rein und lauter, so gemäßigt und liebevoll in seinem Leben, als vielleicht manche der Alten durch die tiefste Weisheit und größte Bearbeitung ihrer Selbst nicht erlangt haben."

Goethe war bereits während seiner Leipziger Studentenzeit auf den Fürsten von Dessau aufmerksam geworden und plante bereits „Ritt und Fahrt nach Dessau", um den „wohl- und edeldenkenden" Fürsten, „der, indem er durch sein Beispiel den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldenes Zeitalter versprach", inmitten „eines damals einzigen Parkes" mit seinem Freunde Winckelmann[1] „umherwandeln zu sehen" (Dichtung und Wahrheit, Buch 8).

Doch erst von Weimar aus sollte die Fahrt ausgeführt werden. Goethe ist 1776, 1778 (zweimal kurz hintereinander), 1781, 1782, 1794, 1797 in Dessau und Wörlitz Gast des Fürsten gewesen. Wiederholt trafen die beiden Männer in Weimar anläßlich der häufigen Besuche der Dessauer Herrschaften[2] zusammen, oder auch in Leipzig

ihrer reinsten und besten Freuden seine Glückseligkeit setzt, ein Phönix unter den Fürsten ist".

[1] Auf der Reise nach Dessau begriffen, wurde Winckelmann am 8. Juni 1768 in Triest ermordet.

[2] Ob Goethe 1801 nochmals in Dessau gewesen ist, hat sich nicht feststellen lassen. Jedenfalls entspricht seine Darstellung Eckermann gegen-

1780 und an anderen Orten, zuletzt noch in Erfurt 1808 auf dem Fürstentage.[1]

Es müssen nachhaltige Eindrücke in Goethe von seinen Besuchen im Dessauer Lande zurückgeblieben sein, denn 1803 und 1808 rät er Christiane auf einige Tage nach Dessau zu gehen: „Wir finden in der Erinnerung auch wieder eine schöne Unterhaltung" (7. August 1808). Mehr als ein Jahrzehnt später schreibt er an K. F. E. Frommann, daß seine Kinder von Berlin aus über Dessau heimkehren werden (9. Juni 1819). Wahrscheinlich hatte er selbst zu diesem Umweg geraten, und noch am 5. September 1821 schreibt er seinem Sohn: „Mama und Töchtern gönne gar sehr den Ausflug nach Dessau, er wird uns den Winter über gar manche muntere Erzählung eintragen."

Wie Goethe über den Fürsten Franz und sein persönliches Verhältnis zu ihm urteilte, zeigt eine Stelle aus einem Briefe an Lavater (4. Oktober 1782): „Was Du von dem Fürsten von Dessau sagst, bestätigt mein Verhältnis zu diesem würdigen Manne noch mehr. Zwar sind wir bisher einander noch nichts geworden, und ich bin alle Tage auch gegen gute und treffliche Menschen weniger andringend, genug wenn man weiß, daß eine schöne und große Natur irgendwo existiert, und daß man sie, wie es ja tausendfach geschieht, nicht verkennt."

Über die Lebensschöpfung des Fürsten, die Wörlitzer Anlagen, schreibt Goethe an Frau v. Stein, als er zur Maienzeit in Wörlitz weilte: „Hier ists ietzt unendlich schön. Mich

---

über nicht den natürlichen Verhältnissen. Er will mit Behrisch zusammengetroffen sein, der „einige sehr schöne Zimmer im Schlosse" bewohnte, während Behrisch damals seine Stellung bei Hofe längst aufgegeben und eine Privatwohnung bezogen hatte. Vgl. Hosaeus: Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde 1, 523.

[1] Vgl. Hosaeus 1, 505 ff. und Goethe-Jahrbuch 6, 152. 160 ff.

hats gestern Abend, wie wir durch die Seen, Canäle und Wäldgen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Mährgen, das einem vorgetragen wird und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder, in der sachtesten Mannigfaltigkeit fliest eins in das andre, keine Höhe zieht das Aug und das Verlangen auf einen einzigen Punckt, man streicht herum ohne zu fragen wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das ganze hat die reinste Lieblichkeit" (14. Mai 1778).

Bei Gelegenheit der Beschreibung des Luisenfestes (Weimar, 25. August 1777) und in dem ‚Schema zu einem Aufsatze die Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar darzustellen' gedenkt Goethe der von dem Fürsten Franz gegebenen wertvollen Anregungen und der durch seine Schöpfung erweckten Lust der Nacheiferung. Heute erinnert an den Fürsten der „Dessauer Stein" im Parke von Weimar, welch letzterer ihm nach Bertuchs Worten „so vieles, ja fast seine ganze Entstehung zu verdanken hat". (Brief an den Fürsten vom 28. Mai 1808 im Herzogl. Anhalt. Haus- und Staatsarchiv A. 10 Nr. 213.)

Hinsichtlich der Beurteilung Goethes durch den Fürsten sind wir im wesentlichen auf das angewiesen, was Reil[1] uns berichtet. Reil hat in seinem Buche die Äußerungen seines fürstlichen Herrn nach dem Gedächtnis oder auf Grund seiner eigenen Notizen wiedergegeben. Streng wörtlich können sie demnach nicht genommen werden: auch das beste Gedächtnis läßt im Stich, und wir wissen im einzelnen nicht, wieviel Zeit zwischen dem betreffenden Ausspruch und seiner Aufzeichnung verstrichen ist. Immerhin wird man

[1] F. Reil: Leopold Friedrich Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau, ... nach seinem Wirken und Wesen (Dessau 1845).

zugeben müssen, daß Reil den allgemeinen Gedankengang in tunlichster Anlehnung an die gehörte Form wiedergegeben haben wird. Welches Interesse hätte Reil gehabt haben sollen, in diesem Punkte die Ansicht des Fürsten zu verdrehen?

Aus einer Stelle bei Reil (S. 267) ergibt sich, daß beide Männer in ihren Kunstanschauungen nicht übereinstimmten. Der Fürst war unter dem Einfluß wiederholten Aufenthalts in England für die gotische Baukunst begeistert, während Goethe für die Antike eintrat, die übrigens Fürst Franz nach Winckelmanns Zeugnis in einer Weise studiert hatte, daß er „dem ärmsten Maler, welcher nach Rom kömmt, ... ein Beispiel sein" konnte, „jeden Augenblick zu nützen. Er ging in die geringsten mythologischen Kleinigkeiten hinein, und erhob sich bis zum Erhabenen der Kunst"[1]. Der Fürst konnte Goethe kein vollwertiges Urteil über die Baukunst zubilligen, eben weil Goethe England nicht aus eigener Anschauung kannte. (Reil, S. 306.) Trotz dieser Verschiedenheit in den Ansichten wäre ein intimer Verkehr sehr wohl möglich gewesen. Fürst Franz vertrug sehr wohl eine andere Ansicht. Ja, das Schloß in Wörlitz ist unter dem bestimmenden Einfluß seines Freundes Erdmannsdorff in rein klassischen Maßen aufgeführt worden, während der Fürst es als gotischen, englischen Landedelsitz geplant hatte. Wenn an einer anderen Stelle (S. 102) Fürst Franz von Goethe gesagt haben soll: „Göthe setzt Kunst und Natur über die Menschheit, macht das Mittel zum Zweck, hebt nur die sinnliche Seite am Menschen hervor, und hat sich wenig oder gar nicht um die sittlich-religiöse Bildung des Volkes bekümmert", so braucht nicht erst betont zu werden, wie wenig Anspruch auf Allgemeingültigkeit für Goethes Lebenswerk diese auf gelegentlichem, persönlichem Eindruck beruhende Ansicht erheben darf.

[1] Brief an Murzel-Stosch vom 15. August 1766.

Weit wichtiger sind die zusammenfassenden Ausführungen des greisen Fürsten, die er zurückschauend auf die Jahre persönlichen Zusammenseins mit Goethe machte. Propst Reil äußerte seine Verwunderung, Goethe so lange[1] nicht in Wörlitz gesehen zu haben, worauf der Fürst erwidert haben soll (Reil, S. 282):

„Goethe, mein lieber Propst, paßte nicht für mich. Er paßte besser zum Großherzog. Wir harmonierten nicht recht in Gesinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunstkenner und Freund des Alterthums stand er mir schon näher, in manchen Stücken war er sogar weiter gekommen; denn er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundsätzen und Ansichten von der schönen Baukunst und ihren Werken waren wir nicht immer einig. Die Schauspielkunst, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Großherzog allein besuchte, ganz besonders interessierte, ließ ich noch links liegen. Ich hatte mehr und Anderes zu thun. Nur, was die gothische Baukunst und die schöne Gartenkunst anlangt, da mußte er mir den Preis zugestehen und vor mir die Segel streichen. Er hatte ja England nicht gesehen. Sonst war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höfisch-gemessen, manchmal unangenehm schweigsam. Auch spürte ich im Allgemeinen Etwas von Inhumanität an ihm. Wir sind so auseinander gekommen[2]."

Es ist zu bedauern und mag befremden, daß die beiden, ihre Zeitgenossen durch Wollen und Wirken so weit über-

[1] Reil schreibt „in den letzten 20 Jahren", demnach müßte der folgende Ausspruch des Fürsten etwa in das Jahr 1814 fallen, da Goethe 1797 (sein letzter Besuch am Dessauer Hofe) nicht nach Wörlitz gekommen zu sein scheint. Vgl. Goethes Tagebücher 2, 50f.

[2] Der anschließend erwähnte Vorfall: Goethe und der Leibarzt Kretschmar, bestätigt nur die oft rücksichtslose Art Goethes Fremden gegenüber.

ragenden Männer einander nicht innerlich näher getreten sind. Viele Umstände schienen einen intimeren Verkehr geradezu herauszufordern. Dessau und seine Umgebung erinnerten in ihrer glücklichen Vereinigung von Stadt und Natur an Weimar, und auch die Dessauer Hofgesellschaft war reich an Männern, mit denen in persönliche Beziehungen zu treten Goethe, der die mannigfaltigsten Berührungen mit der Umwelt liebte, wohl locken mochte. Hier traf er Behrisch[1], den alten Freund aus der bewegten Leipziger Studentenzeit; v. Erdmannsdorff, v. Berenhorst und v. Rode waren Männer vielseitiger Bildung und feinsinnige Kenner und Deuter seiner Dichtungen[2]; in Matthisson fand Goethe einen begeisterten Bewunderer, und unter den Gelehrten, Malern und Künstlern, die damals in Dessau wirkten, hatte mancher Name einen guten Klang[3]. Die große Zahl bedeutender Männer und Frauen, die zum Weimarer wie zum Dessauer Hofe rege Beziehungen hielten, hätte die Berührungsfläche wohl erweitern können. Vergessen wir endlich nicht, daß die Gemahlin des Fürsten Franz ein besonders feines und eindringliches Verständnis für Goethes Dichtungen stets bekundet hat[4], und daß der Fürst, diese geniale Tätergestalt, nach den Zeiten jugendlichen Titanentums sich in einer Goethes Entwicklung innerlich verwandten Weise durch Reisen und Forschen zum Bewußtsein seiner Persönlichkeit durchgerungen hatte, um dann im Lande seiner Väter in Werte schaffender Arbeit zu wirken. Gerade ein Vergleich des Fürsten Franz mit dem Herzog von Weimar, dessen „enge Vorstellungsart" und „man-

---

[1] Vgl. über ihn Hosaeus: Mitteilungen 3, 492 ff.

[2] Vgl. ‚Nach hundert Jahren' und Mitteilungen 1, 110.

[3] Besonderes Interesse hatten für Goethe die Veröffentlichungen der Chalkographischen Gesellschaft (vgl. Mitteilungen 2, 482 ff.).

[4] Vgl. Matthisson: Schriften (Ausg. letzter Hand, Zürich 1825) 3, 301 f.

geldes Interesse" Goethe nicht selten bemängelt hat, mußte zugunsten des Dessauer Herrn ausfallen.

Immerhin ist es nicht schwer, in Goethes innerstem Wesen die Erklärung für sein Verhalten zum Fürsten von Dessau zu finden. Hier wie so oft folgte dem ersten begeisterten Hingeben ein scheues Zurückhalten, eine kühle Reserviertheit, die Goethe keineswegs erst nach und unter dem Einfluß der italienischen Reise Bekannten gegenüber an den Tag zu legen pflegte. Goethe war auch nicht eigentlich ein Gesellschaftsmensch von gewinnenden, einschmeichelnden Formen. Seine „didaktisch-dogmatische" Manier und seine steife Würde, dies „etwas von Inhumanität", das er besaß, ließen ihn auch in Dessau nicht viel wahre Sympathie erwerben, und der kluge A. v. Rode gab vermutlich nicht nur seiner Ansicht Ausdruck, wenn er am 24. Dezember 1817 an Knebel schrieb: „Ich habe Goethe immer nur aus der Ferne bewundert."

„Genie und Temperament in seiner nächsten Umgebung war Goethe eher lästig: das hatte er selbst genug[1]." Der Fürst von Dessau besaß beides in hohem Maße. So ist es wohl gekommen, daß die beiden Männer getrennt ihren Weg gingen, die, bei aller Verschiedenheit ihres Charakters, in der Formung und Betätigung ihres Geistes, besonders in der beiden Künstlernaturen gemeinsamen grundlegenden Bildung durch „Schauen" so manche verwandte Züge aufweisen, die beide, jeder in der Sphäre seines Wirkens, für ein freies Menschentum eingetreten sind, und die beide zu den wenigen gehörten, die einem Napoleon imponierten. Höhenmenschen stehen allein wie die hochragenden Gipfel der Berge[2].

---

[1] Gundolf: Goethe S. 388.

[2] Unter allen Gedichten Goethes hat nur eins auf den Fürsten von Dessau einen gewissen Bezug. Es ist das Gedicht ‚Wahrer Genuß', das

Es ist zu verwundern, daß der Beziehungen Goethes zum Fürsten von Dessau in den Lebensbeschreibungen des Dichters überhaupt nicht gedacht wird, auch die früheren Veröffentlichungen von A. Fränkel: Goethe und der Fürst von Dessau (Sondershausen [1864]) und H. Düntzer: Aus Goethes Freundeskreise (Braunschweig 1868) sind völlig unzulänglich. Besseres gab Hosaeus (Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde 1, 505. 652): Großherzog Carl August und Goethe in ihren Beziehungen zu Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau; obschon auch seine Untersuchungen ergänzungsbedürftig bleiben mußten, lagen ihm doch z. B. Goethes Briefe und Tagebücher noch nicht in kritischen Ausgaben vor.

Auf Grund des gesamten mir damals zugänglichen gedruckten Materials habe ich über ‚Goethes Beziehungen zum Dessauer Hofe und zu Wörlitz' gehandelt im Anhaltischen Staatsanzeiger Nr. 194. 195. 196, Jahrg. 1916[1]. Schon dort habe ich darauf hingewiesen, daß es Briefe Goethes an den Fürsten gegeben haben muß, erwähnt Goethe doch mehrfach in seinen (lückenhaften) Haushal-

---

er am 4. Dezember 1767 von Leipzig aus an Behrisch schickte, der als Erzieher (zunächst bei dem natürlichen Sohn des Fürsten Franz) nach Dessau gegangen war. Sein Titel ist der vom Fürsten verfaßten Inschrift des Rousseau-Denkmals im Parke von Wörlitz entnommen. Das Gedicht steht Werke 4, 89 (vgl. dazu Werke 5 (2) 67ff., und Goethe-Jahrbuch 8, 237). Die in der ursprünglichen Fassung sich findende Apostrophe „O Fürst" wünschte Behrisch gestrichen; Goethe schlug nach einigem Sträuben „Freund" vor, änderte aber später die betreffenden Verse, so daß die ursprüngliche Beziehung nicht mehr erkennbar ist.

[1] Eine Ergänzung meiner Ausführungen bringt Hans Gerhard Gräf: Goethe bei Frau v. Branconi in Lausanne 1779 (Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 4, 249), wo Goethes Äußerung über den Fürsten angeführt wird: „Man vermutet nicht in dieser langen Figur mit schwarzen Haaren die sanfte Seele, wenn nicht sein Auge eine gewisse Schwermut verkündigte."

tungsbemerkungen Postsendungen an den Fürsten von Dessau[1]. Auch Briefe des Fürsten an den Dichter müßten vorhanden gewesen sein, doch war bisher aus dem Briefwechsel der beiden Männer nichts veröffentlicht worden.

Nun war mir zu eigenen Arbeiten über den Fürsten[2] die Benutzung des Herzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Zerbst gestattet worden und bei dem Durchsehen der Privatkorrespondenz des Fürsten fand ich durch glücklichen Zufall im Convolut A. 10. Nr. 220 drei Briefe bezw. Entwürfe zu solchen vom Fürsten an Goethe und einen Brief des Dichters an den Fürsten Franz. Der Entwurf zu dem zeitlich ersten Schreiben an Goethe ist vom 16. April 1793 und bezieht sich inhaltlich wohl auf die Jeversche Succcession. Goethe hatte bei dem Fürsten Franz angefragt, ob sich ein gewisses Schriftstück abschriftlich in seinem Archiv befände. Der Fürst verneint dies und verweist Goethe wegen weiterer Nachforschungen im Generalarchive an den Fürsten von Bernburg als den Senior des Hauses. (Vgl. Goethes Briefe 10, 55, nebst der Anmerkung 10, 376.)

Wie das Verzeichnis der Postsendungen ergibt, hat Goethe am 6., 15. und 25. April 1793 an den Fürsten von Dessau geschrieben.

Ein zweiter Brief des Fürsten an Goethe vom 29. April 1793 (in Zerbst als ‚Copia' vorhanden) erwähnt den geplanten Besuch der Königin (von Preußen?), die im strengsten Inkognito in Dessau anwesend zu sein gedenkt. Goethe soll für den Fürsten durch Vermittlung der

---

[1] 1778 28. VI.; 1782 4. VIII.; 1786 2. III.; 1793 6. IV., 15. IV., 25. IV.

[2] Herzog Leopold Friedrich Franz, ein Fürst der Aufklärung, Dessau 1917 (abgedruckt in dem auf S. 41 genannten Sammelband ‚Nach hundert Jahren'. S. 53/89.

Herzogin dahin wirken, daß die Majestäten „schon etwas vorher es sich bei ihm gefallen lassen". Einen gewissen Einblick in das persönliche Verhältnis der beiden Männer gewährt der Schluß:

„Glück und Zufriedenheit begleite Sie. Und möge Gott meine Wünsche erfüllen, den Herzog u. Sie bald wohlbehalten wieder zu sehen. Empfehlen Sie mich Ihm bestens u. bleiben Sie der Gesinnungen ganz versichert, mit welchen ich auf immer bin Ihr

treuergebener Freund u. Diener

LFF."

Am 26. Mai 1793 diktiert der Fürst folgenden Brief, der (wie aus Goethes Briefen 10, 92. 381 hervorgeht) im Großherzoglich Sächsischen Hausarchiv unter dem 27. Mai 1793 vorhanden ist.

„An Hn Geh. Rath von Göthe. P. P.

Der Französische General, Graf von Ecquerilly, dem ich schon längst als Freund Verbindlichkeiten schuldig bin, hat mich in seinen gegenwärtigen bedrängten Umständen gebeten, ihm mit 2500 Gulden auszuhelfen. Ich stehe nicht an, dessen Wünsche zu erfüllen, da in seiner Lage ich ein Gleiches von meinem Freunde erwarten würde, und bitte daher Ew. p. [darüber steht mit Blei: „Hochwohlg."] um die Gefälligkeit, dem Grafen d'Ecquerilly für meine Rechnung zu Frankfurt a. M. die benannte Summe der 2500 fl. zu verschaffen u. denselben bei Übersendung der Beilage davon zu benachrichtigen. Vorher bitte ich jedoch Ew., Ihrem Herzoge diese Sache mitzutheilen und ihn zu fragen, ob Ihm auch nicht etwas Nachtheiliges von dem p. Ecquerilly bekannt ist, das letzteren jenes Freundschaftsdienstes unwürdig machen könnte; in welchem Falle — den ich aber fast für unmöglich halte — ich Ew. ersuchen müßte, die Einlage zurückzuhalten, und mich erst zu benachrichtigen. Sonst wer-

den Ew. mich höchlichst verpflichten, wenn Sie von dieser Sache weiter niemand etwas sagen, sondern sie unter uns drei geheim lassen. Ew. Hochwohlgb. halten übrigens die Mühe, die ich Ihnen verursache, den Gesinnungen der Freundschaft und des Vertrauens zu Gute, welche ich für Sie hege und womit ich unveränderlich bin

Ew. p."

Darauf schreibt Goethe eigenhändig[1]:

„Durchlauchtigster Fürst
gnädigster Herr,

Der Graf d'Ecquerilly wünscht, daß die ihm bestimmte Summe seiner Gemahlinn in Mannheim ausgezahlt werde, da der Ort seines Aufenthaltes ungewiß ist, ich habe auch deshalb das nöthige besorgt.

Die Banquiers Bansa u. Reuß[2] werden ihr für Rechnung Durchl. des Herzogs die Summe auszahlen, die Cammer zu Weimar wird das Remboursement besorgen u. Ew. Durchl. haben die Güte dorthin die Wiedererstattung zu richten.

Hierbey folgt ein Brief des Grafen. Ich kann die Nachricht hinzufügen daß die erste Paralelle ohne sonderlichen Widerstand der Franzosen eröffnet worden.

Zu Gnaden empfehlend

Lager bey Marienborn d. 20 Jun 1793.

Ew Durchl unterténigster Goethe."

[1] Aus den Postsendungen ersehen wir, daß er am 7. Juni an Graf d'Ecqueville (so!) geschrieben hatte.

[2] Die Frankfurter Firma lautete „Bansa u. Reuß, gegründet 1751, später Bansa u. Sohn, Bankgeschäft in der Fahrgasse. Vgl. Alexander Dietz, Frankfurter Bürgerbuch, Frankfurt a. M. 1897, S. 5" (zufolge freundlicher Auskunft von Herrn Dr. Freimann vom Frankfurter Stadtarchiv).

Goethe erwähnt die Angelegenheit auch in einem Brief an C. G. Voigt (9. Juli 1793): „Ich lege eine Quittung bey ... sie ist über die 2500 rh. welche dem Grafen d'Ecquerilly ausgezahlt worden und vom Fürsten von Dessau remboursirt worden."

Über die näheren Umstände, unter denen Goethe diesen bisher unveröffentlichten Brief an den Fürsten von Dessau schrieb, unterrichten uns seine ‚Belagerung von Mainz' und vor allem seine Briefe.

„Reinicken muß ich mitnehmen", hatte er vor seiner Reise ins Feld an Knebel geschrieben (11. Mai 1793). Er hatte ihn im Lager bei Marienborn „stark durchgeputzt"[1], auch „fleißig in aestheticis, moralibus und physicis" gearbeitet „und würde auch in historicis etwas thun, wenn dies nicht das undankbarste und gefährlichste Fach wäre ..."[2] Er fühlte sich recht glücklich, „Geduld und Ruhe mitten in dem unternehmenden Getümmel zu lernen"[3]. Er mußte „immer etwas zu denken und auszusinnen" haben[4], er brauchte „diese Gegenstände des Denkens ... mehr als jemals" als „Ableiter"[5].

Freilich erregen auch die kriegerischen Ereignisse vorübergehend sein Interesse. An Herder schickt er eine „detaillirte Relation" von dem Überfall der Franzosen auf Marienborn[6] und den gleichen Bericht schickt er mit anderen Sachen auch an den Fürsten von Dessau[7].

[1] An K. v. Knebel, 2. Juli 1793. } Vgl. auch an J. G. Herder, 15. Juni 1793.
[2] An F. H. Jacobi, 7. Juli 1793. }

[3] An denselben, 5. Juni 1793.

[4] An C. G. Voigt, 14. Juni 1793.

[5] An K. v. Knebel, 2. Juli 1793. Vgl. auch Valentin Pollack: Zur Belagerung von Mainz (Goethe-Jahrbuch 19, 261 ff.).

[6] 2. Juni 1793 (vgl. Goethes Briefe 10, 64/8).

[7] Dies scheint mir aus dem Briefe an F. J. Bertuch (Briefe 18, 48 f.) mit Sicherheit hervorzugehen, 6. Juni 1793: „Bitte einliegendes an

Im allgemeinen jedoch störten ihn „diese wilden und verworrenen und außerdem noch kalten und feuchten Zustände“[1], und wenn er sich auch des strategischen Erfolges (Eröffnung der ersten Parallele) gegen die Franzosen mit Worten freut, die uns gerade jetzt sympathisch berühren[2], und „die letzten Tage der Capitulation, der Übergabe, des Auszugs der Franzosen“ „unter die interessantesten“ seines Lebens zählt[3], seine Gedanken hatte er „schon ganz weg aus dieser Gegend gewendet“, „mein Körper wird auch bald folgen“ fügt er hinzu[4].

Der Fürst stattete Goethe seinen Dank in folgendem Schreiben ab, das sich im Goethe- und Schiller-Archiv befindet:

Dessau den 30t July 1793

Lieber Göthe!

Erlauben Sie, daß ich, um Ihnen keine Zeit zu rauben ich doch wenigstens Ihnen in aller Kürze meinen Danck für Ihren Brief vom 20t vorigenmonath und für die Mühe die Sie wegen d'Ecquerilly gehabt haben abstadten und Sie bidten darf meinen hertzlichsten Danck dieserhalb an unseren lieben Hertzog zu sagen, mit letzterer Post habe ich dieser Sache wegen einen Brief von Weimar gehabt und

---

des Fürsten von Dessau Durchl. durch die Post zu übersenden und die übrigen Beylagen gefällig zu bestellen ... Beyliegende Relation bitte an den Fürsten von Dessau beyzufügen.“

[1] An Julie v. Bechtolsheim, 21. Juni 1793 (vgl. an C. G. Voigt, 3. Juli 1793).

[2] An die Herzogin Amalia, 22. Juni 1793: „sehen seit einigen Tagen mit Freuden daß man die leidigen Franzosen durch eine gezogene Paralelle näher einschließt und wills Gott bald aus dem lieben deutschen Vaterlande gänzlich ausschließt, wo sie doch ein vor alle mal nichts taugen weder ihr Wesen, noch ihre Waffen, noch ihre Gesinnungen.“

[3] An F. H. Jacobi, 27. Juli 1793.

[4] An denselben, 24. Juli 1793.

ehe Sie dieses erhalten hoffe ich soll meine Bezahlung dorten berichtigt seyn. Wenneche wird es mich so guth werden, daß, ich Sie und den Hertzog wieder sehe! Liebe um Liebe

LFF.

(Nachtrag. Im Zerbster Haus- und Staatsarchiv A. 10. Nr. 218 befindet sich der Briefwechsel zwischen dem Grafen d'Ecquerilly und dem Fürsten aus den Jahren 1793 bis 1806, insgesamt 14 Briefe des ersteren und 9 Entwürfe zu Antworten des letzteren. Graf d'Ecquerilly, der als General bei der Armee des Prinzen von Condé stand, hatte am 12. Mai 1793 von Speier aus den Fürsten Franz um das genannte Darlehen gebeten. Mit dem Korps Condé ist der verarmte französische Emigrant später (1797) in russische Dienste getreten und hat nach Auflösung der Truppe in bedrängten Verhältnissen in einer kleinen Stadt Ungarns (1801), dann in Wien (1803) gelebt.

Er hatte schließlich die Erlaubnis zum Tragen der russischen Generalsuniform erhalten, doch keine Pension, und äußerte in seinem letzten Schreiben (29. Januar 1806) den Wunsch, in den Dessauer Landen eine Zufluchtstätte zu finden. Der Fürst von Dessau verfügte jedoch unter dem 24. Februar 1806 eine „abschlägige Antwort", wie er denn auch auf die in den Briefen mehrfach geäußerten Bitten um finanzielle Unterstützung nicht wieder eingegangen ist.)

‚Pater Brey‘ und ‚Satyros‘

Von Eduard Castle

I.

Goethe hat in ‚Dichtung und Wahrheit‘ wiederholt und ausführlich Bildung und Umbildung seiner religiösen Ansichten dargestellt[1]. Bei der „Weite und Geschwindigkeit seines Wesens“ (W. IV 5, 179) gab es auch auf diesem Gebiete für ihn „nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes, sondern vielmehr schwankte alles in einer steten Bewegung“ (W. II 6, 9), wenn schon gewisse Grundansichten lebenslang bei ihm unverändert blieben.

Seine jugendliche Überzeugung war es, „eine abgesonderte Philosophie sei nicht nötig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sei.... Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche,

[1] Über den Zusammenhang von Goethes religiöser Entwicklung mit seinen Jugendschriften vgl. die unabhängig von einander entstandenen, in ihren Ergebnissen sich nahe berührenden Untersuchungen von Konrad Burdach: Faust und Moses (Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften 1912, S. 358/403. 627/59. 736/89) und Franz Saran: Goethes Mahomet und Prometheus (Halle a. S. 1914). — Im folgenden bezeichnen die Abkürzungen W. I, W. II, W. III, W. IV: Goethes Werke (Weimarer Ausgabe, I Werke, II Naturwissenschaftliche Schriften, III Tagebücher, IV Briefe). DjG.: Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden besorgt von Max Morris (Insel-Verlag, Leipzig); GJ.: Goethe-Jahrbuch (herausgegeben von L. Geiger); Gräf: Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. 4 Bände. Frankfurt a. M. 1903/8.

in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche stattfinden muß, so schienen ihm die Philosophen in einer sehr üblen Lage zu sein, die auf ihrem Felde beides beweisen und erklären wollten; wie sich denn auch aus der Geschichte der Philosophie sehr geschwind dartun ließ, daß immer einer einen andern Grund suchte als der andre und der Skeptiker zuletzt alles für grund- und bodenlos ansprach" (W. I 27, 11). Ihm gefielen jene Schulen am besten, in denen Poesie, Religion und Philosophie ganz in eins zusammenfielen, so die von Geist erfüllte und durchflutete Spekulation eines Plotin (W. I 27, 382) oder der Mystiker (W. I 29, 11), obgleich es gelegentlich an pyrrhonischen Rückschlägen auch bei ihm nicht fehlte, wenn früher oder später Zweifler wie Agrippa (W. I 26, 255. 354) oder Bayle (W. I 27, 39) das junge Gehirn eine Zeitlang in ziemliche Verwirrung setzten.

Schon gar nicht vermochte die sogenannte natürliche Theologie, mit der Wolff und Baumgarten das Lehrgebäude ihrer Schulphilosophie aufgestutzt hatten, den jungen Weltweisen zu befriedigen: ihm schien die meist ohne viel Bedenken getroffene Entscheidung gewagt, daß das Licht der Natur uns in der Erkenntnis Gottes, der Verbesserung und Veredlung unserer selbst zu fördern hinreichend sei; bei der gleichen Berechtigung sämtlicher positiver Religionen wurde ihm eine mit der andern gleichgültig und unsicher; nur zu rasch fand sein kritischer Geist heraus, daß diese Art zu philosophieren übrigens denn doch alles bestehen ließe (W. I 27, 95 f.).

Erschienen die Erwägungen der „vernünftigen Verehrer Gottes" dem Jüngling ziemlich kahl, so mußte der hergebrachte leere Formendienst in der kirchlichen Übung die Blüte wahrer Frömmigkeit in seinem Gemüte vollends abdorren lassen: sobald er Leipzig erreicht hatte, suchte er sich

von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden (W. I 27, 127).

Dieselbe Charakterentwicklung, die damals Tausende junger Leute durchmachten, die nach eigenen inneren Erlebnissen Wieland in seinen Romanen und Erzählungen immer wieder darlegte, die nach diesem Vorbild Goethe selbst in dem Alcest seiner ‚Mitschuldigen' skizziert hat, nahm nun auch unser Leipziger Studiosus: der platonische Schwärmer von ehedem gibt sich als Freigeist, aber das Gefühl des Guten siegt über alle Vorsätze zum Bösen.

Von Todeskrankheit durch frommen Glauben gerettet, ringt Goethe 1768/70 nach der innigen Christusliebe der Brüdergemeine. Mit Fräulein von Klettenberg erbaut er sich an den Büchern der Frau von Guyon und anderer Quietisten, die durch August Hermann Francke und Gottfried Arnold in Deutschland bekannt geworden waren und zu mancherlei neuen Absonderungen von den protestantischen Landeskirchen geführt hatten. Ganz richtig faßt Karl Philipp Moritz die Lehren, welche in diesen Schriften enthalten sind und ihm seine Jugend verdarben, in die Sätze zusammen: „Sie betreffen größtenteils jenes völlige Ausgehen aus sich selbst und Eingehen in ein seliges Nichts, jene gänzliche Ertötung aller sogenannten Eigenheit oder Eigenliebe, und eine völlig uninteressierte Liebe zu Gott, worin sich auch kein Fünkchen Selbstliebe mehr mischen darf, wenn sie rein sein soll, woraus denn am Ende eine vollkommne, selige Ruhe entsteht, die das höchste Ziel aller dieser Bestrebungen ist" (Anton Reiser, 1. Teil, Reclam S. 19). Das Studium gewisser mystischer chemisch-alchimischer Bücher (W. I 27, 203) führte Goethe wieder auf die Neuplatoniker zurück. Um sich von den übersinnlichen Dingen ein für allemal, insofern es möglich wäre, einen Begriff zu bilden, greift er nach Arnolds ‚Unpartheiischer

Kirchen- und Ketzer-Historie', deren Gesinnungen sehr zu den seinigen stimmten. Was ihn hier besonders ergötzte, war, daß er von manchen Ketzern, die man ihm bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhaftern Begriff erhielt. Er studierte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da er oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam ihm nichts natürlicher vor, als daß er sich auch seine eigene bilden könne, und dieses tat er mit vieler Behaglichkeit. „Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute er sich eine Welt, die seltsam genug aussah." Es ist das Emanationssystem, das Goethe am Schluß des achten Buches von ‚Dichtung und Wahrheit' entwickelt, und dessen Erlösungslehre auch des quietistischen Einschlags nicht entbehrt (W. I 27, 217 ff.). Der herrschenden deistisch-mechanistischen Naturauffassung der Aufklärung werden die Lehren des Plotin und Origenes entgegengesetzt: die Natur erscheint als ein Geisteruniversum, das, aus einem Urgrund emaniert, sich um so mehr materialisiert, je mehr es sich metaphysisch von seinem Urquell entfernt. Anfang 1770 notiert Goethe sich unter den Lesefrüchten seiner Ephemeriden eine Stelle, in der das Emanationssystem mit seinem Begriff einer untrennbaren Einheit von Gott-Natur als mit der Vernunft am besten vereinbar bezeichnet wird (W. I 37, 90 f. = DjG. 2, 33).

Goethe hatte sich eigentlich damit schon von den Lehren der Brüdergemeine wieder entfernt. Aber noch im Anfang seines Straßburger Aufenthaltes wendete er sich sehr stark an die „frommen Leute", fand sie jedoch so „hällisch" (d. h. der Richtung Speners und Franckes in Halle zugeneigt) und „seinem Grafen [Zinzendorf] so feind und so kirchlich und pünktlich und so von Herzen langweilig, wenn

sie anfingen, daß es seine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte" (DjG. 2, 12).

Wer ihm mehr „gute Eindrücke" gab, die sogleich wirksam wurden, war bekanntlich Herder (DjG. 2, 100). Goethe hatte schon, ehe er nach Straßburg kam, den Panmechanismus der Aufklärung überwunden: seine ganze Entwicklung, ganz besonders sein Emanationssystem machte ihn reif, zu Herders Pandynamismus überzugehn. Verstand und Vernunft hatten ihm schon bisher wenig zu bieten gehabt, Anschauung und Gefühl waren ihm alles. Aber weder die Cartesianer noch die Leibnizianer wollten das Gefühl zu seinem Recht kommen lassen: jene verachteten es als Ausfluß der tierischen Natur des Menschen, diese warfen ihm Mangel an Klarheit und Deutlichkeit vor. Leibniz selbst hatte in seinen ‚Nouveaux essais' (veröffentlicht 1765) im Gegensatz zu Locke die Lehre entwickelt, alle Vorstellungen seien zwar der mit Geist erfüllten Monade eingeboren, aber nicht alle Vorstellungen seien ihr in jedem Augenblick bewußt; fortgesetzt verwandeln sich unbewußte Vorstellungen in bewußte; Sinnlichkeit und Verstand haben daher denselben Inhalt; sie sind nur durch den verschiedenen Grad von Klarheit und Deutlichkeit unterschieden. Die tiefere Einheit von Sinnlichkeit und Verstand, die Lebenstätigkeit, womit die Monade das Weltall in sich begreift, nannte Herder im Anschluß an Hamann „Gefühl" (4. Kritisches Wäldchen, 1769). In ihm erkannte er die einheitliche, alle Sinne umfassende Funktion, durch die der psychophysische Mechanismus des „Tönens" und „Hörens" zum Ausdruck der Gedanken erhoben wird (Abhandlung über den Ursprung der Sprache, 1772).

Aus Wetzlar schreibt Goethe Herder (DjG. 2, 294), an Pindar habe er gelernt: „Dreingreifen, Packen ist das

Wesen jeder Meisterschaft. Ihr habt das der Bildhauerei vindiziert, und ich finde, daß jeder Künstler, solang seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist. Es ist alles so Blick bei Euch, sagtet Ihr mir oft. Jetzt versteh' ich's, tue die Augen zu und tappe."

Es war ein Einfall Diderots[1], den Herder in seiner ‚Plastik' (1770, veröffentlicht 1778) ausführte: „Das Sehen ist der kälteste Sinn; das Gehör ist der mittlere der menschlichen Sinne (was den Grad der Mittelbarkeit betrifft); das Gefühl überwältigt." Das Sehen vermittelt nur ein Nebeneinander, das Gefühl die Dinge hintereinander, das Ding an sich. „Was ich an einer Person vor mir sehe, ist gerade das, was mir der Spiegel von mir zeigt: Umriß, Figur auf einer Fläche, Vorderseite." Das Gefühl, der Tastsinn, vermittelt uns dagegen die Dinge, wie sie wirklich sind. Aber „unvermerkt wird bei Herder dem tastenden Finger die tastende Seele untergeschoben" (Haym): das Gefühl bildet auch die Brücke zu einem inwendigen Gefühl, wodurch das Übersinnliche, Überweltliche, Göttliche begriffen wird.

Die Einheit von Gott-Natur, im Emanationssystem kosmologisch begründet, erhält jetzt einen erkenntnistheoretischen Unterbau. Praktisch gilt es „die Unendlichkeit der Natur und des menschlichen Lebens in der Fülle der Einzelerscheinungen liebevoll beobachtend und betastend mitzuempfinden, nachzuempfinden und sie zugleich als göttliches Ganze in sich aufzunehmen, innerlich zu erleben" (Burdach). Dieses „ideale Streben nach Einfühlen in die ganze Natur" (Faust, Paral. 1) hebt Ganymed aufwärts an den Busen des allfreundlichen Vaters (DjG. 4, 40 f.), bringt Werther und Faust, wenn sie sich zurückgestoßen

[1] Lettre sur les Sourds et Muets (1751). Collection complette des Œuvres de M. Diderot, Londres 1773, 2, 190. 243 sq.

fühlen, zum Selbstmord, reizt Faust (V. 1770 f.), „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst zu genießen".

Auch die wurzelhafte Einheit von Poesie, Religion und Philosophie erhält durch Herder ihre neue Bestätigung. Indem er in der ‚Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts', der Schöpfungsgeschichte der Genesis, ein „Gemälde des werdenden Tags" erkennt, überliefert der poetische Bericht der ältesten Weltreligion auch älteste Wissenschaft. In dem Siebenzahlsymbol ist alles geoffenbart: „Alles! Die sieben Klänge der himmlischen Leier! Die sieben Sphären der urältesten Welt ... Unten, was erzeugt ward, die sichtbaren Elemente, Erde, Wasser, Luft, Feuer: überm Monde die unsichtbaren Kreise, die erzeugten; die alle zusammentönend, in einander wirkend! sie machten die hohe Hermesleier! Den Klang der Sphären, den der Weltschöpfer oben und nieden, Alles in Eins! zusammenklang."

Herders mystische Gefühlslehre vermochte Goethe ohne Schwierigkeit mit seinen neuplatonischen Vorstellungen zu vereinigen. Die Grundidee „Gott-Natur", genauer „Natur in Gott" (Panentheismus), blieb ganz unangetastet. Dagegen erfuhr die Christologie seines Emanationssystems eine Umgestaltung: Gott, der liebende, ist durch die ganze Natur ergossen, es gibt keine Zwischenwesen mehr in ihr: Gott selbst ist überall! dem Menschen überall nahe! Er offenbart sich unmittelbar in der Natur, im Gefühl den von ihm dazu Begnadeten; es bedarf keines Mittlers: Moses, Christus, Mohammed waren auch nichts anderes als solche gottbegnadete Menschen, die die Alliebe in der Natur gefunden haben und dadurch zu Gott hingeleitet worden sind, die als Genies das eigene Gottgefühl ihren Brüdern vermittelten. Alle Schöpfernaturen, Menschheitslehrer, Dichter, Philosophen — alle, die geheimnisvoll

teilhaben am Göttlichen — rücken in eine Linie: Moses, Sokrates, Christus, Mohammed, Orpheus, Homer, Ossian, Shakespeare, Milton ... erscheinen als Brüder. „Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals. Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Macchiavell." (Goethe an Pfenninger, 26. April 1774: DjG. 4, 16.) Es ist ganz gleich, woran Betty Jacobis Buben glauben. „Ob sie an Christ glauben, oder Götz, oder Hamlet, das ist eins, nur an was laßt sie glauben. Wer an nichts glaubt, verzweifelt an sich selber" (Dezember 1773 oder Februar 1774: DjG. 3,72).

Mit solchen Anschauungen entfernte sich Goethe naturgemäß mehr und mehr von der „Heilandsreligion" der Brüdergemeine. Erst allmählich wurde er sich auch noch eines tiefgreifenden Unterschiedes in der Sittenlehre bewußt (W. I 28, 303 ff.). Die Herrnhuter hingen dem strengen augustinischen Lehrbegriff an, „daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sei, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deshalb der Mensch auf seine eignen Kräfte durchaus Verzicht zu tun und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe". Goethe dagegen war — gleich Rousseau und Wieland — von der pelagianischen Lehre „aufs innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl er sich mit Mund und Feder zu dem Gegenteile bekannt hatte" (W. I 28,305). Noch der erste ‚Götz', entstanden Ende 1771, zeigt die Menschen aufs schroffste zum Guten oder Bösen prädestiniert; in der Umarbeitung vom Anfang 1773 sind diese deterministischen Züge getilgt oder verschleiert. Das Jahr 1772 bedeutet also wohl den Zeitpunkt, da sich Goethe seiner Abweichung von der Brüdergemeine vollends bewußt wurde.

„Er gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern

zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehn, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne" (W. I 28, 305). „Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unablässig zu Übung eigner Kraft aufgefordert, in mir arbeitete eine rastlose Tätigkeit, mit dem besten Willen, zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Tätigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen, sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften sowie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christentum zu meinem Privatgebrauch, und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen" (W. I 28,306).

So konnte Goethe ganz wohl das Bekenntnis seiner geistlichen Freundin, des Fräuleins von Klettenberg, unterschreiben (an Karl von Moser, 21. Jänner 1774): „Ich bin ein christlicher Frey-Geist. Alles Formenweßen, alles gemodelte, ist verschwunden — meine Brüderschafft sind alle Menschen." Wie ihr ist auch ihm Frömmigkeit „ein Gefühl, das Kräffte darreicht zum Thun — daß man mit Lust Thun kan, Im Nothfall auch Berge versezen, Schwirigkeiten heben kan, die Bergen gleichen, dadurch man Glauben macht, weil man selbst glaubt, fühlen, weil man selbst fühlt. Kein Glaube, wo nicht sinliche Erfahrung zum

Grund ligt — Ist fühlen nicht sinlich? sind nicht vielmehr alle Sinnen Gefühl?" (an Lavater 1774).

Wenn sie aber — hierin eines Sinnes mit Klopstock und Lavater — die Möglichkeit, überall zu leben, wo man ihr ihre Freiheit ließe, mit dem Satz begründet: „Gott im Fleisch geoffenbart würde mir überall gleich nahe seyn", so trennt Goethe sich von ihr und ihren Gesinnungsverwandten: er verehrt Christus, aber er bedarf seiner nicht als Mittlers.

In dem genialischen Drang, sein Innerstes zu offenbaren, ließ Goethe in den Schriften von 1771/4 seine Freunde auch an seiner religiösen Entwicklung teilnehmen.

Schon in der unterdrückten Straßburger Dissertation verfocht er gegen die Deisten und Separatisten die Ansicht, „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt [wie Rousseau im ‚Contrat social' 1762 gelehrt hatte], sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften"; er zeigte, „daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja, daß dieses sogar der Fall mit der christlichen sei" (W. I 28, 42).

Anfang 1772 beschäftigte ihn Sokrates, der ihm „statt des Heiligen ein großer Mensch erscheint, den er nur mit LiebEnthusiasmus an seine Brust drückt, und ruft: mein Freund und mein Bruder" (an Herder, Anfang 1772: DjG. 2, 120).

Im Juli zitiert er aus dem Koran das Gebet des Moses: „Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust" (an Herder: DjG. 2, 294); der Plan zu einem Mahometdrama taucht auf.

Zu Neujahr 1773 erscheint in Mercks Verlag der ‚Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***'; er mündet in das Johannistestament: „Prediget Liebe, so werdet ihr

Liebe haben. Segnet alles, was Christi ist," fügt aber bezeichnenderweise noch hinzu: „und seid übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will" (DjG. 3, 121). In dem felsenfesten Glauben an die Unendlichkeit der göttlichen Liebe gewährt dem alten Pastor die Lehre von der „Wiederbringung" aller Kreaturen, selbst des Teufels am Ende aller Tage in den ursprünglichen Stand der Gnade einen recht herzlichen Trost (DjG. 3, 112).

Die andere der ‚Zwo wichtigen bisher unerörterten Biblischen Fragen' („6. Februar 1773") lautet: „Was heißt mit Zungen reden?" Es war (nach Moritz' Bericht, S. 17) der täglich einmal geübte Gottesdienst der Quietisten, daß sich alle Hausgenossen „um einen Tisch setzten und mit zugeschlossenen Augen, den Kopf auf den Tisch gelegt, eine halbe Stunde warteten, ob sie etwa die Stimme Gottes oder das innere Wort in sich vernehmen würden. Wer dann etwas vernahm, der machte es den übrigen bekannt". Das heißt nach Goethes Meinung „mit Zungen reden": „Vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geists, des Geists Geheimnisse verkündigen" (DjG. 3, 128). Aus dem Meer des Geistes fließt der sanfte Lehrstrom zur Erweckung und Änderung der Menschen. Aber sobald die Quelle von ihrem reinen Ursprung weg durch allerlei Gänge zieht und sich mit irdischen Teilen vermischt, erscheint sie dem Auge trüber und verliert sich wohl gar zuletzt in einen Sumpf — oder die Jünger verschließen sie in sich selbst, hemmen den reinen Fluß der Lebenslehre, um die Wasser zu ihrer ersten Höhe zu dämmen, brüten dann mit ihrem eignen Geiste über der Finsternis und suchen — vergebens — die Tiefe zu bewegen. Wässert er aber hier und da eine Wiese insgeheim, dann bemühen sich die „theologischen Kameralisten" gleich, dergleichen Flecke all einzuteichen, Landstraßen durchzuführen und Spaziergänge darauf anzu-

legen. „Mögen sie denn! Ihnen ist Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgnen bleibt doch der wahre Trost: Dämmt ihr! Drängt ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Wassers zusammen, daß es von euch weg auf uns desto lebendiger fließe" (DjG. 3, 131). Es sind die Bilder der Frau von Guyon von den ‚Torrents spirituels' (1683, deutsch 1728), die Goethe etwa zwei Monate später in Mahomets ‚Gesang' wieder aufnimmt (DjG. 3, 138 ff.). Da rufen dem sanften Lehrstrom, der aus dem Meer des Geistes fließt, die Bächlein zu:

Bruder, nimm die Brüder mit!
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ewgen Ozean,
Der, mit weitverbreit'ten Armen
Unsrer wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine sehnenden zu fassen.
Denn uns frißt, in öder Wüste,
Gierger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut;
Ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche.
Bruder!
Nimm die Brüder von der Ebne!

Es ist der göttliche Beruf des Propheten, des Genies, diesen Sehnenden die frohe Botschaft zu bringen: „Kommt ihr alle!" und sie „dem erwartenden Erzeuger freudebrausend an das Herz" zu tragen.

Bisweilen überkommt der Geist Goethe selbst, und es reizt den im tiefsten Grund seines Gemütes Erregten, mit Zungen zu reden. Den Künstler lockt es dann, die Aufgabe zu bewältigen, den Propheten, das Genie in Leben und Tod darzustellen — „den philosophischen Heldengeist ...

oder vielmehr den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen, die ἐξουσίαν [Kraft] des μετανοεῖτε [„Tuet Buße!"], die Menge, die gafft, die wenigen, denen Ohren sind zu hören, das Pharisäische Philistertum ..., die Ursache nicht, die Verhältnisse nur der Gravitation und endlichen Übergewichts der Nichtswürdigkeit", all das „zum Gefühl zu entwickeln" (DjG. 2, 120).

Der Tragödie des echten Propheten in ‚Sokrates' (Anfang 1772), ‚Mahomet' (April 1773, April, Mai 1774), Christus (‚Der ewige Jude', vor Juni 1774) stellt sich wie von selbst die Komödie des falschen Propheten gegenüber in ‚Pater Brey' (zum 1. Mai 1773) und ‚Satyros' (etwa Mai 1773). Den Luziferkonflikt und die „Wiederbringung" versucht Goethe, sein Emanationssystem zugrunde legend, im ‚Prometheus' (2 Akte, vielleicht Juli 1773, jedesfalls vor Oktober 1773) zu gestalten. Aber noch näher gehen dem Dichter die Leiden des Genies: ‚Werther' (Februar, März 1774) und ‚Faust' (von dem ein wichtiger Teil in die Zeit des ‚Satyros' und ‚Prometheus' fällt: Goethe an Zelter, 11. Mai 1820) erlangen, jener in einem kühnen Ansturm, dieser nach wiederholten Anläufen die Vollendung, während die Tragödie des echten Propheten nie völlig zum Abschluß gekommen ist; auch später hat Goethe nur die Komödie des Betrügers (‚Der Großkophta', 1791) noch einmal zur Darstellung gebracht.

II.

Den Haupttrumpf im ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' bildet die „Historia von Esther, Drama nach der neusten Art". Im ersten Aktus klagt Haman dem Kaiser Ahasverus (DjG. 3, 149 f.):

Du weißt, wieviel es uns Mühe gemacht,
Bis wir es haben so weit gebracht,

An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
Wie's tut das große Pöbels Heer.
Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel sei ein schlechtes Buch
Und sei im Grund nicht mehr daran
Als an den Kindern Heyemann.
Drob wir denn nun jubilieren
Und herzliches Mitleiden spüren
Mit dem armen Schöpsenhaufen,
Die noch zu unserm Herrn Gott laufen.

— — — — — — — — — — —

Doch wären die noch zu bekehren,
Aber die leidigen Irrlehren
Der Empfindsamen aus Judäa
Sind mir zum teuren Ärger da.
Was hilfts, daß wir Religion
Gestoßen vom Tyrannenthron,
Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer setzen.
Religion, Empfindsamkeit
Ist ein Dreck, ist lang wie breit.
Müssen das all exterminieren,
Nur die Vernunft, die soll uns führen.

Im zweiten Akt liegt Mardochai der Esther in den Ohren (DjG. 3, 152 f.):

Hätt's gern zum letztenmal gesagt,
Wem aber am Herzen tut liegen,
Die Menschen ineinander zu fügen
Wie Krebs und Kalbfleisch in ein Ragu
Und eine wohlschmeckende Sauce dazu,
Kann unmöglich gleichgültig sein,
Zu sehn die Heiden wie die Schwein
Und unser Lämmelein Häuflein zart

Durcheinander laufen nach ihrer Art.
Möcht' all sie gern modifizieren,
Die Schwein zu Lämmern rektifizieren
Und ein Ganzes draus kombinieren.
Daß die Gemeine zu Corinthus
Und Rom, Coloß und Ephesus
Und Herrenhut und Herrenhag
Davor bestünde mit Schand und Schmach.
Da ist es nun an dir, o Frau!
Dich zu machen an die Königssau
Und seiner Borsten harten Strauß
Zu kehren in Lämmleins Wolle kraus.
Ich geh aber im Land auf und nieder,
Caper immer neue Schwestern und Brüder
Und gläubige sie alle zusammen
Mit Hämmleins Lämmleins Liebesflammen.
Geh dann davon in stiller Nacht,
Als hätt' ich in das Bett gemacht.
Die Mägdlein haben mir immer Dank,
Ist's nicht Geruch, so ist's Gestank.

Derb und drastisch sind die großen Bewegungen der Zeit einander entgegengesetzt: Rationalismus hie, Empfindsamkeit dort! Esther und Ahasverus als Weltkinder von grob materialistischer Sinnesart haben keinen Teil an ihnen.

„Die Pasquinaden", schreibt Merck an Nicolai, 28. August 1774 (Gräf 3, 581), „sind aus unserm Zirkel in Darmstadt, und alle Personen sind gottlob so unberühmt und unbedeutend, daß sie niemand erkennen würde." Goethe bestätigt in ‚Dichtung und Wahrheit' (W. I 28, 236): „Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener Sozietät lebende Glieder, oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Rätsels blieb den meisten verborgen,

alle lachten, und wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten." Wir haben nur einen ganz sichern Hinweis durch ein Mitglied des Darmstädter Kreises selbst; Karoline Flachsland meldet nämlich ihrem Bräutigam Herder zwischen 21. und 27. März 1773 (Gräf 3, 579): Goethe „hat neulich einen Jahrmarkt in Versen hieher geschickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und Leuchsenrings Person darin aufzuführen". Nach allem, was wir wissen, müssen wir Mardochai auf Leuchsenring beziehen[1]. Er war zwischen 5. und 11. Februar mit Merck in Frankfurt gewesen und hatte wohl von seinen literarischen Beziehungen, von seinen Plänen, von seinen zwei Schweizer Reisen (September 1771 bis Jänner 1772, Ende März bis Mitte Dezember 1772) Goethe vorschwadroniert. Schon die erste hatte er unternommen, um Menschen zu sehen und seine Brüder immer mehr lieben zu lernen; pomphaft hatte er sie dem Baseler Iselin am 16. Juli 1771 angekündigt: „Es ist vorzüglich eine Reise des Herzens. Nirgends möcht' ich vorbeigehen, wo Nahrung für dieses anzutreffen ist. Ich denke, zwei Monate in der Schweiz zuzubringen, und in diesen zwei Monaten wünscht' ich alle die kennen zu lernen, die von irgendeiner Seite mit mir sympathisieren — als meine natürlichen Brüder und Schwestern." Goethe hatte ihn bei seinem ersten Darmstädter Besuch vom 3. bis 5. März 1772 nur flüchtig kennen gelernt. Jetzt, im Februar 1773, muß sich zugetragen haben, was im 13. Buch von ‚Dichtung und Wahrheit' (irrig zum September 1772) berichtet wird (W. I 28, 178 f. 184 f.). Leuchsenring erzählte von seinen Bekanntschaften, von der vielen Gunst, die er erworben; er führte

[1] M. Bollert: Beiträge zu einer Lebensbeschreibung von Franz Michael Leuchsenring (Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens XVII [1901] 33/112).

mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten; er las solche Korrespondenzen auszugsweise vor. Von schönen Kenntnissen in der neuern Literatur, in Gespräch und Betragen angenehm und einschmeichelnd, mag er auch Goethe für sich gewonnen haben. Merck jedoch, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, sowie über die Personen und ihre Verhältnisse, gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, Goethe aber im stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen sein sollten. Er rechnete Leuchsenring zu den Menschen, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen. Aber es gelingt ihnen nicht; denn „der gute Mann ändert sich mit jeder neuen Person, die ihn anläuft". Darum wendet sich auch Herder unwillig von ihm ab: „Wir können nicht alle Apostel Leuchsenring sein, ausgesandt in alle Welt, zu predigen das Evangelium, jetzt der Jacobis, jetzt der Bondelys und wessen weiß ich mehr" (an Karoline, 21. März 1772). Merck wird es gewiß auch nicht haben fehlen lassen, Goethe über die Zwischenträgereien dieses Allerweltfreundes aufzuklären: wie er ihn (Merck) mit Frau von La Roche, Karoline mit Herder, Mercks Frau mit ihrem eigenen Gatten zu entzweien gesucht, und das immer im Interesse der Freundschaft und Wahrheit. Auch Lavater lernte diesen Menschen, der sich ihm Ende 1771 angebiedert hatte, von derselben Seite kennen und faßte schließlich sein Urteil über ihn in dem Satz zusammen (an Karl Matthäi, 13. Jänner 1787):

„Wenn jemand mit Engelsangesicht oder einem Kopfe von Guido auf einem Rumpfe von Apollo zu mir käme, spräche wie

die fünf klugen Jungfrauen in einer Person, ein Gebiß hätte wie [das] der unwandelbaren himmlischen Güte [Frau von Branconi], eine Hand wie meine Frau, eine Stimme wie Luise von Dessau, eine Bescheidenheit wie der Markgraf von Baden, Vernunft und Gradsinn wie der Landgraf von Homburg, Treue und Biedersinn wie der Fürst Franz Leopold, Hofhöflichkeit wie der Herzog von Braunschweig und über dies alles eine alles abzwacksame Zutunlichkeit und herzliche Unabtreiblichkeit wie der nicht katholische Matteili — und würde für Dich keinen Sinn haben, nennte Dich einen schiefen, krummen, falschen, arglistigen Menschen, erzählte mir Anekdötchen von Dir, die ich ihm als abgeschmackt in das Engelsangesicht und an die Guidostirne zurückgebe, die er aber desungeachtet, als ob er nichts von mir vernommen hätte, sogleich wieder als Wahrheit, wider die sich nichts einwenden ließe, mit eisernem Starrsinn unter dem Vorwand, Deine Wirksamkeit müsse geschwächt werden, forterzählt, so würd' ich diesen Freund aller seiner Guidoität, Apolloität, Fünfklugen-Jungfrauschaft ungeachtet, ungeachtet seines Schneegebisses voll unwandelbarer cölestinischer Güte, ungeachtet der Hand meines Weibchens, ungeachtet seiner engelreinen Luisenstimme, ungeachtet seiner markgräflich-Badischen Bescheidenheit, seines Landgraf-Homburgischen Geradsinns und seiner Anhalt-Dessau-Biederkeit, unangesehen der schlangsamen Hofhöflichkeit des erzklugen Herzogs von Braunschweig, wie auch aller wohlvorernannten insinuiersamen Matteität für nichts mehr und nichts weniger halten als einen Schurken und Schiefkopf in einer Person."

Es war nur ein Streifschuß, den Leuchsenring im ‚Jahrmarktsfest' erhielt. Unmittelbar nach Ostern, am 15. April (1773) kam Goethe zu längerem Aufenthalt nach Darmstadt. Nun lernte er die Verhältnisse aller seiner empfindsamen Freunde und Freundinnen aus der Nähe kennen, die Mißverhältnisse durchschauen: die „Gemeinschaft der Heiligen" stand unmittelbar vor ihrer Auflösung. Leuchsen-

ring hatte sich als Hausfreund ungebeten herausgenommen, die Partei von Mercks Frau in ihren ehelichen Zerwürfnissen zu ergreifen; Merck war jetzt übler Laune, wenn er Leuchsenring sah, und Leuchsenring konnte Merck fast nicht mehr ausstehen (Karoline an Herder, zw. 21. und 27. März 1773). Es waren gewiß Auseinandersetzungen vorausgegangen, bevor er es „nötig fand, von dem Manne sich zurückzuziehen", was (wie er Iselin im Mai 1773 in seiner schmalzigen Art schreibt) ihn jedoch „nicht hindern könne, sich zu bestreben, Frau und Kindern nützlich zu sein". Mit Karoline pflegte er eine Seelenfreundschaft. Er verstand es, sie ganz zu umgarnen, so daß sie ihrem Bräutigam am 8. Jänner und fast gleichlautend am 10. März 1773 schrieb: „Ich habe Leuchsenring noch nie so geliebt wie jetzt, mich dünkt — weil er Dich so lieb hat." In ihrer Unschuld betrieb sie Herders Versöhnung mit Leuchsenring, bis sie sogar zu einem Schwesterkuß an ihn beauftragt wurde (Mitte März). Oft war er den ganzen Nachmittag bei ihr und ihrer Schwester, Frau Geheimrat Hesse, und las ihnen in Voltaire, Wieland oder ihrem Freund Yorik und Tristram Shandy vor. „Er lebt und webt um uns und ganz in meiner Glückseligkeit und ist so ganz, so innig unser Bruder" (an Herder, zw. 21. und 27. März 1773). Sie merkte nicht, was dem stets mißtrauischen Herder doch nicht entging, daß Leuchsenring wie im Vorjahr nur daran arbeitete, Herdern in der Seele des Mädchens auszutun, obwohl er nichts an die Stelle zu setzen hatte; drum warnte er: „Überlaß Dich ihm nicht gar zu sehr" (Anfang April 1773). Merck vermied es, das Haus Hesse zu besuchen, um nicht mit Leuchsenring zusammenzutreffen. Auch Goethe war, wohl auf Mercks Anstiften, rückhaltender als jemals gegen Karoline und sprach in Gegenwart seines Freundes in einem wunderlichen Ton mit ihr. Wenn sie ihn allein

sprach, war er gut, sehr gut (an Herder, 17. April 1773). Sie kam sich wie ein Ball vor, oft ganz nah und wieder weit weg von ihm (an Herder, 20. April 1773). Vor sechs Jahren hatte der junge Moralist seine Leipziger Freundinnen gewarnt (‚Ziblis‘, DjG. 1, 215):

Mädgen, fürchtet rauher Leute
Buhlerische Wollust nie.
Die im ehrfurchtsvollen Kleide
Viel von unschuldsvoller Freude
Reden, Mädgen, fürchtet die.

Wacht, denn da ist nichts zu scherzen.
Seyd viel lieber klug als kalt.
Zittert stets für eure Herzen.
Hat man einmal diese Herzen;
Ha! Das andre hat man bald.

Fielen ihm diese guten Lehren jetzt etwa wieder ein? Jedesfalls war es höchste Zeit, daß Herder dem dreijährigen Brautstand ein Ende machte und Karoline nach Bückeburg heimholte.

Leuchsenring trug sich damals mit „weitaussehenden Planen der Bildung des Publikums“ (Herder an Raspe, 26. April 1773). Er beabsichtigte einen französischen Receuil herauszugeben, „in Form eines Journals, alle Monat ein Bändchen sauber und schön, enthält ausgewählte Lektüre, als da sind Románchen, Contes, kleine Verse, interessante Fragmente, Geschichten usw. — le bon ton sous le masque des ris. Nichts, das mehr als höchstens eine Stunde zu lesen erforderte. Das ganze Feld französischer Literatur sollte ihm Gewächse zu seinem Lustgarten geben, der, was seine innere Einrichtung betrifft, wohl à l’anglaise sein könnte.“ Leuchsenring schwelgte in dem Gedanken, damit auch der deutschen Volkswirtschaft zu nützen: „Herrlich, wenn man

zugleich für Herz, Kopf und ... Beutel sorgen kann" (an Gleim, 26. März 1773). Merck erklärte aber rund heraus: es werde schief gehn; das Publikum werde das Unternehmen als einen Raub ansehen, es könne nicht zustande kommen! (Karoline an Herder, 6. Febr. 1773). Ein neuer Grund zum Hader zwischen den beiden Männern.

Der kraftgenialische Goethe jener Tage hatte gleich Herder die tiefste Verachtung für „alle Milch- und Käseseelen von St. Jacobi an bis an seinen schleimartigsten Verehrer" Leuchsenring (Herder an Karoline, 25. Mai 1771). Eine Äußerung von der Art wie die über seine erste Schweizer Reise: „Immer mehret sich meine Glückseligkeit. Immer verschönert sich mir die Welt, in der ich lebe, und das soll trotz meiner Kopfschmerzen und meinem Brustdrücken und meinem überladenen Magen, trotz allen Narren und Schurken so fortgehen, bis an mein seliges Ende. Amen" — eine solche Äußerung mußte Leuchsenring für Goethe und Merck zu einer komischen, ja noch mehr zu einer verächtlichen Person machen. Sein kranker Magen, die deshalb nötige Milchdiät scheint überhaupt einen wichtigen Gegenstand in seinen Gesprächen gebildet zu haben. Auch Herder weiß davon und persifliert bissig: „Er reisete bei die Jacobis und überlud sich den Magen da so sehr an Milchspeise, daß jeder ihm jetzt ungelegen ist, der sie nicht aus seinem Munde verschlucken will" (Herder an Karoline, 1. Mai 1771).

Dieser jämmerliche Gesell umkleidet sich aber auch mit dem Nimbus einer höheren Mission: er tritt als Empfindsamkeitsapostel auf, als „Heidenbekehrer", wie Herder spottet (an Karoline, anfangs Mai 1772); er will „die Schweine zu Lämmern rektifizieren und ein Ganzes daraus kombinieren", wie Goethe ihm vorwirft; er fängt, wo er hinkommt, an „aufzuräumen und nimmt dazu den großen

Vorstwisch des Raisonnements besonders bei sammetenen Weiberseelen, die man wirklich nicht à contrepoil traktieren darf", wie Merck feststellt (an Frau von La Roche, 16. März 1772); er versteht es, den Mädchen allgemach den Kopf zu verdrehen: Leuchsenring ist fort, schreibt Julie von Bondeli Ende 1771, und es war Zeit, „car il allait remonter ma tête sur un ton déplacé pour le lieu que j'habite": Karoline ist Ende März 1772 „wirklich froh, daß er fort ist; er hat mich und meine Schwester so abgespannt, daß wir nicht einmal den ‚Tom Jones' lesen konnten, als er hier war" (an Herder); er wird gläubigen Männern vom Schlage der Haller und Lavater verdächtig, „das eigentliche Christentum aus der Welt ausrotten, die Autorität und die allbelebende Helferskraft Christi wegraisonnieren oder durch eine neu gerüstete Art von Sentiments wegempfinden" zu wollen (Lavater an Leuchsenring, 12. Jänner 1772); man hält ihn für einen Anhänger des Antichrist, für einen Emissär der deutschen Religionsfeinde, der nach der Schweiz gekommen sei, um an diesem großen Werke der Widerrechtlichkeit zu arbeiten, indem er vorgebe, er wolle eine schlichte und reine Moral begründen (Julie von Bondeli, Jänner 1773); nach Jahren tritt Leuchsenring als Jesuitenriecher auf und bezichtigt umgekehrt Lavater der heimlichen Neigung zum Katholizismus (1785/86).

Alle Elemente seines Prophetendramas fand Goethe im Fall Leuchsenring wieder vereinigt: „Den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen — die ἐξουσίαν des μετανοεῖτε — die Menge, die gafft — die wenigen, denen Ohren sind zu hören — das pharisäische Philistertum — die Ursache nicht, die Verhältnisse nur der Gravitation und endlichen Übergewichts der Nichtswürdigkeit" — aber freilich alle Elemente ins Parodistische verkehrt, entsprechend der Figur

des Helden, der, nichts weniger als Prophet, Genie, von den Tieferblickenden doch nur als Parodie auf alles Prophetentum, als Tartuffe aufgefaßt werden konnte.

In Goethes Geist baute sich damals nach und nach die Mahomettragödie zusammen. Dem Schüler Herders, dem Dichter einer verfeinerten Psychologie konnte der Stifter des Islam nicht wie dem Aufklärer Voltaire als bewußter plumper Betrüger erscheinen, sondern nur als ein mit aufrichtigem Enthusiasmus nach Gotterkenntnis strebendes Genie. Aber auch hier gab es „Verhältnisse der Gravitation und endlichen Übergewichts der Nichtswürdigkeit": sie lagen nicht wie in der Sokratestragödie in der Umwelt des Helden, sondern im Helden selbst. Von Mahomet gilt, was im ersten ‚Götz' von Sickingen gesagt wird (DjG. 2, 230): „Sein Ansehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat, die übrigen geben sich von selbst." Weiterhin bedient er sich des Hanges zur Niederträchtigkeit in den Menschen, der, sobald einer es wagt, ihnen herrschend zu gebieten, Tausende von Knechten erzeugt; vorwärtsschreitend muß er dann oft seine Überzeugung dem bloßen Vorteil opfern und wie jeder Ehrgeizige mitunter sogar zum Verbrechen greifen; im Drang der Umstände wird es zuletzt für ihn die Hauptsache, die eigene Größe im Auge zu behalten und sein Ansehen zu gründen: diese Auffassung des Propheten bei Ölsner (1809) trifft, wie Goethe am 18. April 1823 dem Grafen Reinhard erklärt, „vollkommen mit der Idee zusammen, die er sich von dem außerordentlichen Manne gemacht, als er ihn zum Helden einer Tragödie sich ausersehen" (W. IV 37, 21).

Für uns ist es heute ein Problem, wie neben dem philosophischen Heldengeist eines Sokrates, neben der Kraftgestalt eines Mahomet auch einmal die Milch- und Käse-

seele eines Leuchsenring zum Prophetenruf gelangen konnte. Das Zeitalter der Aufklärung und Empfindsamkeit, das so mancherlei wunderliche Heilige, sonderbare Schwärmer und zweifelhafte Propheten hervorgebracht hatte, legte dem Genie die Antwort nahe: „Wer sein Herz bedürftig fühlt, find't überall einen Propheten!" (DjG. 3, 301.)

Nach einer arbeitsvollen Osterwoche hatte Herder seinen Brautlauf angetreten. Am 26. April traf er in Darmstadt ein. Sonntag, den 2. Mai, wurde Hochzeit gemacht; zum Polterabend widmete Goethe ein vermutlich während der letzten vierzehn Tage rasch hingeworfenes Dramolet im Stil des Hans Sachs: ‚Ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, vom Pater Brey dem falschen Propheten. Zu Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit, insonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel'. Am Schluß wird die Gesellschaft aufgefordert, „den Schnaken zu belachen". Herder und noch mehr Karoline nahmen ihn aber, wie es scheint, gewaltig krumm. Als Goethe 1789 den Schwank im achten Band seiner ‚Schriften' zum zweitenmal zum Abdruck brachte, kamen die Aushängebogen Karoline zu Gesicht. Tiefverwundet schreibt sie ihrem Mann nach Italien (16. Jänner 1789): „Goethens Gedichte sind noch nicht ganz fertig [gedruckt]; ich habe sie zwei Tage gehabt, aber gleich wieder zurückgeschickt, es war ein Stachel für mich drinnen. Der ‚Brey' ist nach dem ‚Plundersweiler Jahrmarkt' gedruckt; es hat mir sehr weh getan, daß er's nicht weggelassen hat. Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben; er ist mir fatal" (Gräf 1, 435). Doch schon am 4. Februar war sie mit Goethe wieder beisammen, und am 9. spricht sie sich gegen ihn über die Leonore im ‚Pater Brey' aus. „Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? Beileibe nicht! sagte er; ich solle nicht so deuten. Der

Dichter nehme nur soviel von einem Individuum, als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt" (an Herder, 13. Februar). Herder (an Karoline, 7. März) war weniger leicht zu begütigen. Er fand den Druck solcher „jugendlicher Fratzen und Späße" ungehörig. „Was Du, gutes Herz, zu seiner Entschuldigung sagst, reicht meinem Gefühl nicht zu. Hole der Henker den Gott, um den alles ringsumher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen brauchet; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt, bloß als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Paletts, mit dem er malet."

Der Bezug des ‚Pater Brey' auf den Darmstädter Zirkel ist dadurch über jeden Zweifel hinausgehoben.

III.

Daß ‚Pater Brey' und ‚Satyros' zusammengehören, steht außer Frage. In beiden Grotesken wird ein falscher Prophet entlarvt: ein „übersinnlich-sinnlicher Freier", macht er sich an die Weiblein heran; von einer verheirateten Frau abgeblitzt, wird ein Jüngferlein beinah oder wirklich das Opfer seiner Verführungskünste. Das Grundmotiv ist nur leicht abgewandelt: Brey hat es zuerst bei der Frau des Würzkrämers versuchen wollen, der Mann hat sich aber die Ehre verbeten; darauf umgarnt der Pater Leonore: Seelenfreundschaft heuchelnd, hofft er, das brünstige Verlangen des unschuldigen Mädchens nach dem abwesenden Geliebten für sich ausnützen zu können. Satyros lockt Psyche an sich und stellt dann noch der Frau des Oberpriesters Eudora nach. Leonore wird zur rechten Zeit durch

die Zurückkunft des Bräutigams gerettet, auf Psyche bezieht sich des Einsiedlers Schlußwort: „Es geht doch wohl eine Jungfrau mit."

Goethe erzählt (W. I 28, 185), wie er und Merck „eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute genährt hätten, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe er im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, in Satyros, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt."

Daß in Pater Brey Leuchsenring „zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet ist", bezeugt Fritz Jacobi (an Garve, 27. April 1786) und wird heute wohl von niemand ernstlich bestritten. Wer aber ist Satyros?

Scherer, beständig auf der Suche nach Modellen, hat aus der Gleichheit von Leonorens und Psychens Charakter, dessen hervorstechenden Zug er in „kritikloser Bewunderung" erblickte (GJ. 1, 92), auf die Gleichheit des Modells geschlossen; als solches bezeichnet er Karoline, die überdies im Darmstädter Kreis den Namen Psyche führte[1]. Wurde

[1] Leuchsenring hatte ihr den Namen gegeben „den Tag, da Herder von Straßburg kam [April 1771] und sie zu ihm [Herder] in Mercks Kämmerchen flog" (Karoline an Herder, Dez. 1771 — von Scherer: Aus Goethes Frühzeit S. 44 übersehen). Vielleicht gerade ein Jahr später, April 1772, entstand Goethes ‚Fels-Weihegesang, an Psyche' (DjG. 2, 302). Mußte aber Goethe bei Psyche unbedingt an Karoline denken? Die Vergesellschaftung von Psyche mit Arsinoe verweist vielmehr auf eine — doch wohl gemeinsame — Herkunft beider Namen aus Molière. Dies zugestanden, verlieren Scherers Schlüsse, soweit sie sich nur aus der Namensgleichung Psyche = Karoline herleiten, viel von ihrer scheinbar zwingenden Beweiskraft.

dann noch, wie es der Zusammenhang des Stückes notwendig macht, der Stachelvers des Einsiedlers: „Es geht doch wohl eine Jungfrau mit" auf sie bezogen (Aus Goethes Frühzeit S. 44), so gab es, wenn man ihrer Ehre nicht aufs gröblichste — und noch dazu ohne den schwächsten Anhaltspunkt — nahetreten wollte, vor einer zweiten Schlußfolgerung kein Entrinnen mehr: Satyros, der mit Psyche-Karoline abzieht, kann niemand andrer als Herder sein.

Das heiße Bemühen Scherers und seiner Schule bis in die neueste Zeit geht dahin, diese Gleichung zu beweisen, so unwahrscheinlich es auch schon von vornherein dünkt, daß der tüchtige und derbe Balandrino sich unter der Hand in Satyros verwandelt haben solle, so wenig die von Goethe selbst gegebenen Hindeutungen auf eine bestimmte Person gerade auf Herder passen wollen. Aber wieviel Briefstellen und Parallelen man auch herangezogen, wieviel Gelehrsamkeit und Schweiß man aufgewandt hat, Herder, den „kritischen Waldmann", zum Satyros umzustempeln, es bleibt doch immer ein unauflösbarer Rest: „Satyros' Begierde nach Eudora und seine Entlarvung haben mit Herders Lebensverhältnissen nichts zu schaffen" (DjG. 6, 311); es hat sich kein Zug aus Herders Leben finden wollen, der auch nur im entferntesten in den Diebstahl des Lappens durch Satyros umgedeutet, es hat sich kein Sterbenswörtlein in Herders Schriften aufbirschen lassen, das irgendwie mit der von Satyros vorgetragenen Kosmogonie zusammengebracht werden könnte. Diesen Tatsachen legt Gertrud Bäumer (Goethes Satyros, S. 47), ohne sich ihnen ganz zu verschließen, auffallend wenig Gewicht bei: „Eine rege und eingehende Forschung hat Herder als Urbild des Satyros von so vielen Seiten her wahrscheinlich gemacht, daß die Untersuchung der Modellfrage

sich jetzt von vornherein auf die Basis dieser Hypothese stellen darf, ohne sich deswegen erst rechtfertigen zu müssen"! Ein so kluger und umsichtiger Forscher wie Max Morris schränkt die Schulmeinung, zu deren Preisgabe auch er sich nicht entschließen kann, wenigstens ein (DjG. 6, 311): „Goethe setzt sich hier mit Herders großartiger, aber durch mancherlei widrige Züge getrübter Persönlichkeit auseinander. Die Dichtung ist keine Satire, sondern sie ererhöht die glänzenden wie die abstoßenden Züge Herders und verpflanzt sie in eine Idealwelt ... Goethe setzt die ganze Kraft seiner Genialität daran, ein widerwärtiges Genie darzustellen, und einen Eindruck dieser Art hatte er eben nur von Herder erfahren."

Für die letzte Behauptung mangelt der Beweis: wie wenig wissen wir von den Menschen, mit denen der junge Goethe verkehrte! Wie wenig Aufklärungen bieten die dürftigen Trümmer der Briefwechsel, die uns vorliegen! Daß Goethe eine bestimmte Person in Satyros aufs Korn genommen habe, möchte man nach der Erklärung von ‚Dichtung und Wahrheit' kaum bezweifeln; wir kennen sie aber nicht. Mit Kaufmann, auf den Riemer geraten hat, scheint Goethe zu der Zeit, als er ‚Satyros' schrieb, noch nicht bekannt gewesen zu sein, ebensowenig mit Lavater, Basedow und anderen, die man als Modell bezeichnet hat. Das literarisch Überlieferte, ja das von Goethe selbst soeben erst Geschaffene haben auf die Gestaltung des Satyros-Dramas einen weit stärkeren Einfluß genommen, als Scherer erkannte und zugestehn wollte: seine Methode, das Stück Akt für Akt durchzugehn und Zug um Zug Anspielungen auf Herder herausfinden zu wollen, führte notwendigerweise in die Irre, denn viele, ich möchte fast behaupten, die meisten Züge des Satyroscharakters stammen nicht von einem lebenden Vorbilde. Satyros ist der Haupt-

sache nach ein Erzeugnis von Goethes großartiger, mythenbildender und mythologische Figuren belebender Dichterphantasie.

Wir wollen uns vor allem die Entstehung des Dramas vergegenwärtigen. Für die Zeitbestimmung bieten sich zwei Anhaltspunkte: den Namen Eudora entlehnte Goethe, wie Gertrud Bäumer (S. 71) wahrscheinlich gemacht hat, einer Erzählung von Georg Jacobi ‚Charmides und Theone', die der ‚Teutsche Merkur' im Februar 1773 brachte. Gegen Tantchen Fahlmer äußerte sich Goethe Anfang Mai 1774: „Satiros. Nun, der war schon vor Ihrer Abreise fertig" (DjG. 4, 81), das ist vor September 1773. Ich glaube, wir können die Entstehung des Dramas unmittelbar an ‚Pater Brey' anknüpfen.

Unter den mancherlei Gästen, die zu Herders Hochzeit nach Darmstadt kamen, befand sich auch ein Verwandter von Karoline Flachsland, Johann Jakob Heß, damals Student zu Gießen. Ihm schrieb Goethe ins Stammbuch (DjG. 3, 171):

Da erschien ihm auff ein zeyt
Der Teuffel in Menschlicher gstalt
Jüdisch geklendt, herrlich und alt
Als wer er Mose der Prophet
Den Gott zu ihm geschicket hett.

Hans Sachs.

Darmstadt, den 26 Apr. 1773. — Zum Andencken Goethe.

Dieser für einen Dritten fast unverständliche Scherz setzt doch wohl das Zusammentreffen mit einer bestimmten Person voraus, die an einen Schwank von Hans Sachs erinnerte. Die Darmstädter Bibliothek besaß die Kemptener Quartausgabe (1612 ff.) der Gedichte des nürnber-

gischen „Liebhabers teutscher Poeterey". Sie war Goethe bei seinem vierten Darmstädter Aufenthalt (16. Nov. bis etwa 10. Dez. 1772) in die Hände gefallen. Hier fand er die lang gesuchte ursprüngliche, volkstümliche, charakteristische deutsche Kunst für das deutsche Drama. Indem er den Stil des Hans Sachs mit dem guckkastenartigen impressionistischen Dramenstil verschmolz, dessen er sich im ‚Götz' bedient hatte, gewann er eine neue Form sowohl für das Drama wie für das Epos. Das ‚Jahrmarktsfest' war die erste, ‚Pater Brey' die zweite Schöpfung in dieser Art.

Im vierten Band der Kemptener Ausgabe, S. 250, las Goethe das Spruchgedicht ‚Der teufel erscheinet den Juden in Creta in der Gestalt Mose' (DjG. 6, 302). Hans Sachs erzählt nach der ‚Historia tripartita', übersetzt von Kaspar Hedio (Chronica . . . aller alten Christlichen Kirchen XII. Buch, 9. Kap. = Migne, Patrol. Lat. 69, 1210): zur Zeit des Kaisers Theodosius erscheint den Juden auf Kreta der Teufel in der Gestalt Mose und beredet sie, sich von ihm durch das Meer führen zu lassen. Diejenigen, die in der Hoffnung auf einen zweiten Durchzug durchs Rote Meer ihm vertrauen und folgen, gehen natürlich zugrunde. Da man den Verführer strafen will, ist er verschwunden; viele Kretenser Juden bekehren sich darauf zum Christentum.

Wieder bietet sich Goethes Phantasie das Motiv vom falschen Propheten dar. Weitere Anregungen gaben, wie ich vermute, Gespräche mit Herder. Die Gedankenarbeit an seiner Schrift ‚Auch eine Philosophie der Geschichte' näherte sich damals der Reife; Anfang August 1773 wurde sie in der Handschrift abgeschlossen. Herder bekämpft in ihr Isaak Iselins ‚Philosophische Mutmaßungen über die Geschichte der Menschheit' (1764) wie Voltaires ‚Philosophie de l'histoire' (1765). Iselin hat das Verdienst, in Deutsch-

land die Erörterungen über Rousseaus ‚Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes' (1755, ins Deutsche übersetzt 1756) nach Lessing und Mendelssohn weitergeführt zu haben; sein Fehler ist, daß er Rousseaus Doktrin vom Naturzustand zwar als Blendwerk erkennt und sich doch nicht mehr von ihr losmachen kann. Die witzige und schalkhafte Art, mit der sich dann Wieland, unbefriedigt von Iselin, in den ‚Beyträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen' (1770) bemühte, Rousseau abzuführen, mag manchem ernsthaften Gelehrten vielleicht wieder etwas zu leichtfertig erschienen sein.

Iselin (2. Buch, 4. Hauptstück) bestreitet die Richtigkeit von Rousseaus grundlegender Behauptung, die Natur habe den Menschen zu einem Tier bestimmt, und der Trieb zur Vollkommenheit wolle ihn zu einem Engel machen; „das vortrefflichste unter allen Tieren sollte seine Speise unter einer Eiche, seinen Trank an dem nächsten Bache, und seine Ruhe unter dem Baume finden, der ihm seine Nahrung verschaffen würde." Wieland berichtigt bereits[1]:

„Vermutlich muß dieser Philosoph, bei aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten. Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute, wohlschmeckende Art von Eicheln, mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Namen Kastanien in ganz Europa — von den arbitris lautitiarum selbst — gegessen werden."

---

[1] Wieland's Werke (Berlin, Gustav Hempel) 31, 105.

Iselin meint: „Dieser wahre, dieser ursprüngliche Stand der Menschen, so wie er hat sollen aus den Händen der Natur hervorkommen, dürfte wohl ein Stand sein, der es niemals gewesen ist, der es niemals sein wird.“ In seinen vorhergegangenen Ausführungen (2. Buch, 3. Hauptstück) hatte er sich aber der von Rousseau gegebenen Charakteristik des tierischen Standes des Menschen angeschlossen. Ich hebe nur diejenigen Züge hervor, die für uns in Betracht kommen.

Der Tiermensch fühlt höchstens einen dunkeln Trieb von geselligen Empfindungen. „Mit irgendeinem Wesen seiner Art würde er keine andre Gemeinschaft verlangen, als insofern es die flüchtige Befriedigung eines unbestimmten Triebes zur Fortpflanzung erheischen würde . . . Das Kind, sobald es sich im Stande befinden würde, sich mit selbst gefundenen Speisen zu ernähren, würde nicht mehr an seine Mutter denken, seinen Vater nicht kennen und gleich ihm ein tierisches Leben fortführen. Es würde keiner fernern Hilfe, keiner Gesellschaft zu diesem Ende bedürfen. Es würde sich selbst zureichend sein. Es würde sich in einem Zustande befinden, den man billig eine tierische Selbstgenugsamkeit nennen könnte . . . Eigentum, Sittlichkeit, Pflicht und alles, was davon abhängt, sind Begriffe, deren solche Menschen unfähig sein würden.“

Schon Scherer (GJ. 1, 99) hat darauf hingewiesen, daß Rousseau in seinem ‚Discours sur l'inégalité‘ (Note 10) die Orang-Utans und Pongos seinen Urmenschen gleichsetzt.

„Die Nachrichten, welche Battel, Purchaß und Dapper von ihnen geben, beweisen, daß diese Herren keine guten Beobachter waren; sie machen falsche Schlüsse; man merkt, daß ihnen gar nicht in den Sinn gekommen ist, daß diese edeln Geschöpfe etwas Bessers als Affen sein könnten. Unsre Reisebeschreiber haben sich in den Kopf gesetzt, diese Geschöpfe, welche von den Alten unter dem Namen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden,

zu Tieren herabzuwürdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind; — denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte." [1]

[1] Wieland's Werke 31, 83 f. Bei Rousseau selbst lautet die Stelle: „Les jugemens précipités, et qui ne sont point le fruit d'une raison éclairée, sont sujets à donner dans l'excès. Nos voyageurs font sans façon des bêtes sous les noms de Bongos, de Mandrills, d'Orang-Outang, de ces mêmes êtres dont sous le nom de Satyres, de Faunes, de Silvains, les anciens faisoient des divinités. Peut-être, après des recherches plus exactes trouvera-t-on que ce sont des hommes." — Gemeinsame Quelle für alle Nachrichten über die Menschenaffen ist das in London 1732 in 6 Foliobänden erschienene Reisewerk von Awnsham und John Churchill: ‚A collection of voyages and travels, some now first printed from original manuscripts, others now first published in English. With a general preface giving an account of the progress of navigation from its first beginning' (angeblich von John Locke). Im Anschluß an die 3. Auflage 1744/6 erschienen 1745 die zwei Foliobände der sogenannten ‚Harleian Collection': ‚A Collection of Voyages and Travels, consisting of authentic writers in our own tongue . . . and continued with others of note, that have published histories, voyages . . . or discoveries relating to . . . Asia, Africa, America, Europe, or the Islands thereof, from the earliest account to the present time. Digested according to the parts of the world . . . with introductions . . . Compiled from the . . . Library of the late Earl of Oxford . . . Illustrated with notes.' Diese beiden Bände wurden London 1747 mit neuem Titelblatt der Sammlung von Churchill als deren 7. und 8. Band angeschlossen. Von dem englischen Werk gibt es zwei französische Übersetzungen: ‚Histoire générale des voyages', Paris 1745/70, 21 vol. in 4⁰ (Übersetzer von Band 1—17 ist der Verfasser von ‚Manon Lescaut', Abbé Prevost d'Exiles) und die ‚Nouvelle édition' (von Dubois u. a.), La Haye 1747/80, 25 vol. in 4⁰. Die deutschen Schriftsteller benützen die ‚Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande', Leipzig 1748/74, 21 Bände. In der Histoire générale des voyages findet sich auch die Gleichsetzung des Orang-Utan mit dem Satyr: „Les Negres font d'étranges récits de cet animal. Ils assurent non seulement qu'il force les femmes et les filles, mais qu'il ose attaquer des hommes armés; en un mot, il y a beaucoup d'apparence que c'est le Satyre des anciens."

Rousseau folgt hierin nur den Ideen von Lamettrie[1]. In seiner ‚Histoire naturelle de l' âme‘ (oder ‚Traité de l'Ame‘ 1745) enthält das letzte (15.) Kapitel „Geschichten, welche bestätigen, daß alle Vorstellungen von den Sinnen stammen“ (Histoires qui confirment que toutes nos idées viennent des sens); die 6. Geschichte ist überschrieben: „Des hommes sauvages, appelés Satyres“ und beginnt mit dem Satz: „Les hommes sauvages, assez communs aux Indes et en Afrique, sont appelés orang-outang par les indiens et Quoias morrou par les africains.“ Sie werden beschrieben, es wird ihr zügelloser Geschlechtstrieb erwähnt, in dem sie auch Menschenweiber anfallen; Lamettrie ist überzeugt, daß diese Menschenaffen als Menschen anzusehen sind, daß man sie sprechen lehren kann usw. Auch in ‚L'homme plante‘ (1748) ist wieder die Rede von der Verwandtschaft zwischen Affe und Mensch, und in ‚L'homme machine‘ (1748) kommt Lamettrie neuerdings darauf zurück, daß der Orang-Utan dem Menschen so sehr gleiche, „que les naturalistes l'ont appelé homme sauvage ou homme des bois“; er möchte ein geeignetes Exemplar nach Ammans Methode des Taubstummenunterrichts zum Sprechen bringen.

Während Rousseau ausdrücklich erklärte, daß der Affe keine Spielart des Menschen sei, weil ihm die Fähigkeit der Sprache und der Vervollkommnung fehle, was aber für die Pongos und Orang-Utans eben noch nicht erwiesen sei, glitt Voltaire in der ‚Philosophie de l'histoire‘, leichtfertig wie immer, über diesen Vorbehalt hinweg. Er sieht gar nicht ein, warum man an der Existenz solcher Tiermenschen zweifeln sollte; „il n' est pas improbable que dans les pays chauds des singes aient subjugué des

[1] Œuvres philosophiques de La Mettrie. Nouv. éd. Berlin 1796, 1, 220; 2, 133; 3, 72 sq.

filles“, ein ihm dankbar scheinendes Motiv, das er schon 1758 im 16. Kapitel des ‚Candide‘ verwertete.

Diesem Ideenkreis entstammen dann „gewisse Vorschläge“ des verwegenen Diderot, „wie man ziegenfüßige Faune hervorbringen könne, um solche in Livrée, zu besonderm Staat und Auszeichnung, den Großen und Reichen auf die Kutsche zu stiften“ (W. II 6, 19).

Goethes Dichtung war der „gehörnte Waldgott“, der aus einer alten Eiche springt, um sich eine junge schöne Nymphe zur Liebe zu zwingen, kein Unbekannter. In dem Liederbuch ‚Annette‘ (1767) nimmt die Erzählung ‚Ziblis‘ (DjG. 1, 212 ff.) die Motive auf, die seit dem ‚Pastor fido‘ des Guarini und dem ‚Aminta‘ des Tasso Gemeingut der europäischen Renaissancepoesie geworden waren. Der ungefüge, derblüsterne Waldgott, der es bei der Nymphe erst mit grotesken Huldigungen und täppischen, dummdreisten Liebesanträgen versucht, dann Gewalt anwendet und schließlich mit Schimpf und Schande beladen von seinem Unterfangen abstehn muß, lebte in dem Schaustück ‚Aminta und Sylvia‘ der Wandertruppen fort, war als dieu Pan ins Théâtre Italien übergegangen und trieb, nachdem ihn Gottsched aus dem „unschuldsvollen, ruhigen und verliebten Schäferspiel“ verbannt hatte, in der Anakreontik sein lüsternes Wesen: bei Geßner mehr urwüchsig-naiv, natürlich-harmlos, entsprechend dem sentimentalen Charakter der Idylle, bei Wieland mehr wollüstig-sinnlich, mit jener halbverhüllten und doch so bewußten Üppigkeit, die die Entrüstung der Moralisten aller Zeiten hervorruft.

Für den jungen Goethe mußte es ein Hauptspaß sein, den guten Gott Satyrus nach der neuesten Forschung als Orang-Utan erkannt zu sehen und ihn als solchen einmal die Rolle des falschen Propheten spielen zu lassen.

Das Schema der Handlung lag schon bereit: ‚Pater Brey' lieferte es. Der Fall ward nur abgewandelt: an die Stelle des Zarten und Weichen trat ein Tüchtigerer, Derberer.

Es ist seit der Régence eine beliebte Einkleidung für Zeitsatiren, einen Naturmenschen (zumeist einen Orientalen) unter die (abendländischen) Kulturmenschen zu bringen und ihn Kritik üben zu lassen an dem, was er sieht: Du Fresny war mit seinen ‚Amusements sérieux et comiques d'un Siamois' (1707) vorangegangen, Montesquieu mit seinen berühmten ‚Lettres Persanes' (1721) gefolgt. Der Scherz wird von Goethe wieder ins Groteske gesteigert: ein Waldteufel, Satyros = Urmensch im Sinne Lamettries und Rousseaus (noch von Geoffroy Saint-Hilaire im System Pithecus satyrus genannt), kommt unter die Kulturmenschen und findet, wie nicht anders zu erwarten, die Kultur herzlich schlecht. Um eine Rolle zu spielen, bedarf es seinerseits gar keiner großen Mühe. „Wer sein Herz bedürftig fühlt, Find't überall einen Propheten," auch in einem Tier! Der Anschluß weniger genügt, die übrigen geben sich von selbst: es offenbart sich in den Menschen in gleicher Weise die tiefe Sehnsucht nach der Heilsbotschaft wie der Hang zur Niederträchtigkeit, der, sobald einer es wagt, ihnen herrschend zu gebieten, Tausende von Knechten erzeugt. Empfindsamkeit auf der einen Seite (Psyche), Niedertracht auf der andern Seite (Hermes) bringen Satyros ohne sein Zutun die Prophetenwürde entgegen. Er folgt seinem tierischen Instinkt. Wieder finden sich alle Elemente des Prophetendramas ganz von selbst zusammen: ohne göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen predigt Satyros ein Evangelium der Selbstsucht. Es äußert sich die ἐξουσία des μετανοεῖτε in einer parodistischen Rückkehr zur Natur. Die Menge, die gafft — die wenigen, denen

Ohren sind zu hören — das pharisäische Philistertum: all das fehlt so wenig wie Gravitation und endliches Übergewicht der Nichtswürdigkeit. Satyros nützt seine Stellung zur Befriedigung seiner tierischen Triebe aus, wird wie Tartuffe entlarvt und zieht in stolzer Haltung ab — „es geht doch wohl eine Jungfrau mit".

In dem Wesen des neuen Propheten der „goldenen Zeiten" hat Goethe tierische, menschliche, teuflische Züge in genialster Laune gemischt.

Wie es Lamettrie von den Orang-Utans behauptet, gleicht Satyros in seinem Aussehen einem Menschen (V. 148, 150, 221 ff.). Nur seine langen Ohren (V. 149) — das sprichwörtliche „Faunenohr" (W. I 35, 235) — erinnern bei Goethe an seine Tierheit. Nach Winckelmann (Geschichte der Kunst, Buch 5, Kap. 1, § 5) zeigen uns „die schönsten Statuen der Faune [die er den Satyren gleichsetzt] ein Bild reifer schöner Jugend, in vollkommener Proportion, und es unterscheidet sich ihre Jugend von jungen Helden durch ein gemeines Profil oder durch eine etwas gesenkte Nase, so daß man sie daher Simi (Affen) nennen könnte." Lamettrie hebt hervor, wie achtsam und empfindlich diese Affenmenschen sind, wenn sie sich schlafen legen, wie sie sich eines Kopfkissens und einer Decke bedienen, mit der sie sich sorgfältig zudecken (vgl. V. 94 ff.). Die Kraft ihrer Muskeln, ihres Blutes und ihres Geistes macht sie tapfer und furchtlos (V. 150, 398). Oft stürzen sie sich auf Menschen, selbst auf Bewaffnete, zumal auf Weiber und Mädchen, denen sie Gewalt antun. Nichts Geileres, Schamloseres und zur Unzucht Geneigteres als diese Tiere (V. 115 ff., 152, 187—213, 386 ff., 464 ff.). Die Weiber Indiens sind nicht versucht, sie zweimal in ihren Höhlen (V. 99) zu besuchen, in denen sie sich verborgen halten (vergl. V. 386 ff.). Hier sind sie nackt (V. 115 ff., 222, 230 ff.) und pflegen-

der Liebe ohne jedes Vorurteil wie die Hunde (vgl. V. 253). Aller dieser Züge hat sich Goethe bedient.

Eine andre Reihe geht auf die Schilderung des tierischen Standes des Menschen bei Iselin-Rousseau zurück. Als Urmensch denkt Satyros nicht mehr an seine Mutter, seinen Vater kennt er nicht (V. 161 f.). Um sein tierisches Leben fortzuführen, bedarf er keiner Gesellschaft (V. 138, 146). Er lebt in einer „tierischen Selbstgenugsamkeit" (V. 163 ff.) ohne Begriff von Eigentum (V. 114 ff., 335), Sittlichkeit (V. 339), Pflicht (V. 234 ff.): daher sein krasser Egoismus (V. 110 f.), der Diebstahl des Lappens (V. 114 ff.), die Hemmungslosigkeit in seinen Gelüsten (V. 386 ff., 464 ff.). Von Menschen auf einer etwas höheren Stufe bemerkt Iselin (2. Buch, 12. Hauptstück): „Ihre Nacktheit zeiget soviel Eitelkeit und oft soviel Stolz, als bei uns die ausgesuchteste und übertriebenste Kleidung (V. 230 ff.). Alles, was in der Seele eines Kindes, eines jungen und eines rohen Menschen, ohne Anstrengung ihrer Kräfte viele und lebhafte Empfindungen erzeuget, ist denselben höchst angenehm. Daher ist die Neigung zur Musik . . . bei allen rohen Völkern so stark (V. 127, 142, 177)." Freilich hat schon die Anakreontik die Satyren mit der Pansflöte ausgerüstet, wie Goethe ein paar andere Pinselstriche wieder der reizenden Satyridylle ‚Der zerbrochene Krug' von Salomon Geßner (V. 100) und dem homerischen Urmenschen Polyphem verdankt (V. 76 ff., 99 ff.).

Was er aus Eigenem hinzugetan hat, ist das Teuflische. Nicht ohne Bedeutung lautet der Titel: ‚Satyros oder der vergötterte Waldteufel'. Dieser Menschenaffe oder Affenmensch übernimmt Züge von Mephistopheles. Wie dieser wird er geradezu als „hinkender Teufel" (V. 337), als „Ungeheur" (V. 383), wiederholt als „Tier" (V. 58, 333, 373 f., 473) bezeichnet. Er trägt die gleiche Lüstern-

heit, die gleiche zynische Sinnlichkeit zur Schau. Das Bekenntnis des Tiermenschen zum Egoismus — „Mir geht in der Welt nichts über mich, Denn Gott ist Gott, und ich bin ich" (V. 110/11) — entspricht allerdings der Lehrmeinung Rousseau-Iselins; aber für das gute Gretchen ist es das Kennzeichen des Teufels (Urfaust 1161 ff.), „daß er an nichts keinen Anteil nimmt", „daß er nicht mag eine Seele lieben"[1]. Die von Satyros entwickelte (im wesentlichen epikureisch-materialistische) Kosmogonie (V. 288 ff.) kehrt die neuplatonischen Anschauungen von Goethes Emanationssystem um: aus dem Unding geht das Urding hervor, indem sich Tag und Nacht, Liebe und Haß zu dem „All-Ein-Ewigen Ding" zusammenschließen, „Im-

[1] Es seien noch einige andere Ähnlichkeiten mit dem ‚Urfaust' und ‚Faust' zusammengestellt: die Schilderung des Frühlingslebens Satyros V. 16/55 steht dem Stimmungsgehalt nach nahe Faust V. 903/40. — Das Betörungslied des Satyros (V. 134/9, 142/7) hat ähnlichen Strophenbau wie das Betörungslied des Mephisto (Faust V. 3681/97). — Bei dem Sühnechor (Satyros V. 409/18) mag Goethe das „Dies irae" (Urfaust V. 1333 ff.) im Ohr gelegen sein. — Die Liebe macht Psyche wie Gretchen das Herz schwer (Satyros V. 141 = Urfaust V. 1067). Beide schwärmen für dasselbe männliche Ideal (Satyros V. 148, 150 = Urfaust 1086/90; aber auch von Goethe selbst als Jacobisch parodiert: DjG. 3, 91 f.). Wendungen in der Liebesszene zwischen Satyros und Psyche klingen wie Parodien auf Faust und Gretchen (Satyros V. 187/95 = Urfaust V. 1060/5; Satyros 196/7 = Urfaust V. 1183/4; Satyros V. 198/211 = Faust V. 3315/23; Satyros V. 212/3 = Urfaust V. 1037/41, vgl. ‚Egmont' 3. Aufzug Schluß). — Nicht zusammenstellen möchte ich dagegen die Brunnen- und Domszene in ‚Faust' mit der Brunnen- und Tempelszene im ‚Satyros' der verschiedenen Staffage und des verschiedenen Stimmungsgehaltes wegen. — Die Dekoration der Gartenszenen im ‚Faust' hat ihr Gegenstück in der zweiten Szene des ‚Pater Brey'; wie dort Margrete an Faustens Arm vorbeispaziert, treten hier das Pfäfflein und Leonora auf, sich an Händen führend; aber die Szenenführung zeigt im ‚Brey' eine noch minder entwickelte Technik.

mer verändert, immer beständig!“ Ein ähnliches Lügengewebe legt Klopstock im zweiten Gesang des ‚Messias‘ bezeichnenderweise dem schlimmsten der Teufel, Adramelech, in den Mund; und Mephisto hat in der viel später ausgeführten Entzauberungsszene des ‚Faust‘ (V. 1349 ff.) eine verwandte Kosmogonie vorzutragen, wenn er erklärt:

Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht …

Mit Mephisto teilt Satyros den Haß gegen das Kreuz. Mephisto schlägt die Augen vor ihm nieder und antwortet, zur Rede gestellt (Urfaust 453 ff.): „Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurteil, Allein genug, mir ist's einmal zuwider.“ Satyros äußert sich ganz schroff (V. 104 ff.):

Es tut mir in den Augen weh,
Wenn ich dem Narren seinen Herrgott seh.
Wollt lieber eine Zwiebel anbeten,
Bis mir die Trän in die Augen träten,
Als öffnen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Querhölzelein.

Die Zeitgenossen[1] verstanden sehr gut bei dieser Stelle die Anspielung, die heute nicht einmal den Gelehrten mehr geläufig ist, auf eine Anmerkung Diderots zu dem von ihm übersetzten ‚Essai sur le mérite et la vertu‘ des Grafen Shaftesbury (1745, in der Coll. compl. des Œuvres de M. Diderot, Londres 1773, 1, 185): „La hardiesse d'un Egyptien esprit fort, qui bravant la doctrine du Sacré College, eût refusé de porter son hommage à des Etres destinés à sa nourriture, et d'adorer un Chat, un Crocodile, un Oignon, eût été pleinement justifiée par l'absurdité de cette croyance.“ Man zieh ob dieser

[1] Wieland's Werke 31, 173; Heinse: ‚Die Kirschen‘ S. 47.

Bemerkung Diderot der Blasphemie. Er antwortete in den ‚Pensées philosophiques' (LVI, 1746, Œuvres, 2, 107): „Non, je ne peux adorer cet oignon. Quel privilège a-t-il sur les autres légumes? Je serois bien fou de prostituer mon hommage à des êtres destinés à ma nourriture! La plaisante divinité qu'une plante que j'arrose, qui croît et meurt dans mon potager!"

Wir begreifen jetzt aber auch besser, warum Goethe dieses Drama geheim hielt — nicht um Herder oder irgendein anderes problematisches Vorbild zum Satyros zu schonen (hatte er doch keinen Anstand genommen, ‚Pater Brey' bereits 1774 und dann wieder 1789 in den Druck zu geben), sondern um beim Publikum keinen Anstoß zu erregen, das die Freude des Schöpfers am Formen und Gestalten nicht begreift, sondern hinter jedem Dichterwort gleich den Dichter selbst sucht. Die Zynismen des Satyros sind so wenig die Gesinnungen Goethes wie der Titanentrotz eines Prometheus: aber beide, als in der Natur des Menschen liegend, auszusprechen, daran empfand er inneren Schöpfungsgenuß.

Zunächst durfte nur Klopstock das Drama lesen. Ihm sandte es Goethe am 28. Mai 1774: „Hier haben Sie ein Stück, das wohl nie gedruckt werden wird, das ich bitte, mir gerade zurückzusenden" (DjG. 4, 20). Als es Klopstock in Karlsruhe bei Prof. Böckmann zurückließ, fordert es Goethe sogleich ein (15. November 1774): „Schicken Sie mir doch den Satyros" (DjG. 4, 144, zugleich das erste sichere Zeugnis für die Existenz des Dramas). In Weimar las er es unsres Wissens einmal, am 30. Oktober 1777, in seinem Garten Karl August, Korona Schröter und Wilhelmine Probst vor. Fräulein von Göchhausen schrieb es sich ab. Eine andere Abschrift, auf demselben Papier wie das ‚Jahrmarktsfest', erhielt Fritz Jacobi, der sie nach

Jahren durch Savigny wieder zurücksandte (3. Nov. 1807, jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv). Goethe dankte dafür am 11. Jänner 1808: „Mit dem ‚Satyros‘ hast du mir viel Freude gemacht. Dieses Dokument der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre hielt ich für ganz verloren. Ich wollte es einmal aus dem Gedächtnis wieder herstellen; aber ich brachte es nicht mehr zusammen.“ Das Drama wurde dann 1817 in der zweiten Ausgabe der Werke bei Cotta (9, 307/36) zum erstenmal abgedruckt.

In ‚Satyros‘ hat Goethe Form und Technik des ‚Pater Brey‘ weiter entwickelt: wir finden die exponierenden Monologe, die Spielanweisungen, aufgenommen in die Reden der handelnden Personen, wir finden aber auch die vierhebigen Knittelverse zu besonderer Wirkung entzweigebrochen in zweihebige Reimverse wie an einzelnen Stellen des ‚Faust‘, opernartige Elemente wie in diesem Drama und in den Bruchstücken zu ‚Mahomet‘. Goethe hat gelernt, die neue Form immer virtuoser zu handhaben, alle Stimmungen, alle Empfindungen, das Burleske wie das Pathetische, das Niedrigste wie das Höchste, in ihr zum Ausdruck zu bringen, eine reicher entwickelte Handlung in primitiver Technik scheinbar spielend leicht auf die Bühne zu stellen.

Die Einkleidung bot Hans Sachs in der äsopischen ‚Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus‘ (Keller 9, 180), der den Gast aus seiner Hütte weist, weil er kalt und warm aus Einem Munde haucht[1]. Auch der Waldbruder in dem Fastnachtsspiel ‚Der Dot im stock‘ mag Goethes Phantasie angeregt haben. Wie der Einsiedler in höchster

[1] Scherer: Aus Goethes Frühzeit S. 47 hat sich nicht klar gemacht, daß auch in der guten Jahreszeit Frühkälte mit Mittagshitze in keinem Widerspruch steht. Sein Einwand begegnet merkwürdigerweise noch DjG. 6, 312. Die ersten vier Akte spielen in Einem Zug vom frühen Morgen bis nach Mittag, der fünfte Akt wohl einige Tage später.

Gefahr durch listige Rede Aufschub gewinnt (V. 429 ff.), erinnert wieder an Reineke Fuchs (IV 171 ff.).

Die Größe und Bedeutung, welche Goethe selbst seinem Drama beilegte, indem er es als erste Arbeit dem Urteil des von ihm bewunderten und verehrten Klopstock unterwarf, ist durch die unglückliche und in unserm Fall überdies noch ergebnislose Jagd nach Modellen lange verkannt geblieben. Sie beruht zweifellos nicht auf dem prickelnden Reiz einer persönlichen Satire, sondern auf der kühnen Verschmelzung einer Märchenwelt mit der Wirklichkeit zu einem organischen Ganzen, auf dem tiefen Gehalt, den Goethe aus seinen individuellen religiösen Erlebnissen in einen burlesken Stoff legte, auf dem genialen Wurf, der ihn ein künstlerisches Problem bewältigen ließ, an das keiner seiner Zeitgenossen auch nur von ferne rührte. Was der junge Poet wagte und was ihm glückte, hat der altgewordene leider nie mehr versucht: das Drama der Massensuggestion. Erst die Kunst der Gegenwart hat sich neuerdings mit ähnlichen Aufgaben befaßt.

Alexis und Dora, Phyllis und Demophoon

Von Werner Richter

Die großen Elegien Goethes im zweiten Buche sind 1796 und 1797 entstanden. Für unmittelbare Weimarer Erlebnisse mit ihren tastbaren Umrissen fand der Dichter die seelenlösende Harmonie erst in distanzschaffender verhüllter Gewandung, wie er sie sich ein Jahrzehnt zuvor erworben hatte, als ihm in Italien seelisches und geistiges Leben, Kunst und Natur, Vergangenes und Gegenwärtiges zu neuem Weltbild emporblühten. Wie sich dann in Weimar weitere Lebensringe sonderten, waren ihm die im Süden erschauten und erlesenen Formen noch immer lebendig: tieferfüllte Vergangenheit auch der Weimarer Zeit konnte am ehesten durch die Antike den milden Glanz elegisch-friedlicher Rückblicksstimmung gewinnen.

Solchen Erwägungen scheint die übliche Auffassung von der ersten Elegie ‚Alexis und Dora‘ nicht ganz zu entsprechen. Denn weder von unmittelbaren Erlebnissen in greifbaren Konturen noch von antikem Nacherleben redet die herkömmliche Deutung: „Das Gedicht“, sagt z. B. von der Hellen in seinen Anmerkungen zur Jubiläumsausgabe, „ist in rein künstlerischer Absicht geschaffen und beruht stofflich auf keinem Erlebnis, sein Kolorit aber ist echt italienisch, und dort in Neapel oder Sizilien mochte die Beobachtung einer Abschiedsszene die Anregung zu dem hier ausgeführten Bilde gegeben haben.“ Danach wäre der Urkeim unserer Elegie um so unerfindlicher, als wir in der ‚Euphrosyne‘, in den Elegien von Pausias und Amyn-

tas tiefverankerte Erlebnisse mit vielgestaltiger bildreicher Symbolik vereinigt sehen. ‚Alexis und Dora' wäre danach eine „liegen gebliebene" Dichtung, die trotz aller Armut des zugrunde liegenden Erlebnisstoffes mit ihren Wurzeln in römisches Erdreich zurückfaßt, aber das Werk stände außerdem auch darin abseits, daß die welkende Blüte italienischer Herkunft keiner Auffrischung durch antike Sinnbilder bedurfte.

Solche Betrachtungen berühren die bildnerische Gestaltung nur von weitem; aber die Grundstimmung, die Goethe das zweite Buch der Elegien schaffen ließ, will durch sie beleuchtet sein.

Wie unbedeutend erscheint doch solche Abschiedsszene gegenüber Goethes Schmerz um Euphrosyne, gegenüber der heiligenden Rechtfertigung seiner Liebe zu Christiane!

Schon Düntzer wies auf Goethes Worte vom 2. März 1787, „als er die Fregatte nach Palermo fahren gesehen": „Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben." Und als Goethe von Sizilien zurückfuhr, bemerkte er, die Delphine hätten das ihnen in der Ferne als schwarzer Punkt erscheinende Schiff für irgendeinen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Gewiß sind solche Meeresstimmungen der natürliche Ausgangspunkt für eine Dichtung wie ‚Alexis und Dora', und wer Goethes Berichte über seine eigene Fahrt nach Sizilien betrachtet, der zweifelt nicht, daß damals noch eine solche Reise den Anruf der Götter um glückliche Winde rechtfertigte.

Doch jener von Düntzer angezogene Ausspruch bedenkt den Zurückbleibenden. Umgekehrt ist die Situation in ‚Alexis und Dora'. Die Meeresstürme, das Scheitern eines Schiffes am Felsenriff wird auch nur ganz von ferne gegen Ende der Elegie berührt.

Was aber ist der Anlaß für die von Goethe geschaffene Szene? Schillers Kritik am Gedicht führt vielleicht einen Schritt weiter. Er sagt: „Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eifersucht so dicht daneben stellen und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlingen lassen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieses fühle ich nur, daß ich die glückliche Trunkenheit, mit der Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, bis ans Ende festhalten möchte." Goethe erwiderte, er habe zwei Gründe für die Eifersucht am Ende: einen aus der Natur, weil jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich ziehe, und den zweiten aus der Kunst, denn die Idylle habe einen durchaus pathetischen Gang, das Leidenschaftliche müsse bis ans Ende gesteigert werden. Noch spät (im Gespräch mit Eckermann, 25. Dezember 1825) hat Goethe bekannt: „An diesem Gedicht tadelten die Menschen den starken leidenschaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie sanft und ruhig ausgehen solle ohne jede eifersüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einsehen, daß die Menschen recht hätten: Die Eifersucht liegt hier so nahe und ist so in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn sie nicht da wäre."

Wir sehen in der Schillerschen Kritik, die nach Goethes Zeugnis keineswegs allein stand, wiederum ein Motiv beanstandet, das Goethe für organisch aus der Szene herausgewachsen hielt und das uns heute ebenso wie den Zeitgenossen nicht innerlich notwendig mit dieser Abschiedsszene verbunden erscheinen mag.

Wie kam Goethe, so fragt man, auf diese Zweifelsorge

der Eifersucht? Es ist natürlich einfach, alles seiner Phantasie anheimzugeben. Aber wenn wir nun schon im Gegensatz zu den Elegien, die ‚Alexis und Dora‘ folgen, keine Ausstrahlung eines inneren Lebenszusammenhanges wahrnehmen können, so haben wir ein Recht nach bildnerischen Eindrücken im weiteren Sinne auch der Poesie zu fragen, die halbbewußt oder unbewußt Goethe in der Melodienführung beeinflussen konnten. Denn das ist ja eben das Absonderliche, daß dieser Elegie beides fehlen solle: festbestimmter Rahmen eigenen Erlebens und antike Versinnbildlichung.

Daß auch hier der Dichter „die Alten nicht hinter sich ließ", ja daß hier einmal ein antikes Phantasiebild vor die Wirklichkeit einer Lebensstimmung treten konnte, hätte man eigentlich schon immer vermuten dürfen.

Neben Properz und Martial hat Ovid dem Dichter nahegestanden, und er hat ihn in allen Lebensperioden erwähnt. Ich brauche kaum daran zu erinnern, daß Goethe bekennt, die ‚Metamorphosen‘ schon in seiner Jugend auswendig gelernt zu haben (vgl. ferner v. d. Hellens Register zur Jubiläumsausgabe zu Ovid und auch Ernst Maaß: Goethe und die Antike, 1912, S. 544. 553. 556 ff. 562. 565). Auch Ovids ‚Heroiden‘ kannte Goethe gut. Maaß führt ein Epigramm des Jahres 1782 an Frau v. Stein an.

In den ‚Heroiden‘ taucht nun die Eifersucht unendlich oft auf. Goethe konnte aus der Briefform der ‚Heroiden‘ nicht nur die Form des Dialoges selbverständlicher werden. Die Eifersucht durfte dem Kenner Ovids als unlöslicher Begleiter der Liebesleidenschaft und Liebeskunst erscheinen. In seiner Rechtfertigung gegen Schiller und Eckermann setzt er der Eifersucht die Furcht vor dem Verlust gleich und läßt damit, ohne es zu wollen, gerade die Einführung eifersüchtiger Regungen (die mehr bedeuten als die Furcht

vor dem Verlust) ohne volle genetische Begründung. Es liegt nahe genug, das, was Goethe nachträglich mit dem Recht des Schöpfers psychologisch erklärt und objektiv rechtfertigt, subjektiv und genetisch aus einem Nachklang ovidischer Liebespoesie zu begreifen.

Wie können wir diese Vermutung zur Gewißheit erheben? Im zweiten Brief der ‚Heroiden' klagt Phyllis von Rhodope, daß Demophoon wider Versprechen fern bleibe. Er habe gelobt, am Strande die Anker zu werfen, wenn sich die Hörner des Monds zur Scheibe gerundet. Viermal barg sich der Mond, doch kein Schiff kam:

Spes quoque lenta fuit. Tarde, quae credita laedunt,
  Credimus. Invito nunc es amore nocens.

Am Altar fleht sie oft um seine Rückkehr und meint wohl auch, der Geliebte sei schiffbrüchig. Dann wieder tröstet sie sich: si valet ille, venit. Über seine Untreue ergeht sie sich in Klagen und bereut, daß sie dem Geliebten Gastfreundschaft gewährt, daß sie die Gastfreundschaft schimpflich zum Ehegenuß erhöhte.

Turpiter hospitium lecto cumulasse jugali
  Paenitet . . .
Quae fuit ante illam, mallem suprana fuisset
  Nox mihi, dum potui Phyllis honesta mori.
Speravi melius, quia demeruisse putavi.

Und nun blickt sie auf die Augenblicke vor der Abfahrt zurück:

V. 91. Illa meis oculis species abeuntis inhaeret,
  Cum premeret portus classis itura meos.
Ausus es amplecti, colloque infusus amantis
  Oscula per longas jungere pressa moras,
Cumque tuis lacrimis lacrimas confundere nostras,
  Quodque foret velis aura secunda, queri,
Et mihi discedens suprema dicere voce
  „Phylli, face expectes Demophoonta tuum."
Expectem, qui me nunquam visurus abisti?

Expectem pelago vela negata meo?
Et tamen expecto. redeas modo serus amanti,
Ut tua sit solo tempore lapsa fides.
Quid precor infelix? te jam tenet altera conjunx
Forsitan et nobis qui male favit, amor.

Wenn der Geliebte nicht wiederkehrt, wird Phyllis sterben.

Da haben wir das Bild der Abreise: Die Flotte drängt zur Abfahrt, der Geliebte beklagt den günstigen Wind, die Tränen fließen. Die kühne Umarmung steht der Liebenden wieder vor Augen; endlich steigt die Sorge auf, daß eine andere Frau ihn fessele.

Und nun mögen die Verse aus ‚Alexis und Dora' wieder erklingen:

Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; da sagtest du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!

V. 89. . . . . Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm, tausendmal küßt' ich den Hals;
Mir sank über die Schultern dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
. . . . da floß
Häufig die Träne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?
Ewig! sagtest du leise. Da schienen unsere Tränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.

Phyllis blickt auf verlorenes Liebesglück zurück. Den verstohlenen Genuß verbotener Früchte beklagt sie. Er zieht die ganze Elegie hinab ins Alltägliche. Das Liebesglück hat

seine Verwirklichung schon gefunden: Verzweiflung an der Rückkehr des einstigen Geliebten, verzehrende Eifersucht sind die Orgelpunkte der eintönigen Dichtung.

Wer sich durch die Hinweise auf Ovids Anregung im Genusse der Goetheschen Elegie beeinträchtigt fühlt, der verkennt, wie sehr sie gerade im Vergleiche gehoben wird. In die wunderselige Stimmung frühlingsfrischer Liebe, die noch alles zu hoffen hat, klingen leise Mollkänge hinein. Die schmucklose düstere Szene des Römers quillt auf zu polyphoner Harmonie. „Sinnliche Momente" sind, mit Otto Ludwig zu reden, überall hineingetragen. Die taube zerfahrene Stimmung eines Liebesbriefes erscheint umgebildet und gesteigert zu reinster Lebensbejahung, zu einer süßen, seelenvollen, zitternden Wehmut, die nichts von der Trostlosigkeit der ovidischen Dichtung überkommen hat, die im vollen Gegensatz dazu in eine Ewigkeit vergeht, die Anfang ohne Ende ist. Einen einzigen trunkenen innigen Augenblick der Leidenschaft verklärt Goethe im sanften Lichte der Erinnerung zur Unvergänglichkeit.

Solch ein Vergleich ist allerdings nur aus der Annahme gerechtfertigt, daß die Lektüre des Ovid das Bild der Abschiedsszene, der Trennung zweier Liebenden, haften ließ, daß von dieser „erst gesehenen Situation" aus Gestalten und Landschaften in ihrer farbenfrohen Unerschöpflichkeit heranwuchsen[1].

So konnte sich in ‚Alexis und Dora', einer Elegie, die auch einen Zug aus Tibull nachgebildet hat (vgl. Düntzer: Goethes lyrische Gedichte, S. 112), die aus eigenem

[1] In der XIII. Elegie heißt es: Vix illud potui dicere triste vale. Incubuit boreas, abreptaque vela tetendit: / Iamque meus longe Protesilaus erat. / Dum potui spectare virum, spectare juvabat. / Sumque tuos oculos usque secuta meis. / Ut te non poteram, poteram tua vela videre. Abschiedsszenen hat Ovid in den ‚Heroiden' noch in Nr. XV und XVI.

Schauen erblühende Phantasie mit dichterischen Bildern verbinden, die vor zwei Jahrtausenden derselben Landschaft entsprossen. Daß mit dieser Verknüpfung nicht Brücken in die Luft gebaut werden, mag schließlich Goethe selbst bezeugen. Von seinem Abschied von Rom 1788 sagt er:

Alles Massenhafte macht einen eignen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte.

Und wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Ovids Elegie nicht ins Gedächtnis zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. Cum repeto noctem! seine Rückerinnerung, weit hinten am Schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir teilweise genau im Gedächtnis hervorstieg, aber mich wirklich an eigner Produktion irre werden ließ und hinderte; die auch, später unternommen, niemals zustande kommen konnte.

Wer wollte leugnen, daß hier ein Vorgang geschildert wird, der auch für die behandelten Zusammenhänge Stützpunkte gewährt. Gewiß ist die Konzeption von ‚Alexis und Dora‘ dieser von Goethe selbst bezeugten poetischen Stimmung verschwistert. Aber die Entfernung vom Erlebnis und die geringere Kongruenz von Erlebnis und Nacherleben fremder Dichtung ließ der Neuschöpfung noch genügend Licht und Boden zu leben und zu wachsen. Da wurden, wie Goethe ebenfalls im Hinblick auf Ovid sagt, auch in ‚Alexis und Dora‘ „gleichgültige Momente durch würdige Lokalität zu hoher Bedeutung gesteigert“.

Sind wir einmal auf dieser Spur, so mag es erlaubt

sein, auch an die Namen unserer Elegie ganz behutsam zu rühren. Daß beide bei Properz vorkommen, wenn auch nicht an derselben Stelle, daß die Meerestöchter „der schönen Doris Erzeugte“ heißen, muß man wenigstens zum Kommentar aufnotieren. Aber auch daran soll man erinnern, daß Alexis Liebhaber der Ephesierin Meliboea[1] ist, die seine heimliche Braut war, doch nach dem Willen der Eltern einen andern heiraten sollte. Aus Schmerz darüber verließ Alexis die Heimat, Meliboea aber stürzte sich an ihrem Hochzeitstage vom Dache ihres Hauses herab, ohne beschädigt zu werden. Sie lief ans Meer und sprang in einen Kahn, der sich von selbst löste und sie zu ihrem Geliebten brachte.

So rauscht auch in diesen Namen noch das Meer, dessen Poesie Goethe in ‚Alexis und Dora‘ kündete.

---

[1] Vgl. Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft 1846 Band 4 (Meliboea).

Homunkulus in Goethes ‚Faust'

Von Paul Alsberg

Keine Gestalt in Goethes Dichtung hat wegen ihres seltsamen Äußeren und ihres merkwürdigen Wesens so viel Verwunderung und Meinungsaustausch, so viel Kopfschütteln und Kopfzerbrechen hervorgerufen, wie der Homunkulus, diese „verrufenste Erscheinung des ganzen Faust". Fast könnte es scheinen, als ob der Dichter uns mit seinem Glasgeiste ein besonders kniffliches Rätsel aufgetischt hätte, daß „die Weisen sich dran stoßen und harte Köpfe brechen sollten", stünde einer solchen Meinung nicht die augenfällige Bedeutsamkeit des Kleingesellen im Wege, dessen Unverständlichkeit und Unnahbarkeit zugleich einen dichten Schleier über einen weiten Teil der Faust-Dichtung breiten müßte. Das Wenige, das wir in Eckermanns Aufzeichnungen über den Homunkulus aus des Dichters eigenem Munde erfahren, reicht nicht annähernd für eine Erklärung des Wunderwesens aus und klingt beinahe geheimnisvoll, besitzt aber gleichwohl einen besonderen Wert für uns als Anhalt und Prüfstein für alle Auslegungsversuche. An letzteren ist wahrlich kein Mangel. Das eigenartige Gebilde, das ebenso rätselhaft in der Dichtung auftaucht, wie es wieder verschwindet, reizt und fordert geradezu den Faust-Forscher heraus, sich mit ihm zu beschäftigen und die Auflösung seiner Rätselfigur zu erzwingen. Aber so viel Tinte schon über den Knirps im Glasgehäuse vergossen ist, so viele geistreiche und geistlose Auslegungen und Ausklügeleien schon ersonnen sind, eine voll befrie-

digende Aufklärung steht noch gänzlich aus. Über das, was Homunkulus in eigentlicher Bedeutung vorstellt, was er will und was er soll, über seinen Grundzweck und seinen Grundgehalt tappen wir m. E. noch im Dunkeln.

Es klingt fast wie eine stille Wehmut über all die verlorene Liebesmüh, wenn Erich Schmidt[1] sein Urteil über den Homunkulus dahin zusammenfaßt: „Eine knappe erschöpfende Formel gibt es für ihn nicht." Auch die einleitenden Worte Schmidts über den Homunkulus, um eines einzelnen Forschers Erwähnung zu tun, sind mehr Beschreibung als Erklärung: „Auf Paracelsus' Spur schuf Goethe den kleinen, hellseherischen, von zappelndem Tätigkeitstrieb erfüllten Dämon, den ein freies Spiel des Dichters mit wunderbarer Alt- und Allklugheit begabte und danach die mangelnde organische Entstehung suchen ließ. Als Geschöpf eines Gelehrten unter Beihilfe diabolischer Kunst besitzt er das sichere Wissen, kann in Fausts Phantasie den Leda-Traum lesen und mit der Lösung „Bringt ihn zu seinem Elemente!" eine antike Geisterwelt, deren Festtag dem chemischen Menschlein im Kontrast zu Mephistopheles' Norden bewußt ist, als Ziel angeben, wo Helena, Ledas Tochter, zu erfragen wäre." Aus solcher, fast an Verlegenheit grenzenden Darstellung erhellt nur allzu deutlich, daß der Stein des Anstoßes, über den noch jeder stolperte, keineswegs aus dem Wege geräumt ist. Aus diesem Grunde dürfte jeder Versuch gerechtfertigt sein, der zum Verständnis des Wunderzwerges beitragen will.

1.

Die Vorliebe, mit welcher der Dichter innerste Geistesvorgänge und Seelenerlebnisse in sinnlich-plastische Ge-

[1] Erich Schmidt: Einleitung und Anmerkungen zu ‚Faust' in der Cottaschen Jubiläumsausgabe.

stalten, Bilder und Begebenheiten goß, führt von vornherein zu der Mutmaßung, daß auch hinter der Maske des Homunkulus eine solche tiefe Symbolik sich verberge. Um so bestechender ist eine derartige Annahme, als die innige Beziehung des Homunkulus zum Hauptthema, seine Parallele zu Faust und zur Faust-Handlung, unverkennbar zutage liegt.

Wo finden wir aber den Weg zur Seele des Dichters, der uns zugleich die Seele des Homunkulus erschließt? Wir brauchen nicht lange zu suchen, denn in dem zweiten Entwurf zur Ankündigung der ‚Helena'[1] finden wir alles, was wir brauchen. Hier begegnen wir zum ersten Male dem Homunkulus als einer wohlcharakterisierten, handelnden Person; hier liegt die früheste dichterische Eingebung offen und hinsichtlich des Zweckes und Sinnes der Einführung und der Handlung recht durchsichtig vor uns ausgebreitet. Von diesem „ursprünglichen Homunkulus", wie wir ihn in Gegenüberstellung zu der späteren Ausführung im Drama nennen wollen, ging der Dichter aus, auf ihm baute er weiter. Der Vergleich dieser ersten Zeichnung mit dem fertigen Bilde der Dichtung gibt uns daher die beste Handhabe für das Weben und Werden der Homunkulusidee in des Dichters geheimster Schöpfungsstätte.

Der „ursprüngliche Homunkulus" hat vornehmlich nur zwei Aufgaben zu leisten, für die er in solch zwanglos hervorragender Weise geeignet erscheint, daß wohl diesem besonderen Umstande allein die Einführung des phantastischen Gebildes in die Dichtung zugeschrieben werden dürfte. In

[1] Der Entwurf trägt das Datum des 17. Dez. 1826. Erst drei Jahre später kam der II. Akt zur Ausführung. Am 6. Dez. 1829 las Goethe die 1. Szene, am 16. Dez. 1829 die 2. Szene des II. Teils Eckermann vor. Am 10. Febr. 1830 ist die klassische Walpurgisnacht „etwas über die Hälfte" fertiggestellt.

dem Hirne des Paracelsus und seiner Zeitgenossen spukte nämlich nicht nur der bloße Gedanke an die Herstellung eines künstlichen Menschen im Glaskolben, sondern ihre abenteuerliche Phantasie beschäftigte sich schon vorweg mit Wesen und Eigenart des zu erwartenden Homunkulus und verstieg sich zu der kühnen Annahme, daß solch ein aus reiner Gelehrtenkunst hervorsprießendes Menschlein gemäß seiner Herkunft auch alle Gelehrsamkeit und Weisheit der Welt in sich vereinigen müsse.

So kam denn die Anregung des Paracelsus der Förderung des Dramas aus zweierlei Gründen aufs glücklichste entgegen. Fürs erste benötigte Mephistopheles ein ganz außerordentliches Ablenkungsmittel, um Faust aus seiner auf Helena gerichteten Gedankenwelt herauszureißen und von ihr abzubringen[1]. Durfte Mephistopheles nicht hoffen und sich schmeicheln, daß das zur Wirklichkeit gewordene paracelsische Hirngespinst, diese wunderlichste und verschrobenste Phantasieblüte des in aberteuerlicher Pseudowissenschaft aufgehenden Mittelalters, die ganz besondere Aufmerksamkeit Fausts auf sich ziehen und den seinen Händen Entschlüpfenden wieder einfangen würde? Denn das müssen wir uns stets gegenwärtig halten: Faust ist trotz seines „modernen Wesens" ein echtes Kind und Geisteskind des Mittelalters[2].

---

[1] Im Prosaentwurf heißt es: „Faust ... tritt exaltiert hervor und fordert, von dem höchsten Anschauen ganz durchdrungen, den Besitz Helenas heftig von Mephistopheles. Dieser ... bedient sich seines früheren probaten Mittels, seinen Gebieter nach allen Seiten hin und her zu sprengen. ... Die wachsende Ungeduld des Herrn zu beschwichtigen, beredet er ihn, ... Wagner zu besuchen, den sie in seinem Laboratorium finden hochgloriierend, daß eben ein chemisches Menschlein zustande gekommen sei."

[2] Diese Tatsache soll ganz besonders unterstrichen werden, da sie gemeiniglich viel zu wenig, zumal im zweiten Faust-Teile, dem Leser zum Bewußtsein kommt.

Sollte er sich einem solch zwingenden, fast ans Wunderbare grenzenden Erfolge mittelalterlicher Geheimkunst entziehen können?

Daß dieses Mittel trotzdem nicht verfing, weil Mephistopheles von Fausts großartiger Gedankenumwälzung nicht das geringste ahnte, war Voraussetzung und Ursache für die zweite Aufgabe des Homunkulus. Mit allen Fasern seines ungestümen Herzens strebt Faust zu Helena, zur Griechenwelt hin. Aber der Zugang zur Antike ist Mephistopheles verschlossen. Darum ist Homunkulus wieder recht am Platze. Als Allerweisester und Allergelehrtester ist er überall in Vergangenheit und Gegenwart zu Hause und hat Kenntnis von dem gerade bevorstehenden Feste der klassischen Walpurgisnacht, das alljährlich die Griechenwelt aus ihrem Todesschlummer weckt und daher Fausts Wünschen wie gerufen kommt. Mit der Übersiedlung auf klassischen Boden ist das Werk des Homunkulus im wesentlichen beendet. Denn nunmehr wird Faust selber die Herausgabe der Helena von Proserpina erbitten.

Seine beiden Aufgaben löst Homunkulus so überzeugend, daß der Dichter das paracelsische Vorbild fast naturgetreu für seine Dichtung vorsah. Homunkulus tritt uns als „bewegliches wohlgebildetes Zwerglein", als ein richtiges „chemisches Männlein" entgegen, das alsbald bei seiner Geburt den leuchtenden Glaskolben zersprengt und sich später sogar nach einem chemischen Weiblein umsieht. Nach alledem ist Wesen, Sinn und Bedeutung des „ursprünglichen Homunkulus" durchaus klar. Weit davon entfernt, ein Rätsel zu sein, macht er eher den Eindruck eines groben „dramatischen Behelfes", der aus dem einheitlichen, in sich geschweißten Rahmen der Dichtung unschön herausspringen müßte. Dieses Mißliche wird für den Dichter ein Grund mehr gewesen sein, den Homunkulus inniger mit der

Handlung zu verketten und ihn schließlich von Grund aus umzuformen. Für uns ist aber gerade dasjenige, was aus der alten Homunkuluszeichnung fortgewischt und was neu hinzugetragen wurde, von höchstem Interesse; denn gerade aus den Änderungen und Zutaten können wir die wertvollsten Rückschlüsse auf die Gedankenvorgänge und Absichten des Dichters bei der Umknetung des Stoffes ziehen, können wir zum Verständnis dessen gelangen, was der Dichter mit dem fertigen Bilde des Homunkulus, im Gegensatz zu seinem ersten Modell, uns geben will.

2.

Der Homunkulus der Dichtung ist ein ganz anderer als der im Entwurf. Er ist, könnte man beinahe sagen, bis zur Unkenntlichkeit unter den Händen des Dichters verändert worden. Besonders der Fortfall der Körperlichkeit sticht in die Augen. Nicht mehr das frei bewegliche Miniaturmenschlein finden wir im Drama vor, sondern ein ganz undifferenziertes, reingeistiges Wesen tritt auf, das sogar an seinen Glaskolben gebunden bleibt, um an diesem den einzigen körperlichen Halt zu besitzen. So ist denn der Zwerg Homunkulus zu einem Geiste im Glase geworden. Zu dieser absonderlichen äußeren Wesenszeichnung gesellt sich dann noch eine weitere Besonderheit in der seelischen Charakterisierung, die vielleicht noch mehr überraschen muß. Homunkulus hat nämlich einen faustischen Charakter erhalten. Er ist in seinem inneren Wesen geradezu auf Faust zugeschnitten, um nicht zu sagen: er ist aus Faust herausgeschnitten. So sehr grenzt ihre Wesensverwandtschaft an Wesensgleichheit. Es ist nun klar, daß diese beiden grundlegenden Änderungen, die Streichung des Körperlichen und die Aufpfropfung des Faustischen, nicht als zusammenhanglose Einfälle oder Auswüchse dichterischer

Willkür zu bewerten sind, sondern es läßt sich gar nicht anders denken, als daß die Vergeistigung zu der Faust-anlehnung in inniger Beziehung steht, daß beiden Neuerungen eine einzige durchgehende Idee zugrunde liegt. Der Zuschnitt auf Faust wird also wohl die Entziehung des Körperlichen bedingt haben. Auf der anderen Seite wiederum weist die Verleihung des Faustcharakters auf eine enge Anschmiegung an Faust und an die Faust-Handlung hin. Vergegenwärtigt man sich weiter, daß beim Eintritt des Homunkulus in die Fausthandlung sich in Faust gerade ein höchst bedeutsamer geistiger Vorgang, nämlich seine geistige Wiedergeburt, vollziehen will, die mit dem Abgange des Homunkulus beendigt ist, drängt sich da nicht von selbst die Vermutung auf, daß der neue Homunkulus mit diesem Geistesprozesse Fausts in engster Fühlung steht, daß er zu diesem Zwecke in der bezeichneten zweifachen Weise umgeformt wurde, daß er mit anderen Worten zum Vermittler, zur symbolischen Versinnbildlichung dieses innersten Seelenerlebnisses Fausts bestimmt wurde?

Die Behauptung der Wesensgleichheit der beiden Charaktere stützt sich fast auf jedes einzelne Wort, auf jedes einzelne Handeln und Erleben des Homunkulus. Hier kann es keine andere Meinung geben. Fast möchte es scheinen, als ob der Dichter durch übertriebene Eindringlichkeit diese Tatsache der Charaktereinheit noch unterstreichen will. Die Worte „dieweil ich bin, muß ich auch tätig sein" dringen wie Hammerschläge an unser Ohr. Häufig genug werden sie als Goethes persönliches Dichterbekenntnis angesprochen, aber doch nur aus dem Grunde, weil sie Fausts hervorstechendsten Grundzug wiedergeben. Dieser fieberhafte Tätigkeitsdrang des Homunkulus geht dabei nie ins Leere, Unschöne. Aber gerade diese auszeichnende und er-

hebende „Tendenz zum Schönen und förderlich Tätigen" ist Faust eingeboren und sein bestes Eigentum. Da ist ferner ihr gemeinsamer Drang, aus der Laboratoriumsenge heraus in die Welt zu fliehen mit dem gleichen sehnsüchtigen Streben und Willen, ihren unbefriedigenden künstlich-unnatürlichen, reingeistigen Zustand in körperlich-sinnliche Reinmenschlichkeit überzuführen. Kurz: gerade das, was wir das Faustische nennen, spiegelt sich in Homunkulus in unverkennbarer Weise wieder.

Darum kann es auch nicht überraschen, daß Mephistopheles (und auch Wagner) sofort gegen den Homunkulus „in Nachteil zu stehen kommt". Fausts geistige Überlegenheit spricht nicht nur aus den Worten des Homunkulus, sie verrät sich auch überall in der Art, wie Homunkulus mit Wagner und Mephistopheles umspringt. Klingt in seinem „Väterchen" nicht Fausts Spott auf den pergamentnen, trocknen Schleicher durch, der wunders glaubt, wie herrlich weit er es nun in seiner Wissenschaft gebracht, und tönen nicht seine fast höhnischen Abschiedsworte an Wagner wie aus Fausts eigner Seele heraus? In gleicher Weise ist seine Abfertigung des Mephistopheles mit ihrem herrischen Unterton bezeichnend.

Die Charakter- und Wesensübereinstimmung ist unbestreitbar. Homunkulus ist Fausts geistiger Doppelgänger. Aber er wurde dies erst nachträglich durch eine freie Schöpfung des Dichters. Denn weder liegt im paracelsischen Vorbilde eine derartige besondere Charakteranlage enthalten, noch besaß sie der ursprüngliche Homunkulus. Als freieste Tat und Zutat des Dichters kann diese so deutlich und eindeutig auf Faust hinzielende Umgestaltung nur einen ganz bestimmten Grund haben: Homunkulus soll irgendwie als Symbol für Faust, d. h. für dessen Geisteserlebnis dienen.

3.

Einer solchen scharfen Wesens- und Charakterzeichnung, wie sie der neue Homunkulus aufweist, muß notwendigerweise eine gegen den Prosaentwurf völlig veränderte Handlung entsprechen, die, falls unsere Annahme einer bestimmten Symbolisierung zu Recht bestehen soll, ihrerseits wiederum im engsten Zusammenhange mit der Faust-Handlung stehen muß. Gleich die erste Handlung des Homunkulus verrät sein inniges Verhältnis zur Faust-Handlung dadurch, daß ihm jetzt die Verkündigung von Fausts Traum übertragen ist, welcher Vorgang das früher geplante „umständliche" Verfahren in ebenso einfacher, wie einleuchtender Weise ersetzt. Mephistopheles sieht nichts von den in griechische Schönheit getauchten Traumbildern, die Fausts Seele durchziehen und durchzittern. Aber Homunkulus, Fausts Geistesspiegel, weiß sie zu verkündigen und zu begreifen. Wie in sein eigen Selbst leuchtet er in Fausts Brust hinein; wie ein Echo läßt er Fausts geheimste Gedanken widertönen.

Wie vieler Umwege und Umständlichkeiten bedurfte es noch in den „Antezedenzien der Helena", um den Besuch der klassischen Walpurgisnacht in Szene zu setzen! Für den jetzigen Homunkulus ist dieses Unternehmen etwas ungesucht Selbstverständliches. Verkörpert er doch Fausts Fühlen, Denken und Wollen. Darum auch sein eifriges, stetiges Drängen. Wie ein kleiner Dämon scheint er Fausts Geschick zu überwachen und zu leiten[1].

[1] Goebel (Goethe-Jahrbuch 21, 220) will sich mit der einfachen Tatsache begnügen, daß Homunkulus lediglich als ein Dämon im Sinne Goethes aufzufassen sei. Er sagt: „Ganz im Einklang mit Goethes Vorstellung, daß das Dämonische die entscheidenden Wendungen im Menschenleben hervorbringe, ist es der Dämon Homunkulus, der durch seine Einflüsterung den Umschwung in Fausts Leben herbeiführt, dessen Folgen für seine äußere und innere Entwicklung von höchster Bedeutung

Die beiden Einzelleistungen: Traumverkündigung und Anstiftung zur Fahrt nach Griechenland, die den ersten Teil der Homunkulus-Gesamthandlung ausfüllen, reihen sich nicht nur zwanglos unserer Voraussetzung einer symbolischen Ausdrucksform ein, sie lassen sich auch nur unter solcher Voraussetzung verstehen. Wie anders konnte sonst Homunkulus lediglich im Sinne Fausts tätig sein! Erst nach Übersiedlung ins klassische Land denkt er auch an sich selbst und seine eigene Notlage. Der nunmehr einsetzende zweite Teil der Gesamthandlung bildet die eigentlich-konkrete Homunkulus-Handlung, die mit dem früheren spielerischen Treiben seines ursprünglichen Vorbildes nichts gemein hat. Sie ist nicht eine Abänderung des früheren Entwurfs, sondern eine völlig neue Handlung, eine bis zur Katastrophe dramatisch zugespitzte Lebensgeschichte, die darum doch keine Nebenepisode, kein ornamentalisches Beiwerk darstellt, sondern so haarscharf in den Gang der Gesamthandlung hineinpaßt, daß sie gleichsam auf die

---

sind." Aber es heißt dann weiter: „Mag es nicht Goethe gewesen sein, als habe ihn einst ähnlicher Dämoneneinfluß auf den Boden Italiens versetzt? Freilich, was in seinem eigenen Leben unsichtbare psychologische Prozesse, leidenschaftliche Erregung, innere Kämpfe und plötzliche Entschließung waren, welche die entscheidende Wendung herbeiführten, das erscheint in der Homunkulusszene in objektivierte Bilder und Gestalten verklärt." Goethe sagt einmal ähnlich (zu Eckermann, 11. März 1828): „Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe." In diesem Sinne können wir uns mit der Goebelschen Deutung wohl einverstanden erklären. Schließlich ist auch unsere Auffassung des Homunkulus als eines Symbols der Faustischen Psyche nichts anderes als eine objektivierte Form des inneren Seelenzustandes zwecks äußerer Veranschaulichung. Aber die bloße Hinstellung des Homunkulus als eines Dämonen, wie sie Goebel vorschlägt, genügt m. E. lange nicht, um all die Zweifel und Unklarheiten, die den Homunkulus wie mit einem Schleier umgeben, zu beheben.

Faust-Handlung zugeschnitten erscheint und über die Absicht des Dichters mit dieser Neuschöpfung keinen Zweifel läßt.

Wie Faust, der Vernunftmensch, der Fremdling des Lebens und der Wirklichkeit, sich vor brennendem Verlangen wand, aus dem unbefriedigenden Zustande reingeistigen Daseins in die freie, natürliche, körperlich-sinnliche Menschheit herauszutreten und ein ganzer Mensch zu werden, so hat auch Homunkulus den einzigen sehnsüchtigen Wunsch, aus seinem reingeistigen Zustande erlöst zu werden, um zur vollen Körperlichkeit, zum vollen Menschentum zu gelangen. Wie Faust treibt auch er von Ort zu Ort, und wie Faust schließlich sein Alles in Helena sieht, deren Besitz ihn allein erlösen kann, so ist auch von dieser Herzensgeschichte Fausts die Galatee-Szene des Homunkulus ein lebendiges Abbild. Gerade die Besonderheit und hohe Bedeutung des Faust-Erlebnisses schützt vor der Annahme, daß das Gegenspiel des Homunkulus irgendwie zufälliger Art sein könnte, stellt vielmehr außer Frage, daß es diesem direkt nachgeformt ist.

An der Gleichartigkeit dieser beiden Handlungen ist die bisherige Faust-Forschung natürlich nicht achtlos vorübergegangen. Die Homunkulus-Handlung wurde sogar als eine „erläuternde Parallele der Haupthandlung" hingestellt, etwa der Art, daß Homunkulus das Hinstreben zur körperlichen Schönheit Galatees verkörpere als Gegenspiel zu Fausts Sehnsucht zur geistigen Schönheit Helenas[1]. Obwohl mit dieser Deutung für das Verständnis der Dichtung schon viel getan ist, ist der wahre Kern der Homunkulus-Handlung noch keineswegs herausgeschält, da sie viel mehr als bloße erläuternde Parallele ist.

Noch eine weitere Besonderheit der Homunkulus-Handlung erscheint beachtenswert, nämlich die Eigenart ihrer

[1] Vgl. Faust-Kommentar von G. Witkowski.

äußeren Einflechtung in die Haupthandlung. Es ist doch zu auffallend, daß das wundersame Glasmännlein, welches überall Staunen und Neugier erregt, gerade von Faust nicht beachtet, sogar offensichtlich seinen Blicken entzogen wird. Die ganze Homunkulus-Handlung spielt sich völlig außerhalb Fausts Gesichtskreis ab, sei es, daß Faust in tiefer Ohnmacht darniederliegt und geistig abwesend ist, sei es, daß er sich ihr auch körperlich entzieht. In dieser Feststellung dürfen wir uns nicht beirren lassen durch die eine Antwort des Homunkulus auf eine Frage Fausts, die gar nicht an ihn gerichtet ist. Im ersten Erwachen aus seiner Ohnmacht nämlich legt Faust die ganze Inbrunst seines Verlangens nach Helena in die mehr instinktive Frage: „Wo ist sie?" Er ist noch zu befangen in seiner Traumwelt, daß in diesem Augenblicke die Außenwelt ihn noch nicht berührt. Faust achtet weder auf Mephistopheles noch auf Homunkulus und wiederholt darum, wiederum ganz instinktiv, die gleiche Frage. Die Antwort des Homunkulus klingt denn auch mehr wie ein Echo aus Fausts eigener Brust.

Das Wechselspiel beider Handlungen ist so scharf durchgeführt, daß die eine Handlung schweigt, wenn die andere spielt. Dadurch wird die Homunkulus-Handlung in zwei gesonderte Teile gespalten, welche die kurze Faust-Handlung einschließen. Sie umrahmt dieselbe nicht nur, sondern sie ergänzt sie auch und führt sie fort. Kam im ersten Teile, gemäß der Faust-Handlung, lediglich der Trieb zur Griechenwelt zum Ausdruck, so wird ihr zweiter Teil allein von dem Drange nach Entstehung beherrscht, wiederum entsprechend dem Fortgange der Faust-Handlung.

Also auch äußerlich ist die Homunkulus-Handlung auf die Faust-Handlung zugeschnitten, und die Eigenart des Wechselspiels, d. h. der Abschließung des Homunkulus von Faust ist gleichfalls nicht ohne Absicht und Bedeutung.

4.

Die Vergleichung der beiden Homunkulus-Zeichnungen hat insofern schon zu einem vorläufigen Ergebnisse geführt, als wir das Ziel mutmaßen können, auf das der Dichter bei der Vertiefung seiner Homunkulus-Idee lossteuerte. Wenn Homunkulus in ein reingeistiges Wesen umgeschaffen und in Wesen, Handeln und Erleben mit dem Herzensblute Fausts durchtränkt wurde, so tritt aus solcher eindeutigen Umgestaltung die Absicht unverkennbar hervor, zu Fausts Geisteserlebnisse ein symbolisches Gegenstück zu schaffen. Unklar bleibt hierbei zunächst noch der Umstand, warum der Dichter für eine solche Aufgabe gerade auf die Wahl des Homunkulus verfallen ist. Der Gegensatz Fausts zu dem Glasmännchen ist so überwältigend, daß schon eine bloße Gegenüberstellung der beiden geradezu etwas Komisches an sich haben müßte. Andererseits wissen wir, daß der Dichter bei der Auswahl seiner Figuren sehr vorsichtig verfuhr, daß er stets darauf Bedacht nahm, die prägnantesten Vertreter für seine Ideen zu wählen, nämlich solche, die auch „bildlich den gehörigen Eindruck machen."

Von dieser Seite aus betrachtet, muß Homunkulus als ein lebendiges Stück Mittelalter anmuten. Er ist nicht allein ein Phantasiegespinst des Mittelalters, sondern er strahlt auch selbst förmlich ein Fluidum mittelalterlich-alchymistischen Geistes aus. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch sein Glasgehäuse, dieses leibhaftige Stück aus Wagners alchymistischem Laboratoriumsgerät. Denn es will scheinen, als ob gerade der Glaskäfig die mittelalterliche Einsperrung und Abschließung des Geistes anzeige. So verdichtet sich denn das äußere Bild des Homunkulus im Zuschauer von selbst zu der Idee, in ihm ein Abbild echt mittelalterlichen Geistes vor Augen zu haben. Sofort wird aber auch nach dieser Richtung hin die nahe Beziehung zu Faust offenbar.

Denn auch Faust, der Vernunftmensch, als der er uns zu Beginn der Dichtung entgegentritt, besitzt diesen mittelalterlichen Geist. Beladen mit dem ganzen Wissenswust des Mittelalters dreht sich sein Geist noch völlig im Kreise mittelalterlicher Anschauungen und Begriffe. Zwar ist er sich auch damals schon der Leere und Unfruchtbarkeit dieses Geistes bewußt, aber noch fehlt ihm das Vermögen, sich von ihm frei zu machen und zu den Quellen wahrer Weisheit und beseligender Tätigkeit vorzudringen.

Die Gewißheit, im Homunkulus das Abbild eines mittelalterlichen Geistes mit faustischem Charakter zu erkennen, würde sofort zu der Idee führen, den Homunkulus geradeswegs als ein Symbol für den Geist Fausts selbst aufzufassen, wenn nicht seine merkwürdige Entstehungsart sich störend und verwirrend dieser Ideenverbindung in den Weg schieben würde. So ergötzlich sie auch vom Dichter dargestellt ist, scheint sie doch viel des Absonderlichen in sich zu bergen. Wie ist es zu verstehen, ist man versucht zu fragen, daß ein mit offenbarem Faustcharakter ausgestattetes Wesen gerade aus des armseligen Wagners Retorte hervorgeht und zu seiner Geburt noch der Hebammendienste eines Mephistopheles bedarf? Schwebt nicht von vornherein ob dieser zweifelhaften Herkunft der Fluch der Lächerlichkeit über diesem armen Knirps, obwohl er sich so tapfer für Faust ins Zeug legt und obwohl er in innigster Liebesglut sein zartes Leben der herrlichen Göttin der Schönheit als Opfer darbringt? Solcher vielfach vertretenen Meinung gibt Th. Ziegler in Bielschowskys Goethe-Buch bezeichnenden Ausdruck: „Das Ganze wäre auch nicht so übel ersonnen, wenn es nicht einen Stich ins Komische hätte. Nicht Faust macht ihn, sondern Wagner: der Gedanke, daß diese Famulusnatur, diese gelehrte Impotenz, ohne zu zeugen, einen Menschen machen sollte, reizt un-

willkürlich zum Lachen, macht das Gemächte notwendig schon im Entstehen lächerlich."

Die heimliche Mitwirkung des Mephistopheles ist im Drama mehrfach angedeutet und auch vom Dichter ausdrücklich bestätigt. Mag seine Einmischung auch äußerlich als die Fortsetzung einer Spottlaune erscheinen, die sich nach den beiden Jüngern der Wissenschaft nunmehr den Professor als Zielscheibe ausgesucht hat, so werden wir seiner Arglist doch eine geheime Absicht unterschieben müssen. Diese lag nun ganz gewiß nicht in der zu erwartenden Allwissenheit des Homunkulus, die Faust den Weg zur Griechenwelt erschließen soll. Denn Mephistopheles weiß noch nichts von der großartigen Erleuchtung Fausts[1]. Noch vermeint er einen Narren vor sich zu haben, der sich in Helena vergafft habe. Vielmehr soll Homunkulus, gemäß seiner früheren Aufgabe im Prosaentwurf, als ein Triumph mittelalterlicher Geheimkunst Faust blenden und von Helena ablenken. Das ist auch der Grund, warum Mephistopheles den Ohnmächtigen in seine alte Behausung zurückbringt.

Auch Wagners Bemühungen um den Homunkulus geben kein Rätsel auf. Der zur Tagesberühmtheit aufgerückte Professor hat sich in seinem Gelehrtendünkel, der sich hinter einer äußerlich zur Schau getragenen Bescheidenheit um so breiter macht, an das höchste Ziel der Wissen-

[1] Mit Fausts „Erleuchtung" ist die in Faust beim Anblick des Helena-Nebelbildes blitzartig aufgehende Offenbarung des griechischen Schönheitsideals, die geniale Wiedererfassung und Wiederbegreifung der höchsten griechischen Idee gemeint.

Wenn neuerdings mehr und mehr die „Mütter" als die „platonischen Ideen" ausgegeben werden, so heißt das nichts anderes, als Faust seine geniale Eingebung absprechen und alles Verdienst Mephistopheles einräumen. Denn er war es, der Faust erst auf die „Mütter" hingewiesen hat. Aber auch in sonstiger Hinsicht ist diese Deutung der „Mütter" widerspruchsvoll.

schaft, an die Herstellung eines künstlichen Menschen, herangewagt. Fausts tiefer Blick in die Schalheit und Unfruchtbarkeit der ganzen damaligen Gelehrtenweisheit ist ihm auf ewig versagt. Bis an sein Lebensende wird er in ihr die höchste Seligkeit und den Inbegriff alles Strebenswerten erblicken. Der alte trockene Schleicher steht auch heute noch vor uns. Trotzdem dürfen wir ihm, wie dies gemeiniglich geschieht, nicht Unrecht tun. Denn auch ein Wagner hat seine Leistung für sich, wenn sie auch nicht an der eines Faust gemessen werden darf. Die pedantische Gründlichkeit, mit der er einst, schwarz auf weiß, Fausts überreiches Wissen in sich aufgenommen und in sich aufgespeichert hat, umgibt ihn zwar nur mit der äußeren Gelehrsamkeit seines berühmteren Vorgängers, macht ihn aber schließlich doch zu einem treuen Verkünder der Lehre seines Meisters. In ehrfürchtiger Scheu vor Faust und in sehnsüchtiger Erwartung seiner Wiederkunft hütet und pflegt er den überlieferten Geist und verwaltet das ihm anvertraute Gut nach seinen Kräften. Er selbst wird die Wissenschaft sicherlich nicht bereichern, aber das Gelernte lehrt und verarbeitet er mit größtem Eifer.

Unermüdlich „komponiert, verlutiert, kohobiert" er den von Faust übernommenen Wissensstoff, und nichts anderes als das Wissen und den Geist seines Lehrers läßt er in seiner Retorte brodeln und blitzen.

Fausts Geist steckt in der Phiole: das ist der symbolische Inhalt des geheimnisvollen Laboratoriumsvorganges. Es ist aber klar, daß Wagner nur den Geist des früheren Faust, der noch nicht zu Mephistopheles übergetreten und darum vor allem noch nicht zur Erleuchtung gekommen ist, kennen und verstehen kann. Zudem wird gerade das Mittelalterliche in Fausts Geist die größte Anziehung auf Wagner ausgeübt haben, da ihm hierfür allein

Verständnis zuzusprechen ist. Konnte also nur der alte, d. i. mittelalterliche Geist Fausts den Stoff zum Homunkulus hergeben, so war andrerseits gerade Wagner der berufene Mann dazu, diesen Stoff zu verarbeiten. Viel höher ist auch sein Geschäft nicht zu bewerten, denn ohne die tatkräftige Unterstützung des Mephistopheles mußte der Homunkulus, da der Gedanke seiner Erzeugung von der unfruchtbaren Verkehrtheit mittelalterlich-alchymistischer Anschauungen ausging, ein frommer Wunsch des Mittelalters bleiben. Aber wäre nicht auch Faust an der Unfruchtbarkeit seines Wissens zugrunde gegangen, wenn ihm nicht „im rechten Augenblick" Mephistopheles beigesprungen wäre?

Für uns ist der Einblick in die Symbolik der Entstehungsszene des Homunkulus von größtem Werte, zumal sich das Ergebnis der Analyse mit vorher geäußerten Ansichten deckt. Steckt nämlich Fausts mittelalterlicher Geist in der Phiole, so lautet die nächste Schlußfolgerung, daß Homunkulus die symbolische Verkörperung von Fausts altem, mittelalterlichem Geiste vorstellt.

5.

Mit dieser Erkenntnis ist nicht allein der verbindende Faden zu der Vergeistigung und Faust-Charakterisierung des ursprünglichen Homunkulus in der dichterischen Vertiefung der Homunkulus-Idee gefunden, sondern zugleich fester Boden gewonnen für ein Eindringen in den tieferen Sinn der Homunkulus-Handlung und in ihre Bedeutung für die Haupthandlung. Hierzu bedarf es zunächst einer Klarlegung der letzteren.

Mit der Wiedereinführung in Fausts altehrwürdige Wirkungsstätte gräbt uns der Dichter die bedeutsame Tatsache tief in die Seele ein, daß Fausts geistige Wiedergeburt von seinem alten Geistesleben und -weben ausgeht, daß Fausts

Weg zur Helena über sein Studierzimmer führt. An seinen alten Geist, der noch über dem verstaubten und vermotteten Gemäuer zu schweben scheint, muß Faust nach all den bunten und verwirrenden Erlebnissen mit Mephistopheles wieder anknüpfen, um ihn aus seiner früheren bedrückenden Unfruchtbarkeit zu neuem beglückten und beglückenden Leben zu erwecken.

Schon hier liegt die erste Verknüpfung mit der Homunkulus-Handlung vor. Geht Fausts geistige Wiedergeburt von seinem alten Geiste aus, so feiert eben dieser in Homunkulus seine symbolische Auferstehung. Die Lebensreise des Homunkulus und Fausts Geisteswandlung haben sonach den gleichen Ausgangspunkt.

Das Ziel von Fausts Geisteserneuerung ist Helena. Mit dem Blicke des Genies, das seiner Zeit weit vorauseilt, hatte Faust in Helena die höchste griechische Idee, die Idee der Schönheit, wiedererkannt. Was ihm fehlte, was er in schmerzlichstem Ringen und Tasten suchte, nämlich die vollendete Harmonie, die innige harmonische Verschmelzung von Geist und Körper, von Geistigem und Sinnlichem, fand er im Griechentum. Endlich war ihm das Ziel seines Lebens und Strebens erschienen: der Besitz Helenas. „Hingerissen vom Erhaben-Schönen" vergreift er sich sogar, in Durchbrechung des obersten Gesetzes aller Harmonie, an ihrem Nebelbilde. Aber er mußte erfahren, daß bis zur wirklichen Helena noch ein weiter Weg der Schulung, Durchbildung und Selbsterziehung ist. Noch steht Faust im Mittelalter. Dieses muß erst überwunden werden, sein Geist muß erst aus der mittelalterlichen Begriffswelt frei heraustreten, eine einzigartige Wiedergeburt muß sich erst in ihm vollziehen, um ihn zum „Renaissance"-Menschen, zu Helenas Gemahl werden zu lassen.

Faust geht den gleichen Weg, den die gesamte Mensch-

heit gewandelt ist, den auch Goethe ging. Darin liegt eben die unerreichbare, unmeßbare Größe der Faust-Dichtung, daß sie in nämlicher Weise das Einzelleben und -erleben Fausts in den gewaltigen Rahmen alles Menschheitsgeschehens einspannt, wie sie das Mysterium des Lebens und der Menschheit in dieser einen Persönlichkeit wiederspiegelt. Steht Faust jetzt an der großen Wende seines Lebens, die, als eine Folge seiner großartigen Erleuchtung, die Einleitung seiner geistigen Wiedergeburt bedeutet, so ist dieses innere Erlebnis ein getreues Abbild der großen geschichtlichen Periode, die das Ende des Mittelalters und das Erwachen der Neuzeit, der Renaissance, bezeichnet. Diese kulturgeschichtliche Geisteserneuerung der Menschheit verkörpert sich in Faust in gleicher Weise, wie er sie selbst in seinem Inneren erlebt.

Das Mittelalter war achtlos und verächtlich über antike Kulturhoheit und Weltanschauung hinweggeschritten und in hochfahrender Abkehr von Leben, Welt und Wirklichkeit in eine einseitige Überzüchtung und Überhebung des Geistes abgeirrt. Der Begriff der antiken Schönheit war verloren gegangen. In der Beschwörungsszene im Rittersaal erleben wir es in ergötzlichster Weise, wie die Hofgesellschaft die Schönheit und Erhabenheit griechischer Kunst als rohe plumpe Unförmlichkeit anspricht und das geschichtliche Bild der Helena unter dem kleinen und kleinlichen Gesichtswinkel der hervorragenden körperlichen Frauenschönheit betrachtet. Das Wiederaufleben der klassischen Literatur, das Studium griechischen Wesens und Lebens führte die große Geistesumwälzung herbei. Denn der Drang nach geistiger Freiheit schuf zugleich den machtvollen Drang zur Natur und Weltwirklichkeit. War bisher in den Geisteswissenschaften für Natur kein Platz vorhanden, kam es für die Beweisführung der Existenz der Dinge nicht mehr auf

Naturwirklichkeit und Naturmöglichkeit, sondern nur auf die bloße Möglichkeit des Gedachtwerdens an, so kam in plötzlichem Umschwung der Denkungsart die Natur in ihrer Lebensfülle und erhabenen Gewaltigkeit aus ihrer Verunglimpfung wieder zu ihrem Rechte, wurde unmittelbarer Gegenstand liebevollster Anschauung und eifrigster Erforschung. Dieser neue Blick in das Werden und Walten der Natur verbannte alle früheren Idole einseitig überschätzter Gedanklichkeit. Eigene Anschauung, eigene Erfahrung, eigenes Urteil wurden erstrebt; der von starren Vorurteilen und Dogmen befreite, freie, universelle, denkende Geist des Altertums feierte seine Auferstehung, und es sproß aus der Befruchtung mittelalterlich-unnatürlichen Geistes mit griechisch-sinnlicher Anschauungsweise als schönste Blüte das Zeitalter der Renaissance hervor.

So stellte in großartiger Geisteserneuerung die mittelalterliche Zeit auf dem Umwege über das Griechentum ihre Harmonie wieder her, indem sie griechische Sinnlichkeit ihrem selbstentfremdeten Geiste einverleibte. Damit überwand das Mittelalter sich selber, schuf aus sich selbst heraus die Neuzeit.

Ist es nicht Fausts Seelenerlebnis und Seelengröße, die uns die Geschichte beredt verkündet? Erscheint uns nicht Faust selbst als der große Geisteserneuerer seiner Zeit, indem er seine eigene Geisteserneuerung der Mitwelt als reife Frucht darbietet?[1]

[1] Wenn zur besonderen Hervorhebung des mittelalterlichen Charakters von Fausts Geiste zwecks besserer Verdeutlichung seiner Geisteserneuerung das Mitteltalter als solches scharf beleuchtet wurde, so sollte natürlich damit Faust nicht zu einem typischen Vertreter des Mittelalters herabgedrückt werden. Vielmehr bleibt Faust die große, überragende Persönlichkeit, die eine neue geistige Zeit heraufführt, und gleicherweise hat auch Homunkulus nicht als ein symbolischer Abklatsch des mittelalterlichen Zeitgeistes, sondern als ein reines Symbol des Faust-Geistes zu gelten.

Auch Fausts geistige Wiedergeburt bedeutet im wahrsten Sinne einen Bruch mit dem in ihm steckenden Mittelalter. Kam schon mit seiner wunderbaren Erleuchtung, die ihn in eine ferne, fremde, seiner bisherigen Denkweise völlig entgegengerichtete Anschauungswelt führte, das Mittelalter in ihm ins Wanken, so kommt nunmehr sein Begehren und Hineilen nach der Griechenwelt einem endgültigen Abfalle vom Mittelalter gleich.

Die Veranschaulichung dieses großen inneren Reifungs- und Vollendungsprozesses ist Aufgabe und Inhalt des zweiten Aktes, dem Fausts Erleuchtung unmittelbar vorausgeht und das herrliche Renaissanceschauspiel ‚Helena' unmittelbar folgt. Erfüllt der zweite Akt seine festumschriebene Aufgabe? Zweifellos nicht durch die Person Fausts. Die Faust-Handlung ist hierfür zu kurz und im gewissen Sinne sogar abgerissen. Wir erkennen die Frucht von Fausts Erleuchtung in der Hoheit seiner neuen Auffassung, die er griechischer Kunst und griechischer Anschauung entgegenbringt. Wir bewundern seinen ernsten Bildungseifer, der ihn in die Schule des edlen griechischen Pädagogen Chiron führt, und empfinden größtes Vertrauen zu seinem Genie, griechisches Wesen und griechischen Geist voll auf sich wirken zu lassen, ganz in sich aufzunehmen. Aber die Erreichung seines Zieles, die Vollendung seiner Geisteserneuerung, mit andern Worten: die Loslösung der Helena aus der Unterwelt bleibt uns in der Dichtung vorenthalten. Schon am Eingang zur Unterwelt entzieht sich Faust unseren Blicken.

Aus diesem Grunde hat man von einer empfindlichen Lücke im ‚Faust' gesprochen und bedauert, daß die äußerlich so wirksame Proserpina-Szene, in welcher Faust in herzbezwingender Rede die Freilassung der Helena bewirken sollte, nicht zur Ausführung gekommen ist. Sogar von

einem Unvermögen des Dichters ist die Rede, obwohl die für solche Meinung angezogenen Worte Goethes zu Eckermann[1] sich zeitlich eng an die Niederschrift der Helena-Antezedenzien anschließen, mithin noch der Zeit des ursprünglichen Homunkulus angehören.

In Wahrheit besteht auch gar keine Lücke. Faust selbst schließt sie zwar nicht, aber ein anderer tut es für ihn und in seinem Sinne, einer, der für Faust einspringt und ihn ergänzt, der sein innerstes Seelenleben verkörpert: Homunkulus.

Wir versuchten zu zeigen, daß das mittelalterliche Element in Faust bei seiner Geisteserneuerung eine entscheidende Rolle spielt. Zu Beginn der Dichtung noch im Zwange und Banne mittelalterlicher Begriffswelt stehend, ist Faust nunmehr auf dem Wege, das Mittelalter abzuwerfen, und seine Wiedergeburt ist gleichbedeutend mit der völligen Überwindung des Mittelalters. Von dieser Seite aus betrachtet wird uns auch der Lebens-, bezw. der Todesweg des Homunkulus erst recht verständlich. Bestand das Gebrechen, an dem der gesamte mittelalterliche Geist litt, in erster Linie in seiner gewaltsamen Abschließung gegen die Wirklichkeit der Natur, so mußte gleich Faust gerade Homunkulus als das naturwidrige Erzeugnis und Abbild dieser Geistesverkehrtheit am meisten unter dem Gebrechen leiden. Daher denn auch sein ungestümer Drang nach natürlicher Entstehung, der ihn unmittelbar auf die Natur hinlenkt und ihn Anschluß an die griechischen Naturphilosophen suchen läßt.

So spiegelt sich in diesem nur auf Naturerkenntnis ge-

[1] „Was muß das nicht für eine Rede sein, daß die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird! Dieses alles ist nicht leicht zu machen und hängt sehr viel vom Glück ab, ja fast ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblickes" (15. Januar 1827).

richteten Teile der Homunkulus-Handlung nicht allein das große historische Schauspiel der begeisterten Naturhingebung, sondern vor allem das große Umlernen wieder, das sich in Fausts Seele vollzieht. Auch Fausts mittelalterlicher Geist war der Natur verschlossen, hatte mit seiner Zeit einen unsichtbaren, unüberschreitbaren Wall zwischen sich und der Natur aufgeworfen. Hierin lag der innere Grund für seine Geistesunfruchtbarkeit, hier mußte daher der Hebel für seine Geisteserneuerung ansetzen. Erst ein neugewonnener freier Blick über die Natur und in das Walten der Natur vermag die frühere Einseitigkeit und Engigkeit seines Gesichtsfeldes aufzuheben und ihm den Zugang zur Griechenwelt zu eröffnen.

Diesen wichtigsten Abschnitt in Fausts Geisteserneuerung verschweigt die Dichtung, aber auch nur scheinbar, denn Homunkulus löst diese Aufgabe vollkommen. Zugleich gibt Homunkulus zu erkennen, wie der naturbeseligte Geist nunmehr in unaufhaltsamem Drange zur Griechenwelt hinstürmt, wie der vorher so ängstliche Hüter seines Glasgehäuses mit begeistertem Ungestüm gegen den Muschelwagen der griechischen Schönheitsgöttin anprallt.

Mit dem Klirren des Glases ist Homunkulus für immer dahin. Denn die ihn umgebende Retorte ist kein loses, abstreifbares Anhängsel, sondern ein eng zugehöriger, lebenswichtiger Bestandteil des Homunkulus. Glas und Geist bilden ein einziges Ganzes, stellen in ihrer Zusammengehörigkeit die besondere Art der mittelalterlichen Einkreisung und Abschließung des Geistes vor, machen zusammen das Bild des Homunkulus aus. Geht das Glas in Stücke, so ist damit auch Homunkulus zersprungen, d. h. Fausts mittelalterlicher Geist ist dahin. Aber nicht Fausts Geist als solcher ist erloschen, vielmehr ist nur der mittelalterliche Zuschnitt des Geistes zerstört. Das Ende des Homunkulus

besagt also, daß der Geist aus seinem Homunkulus-Dasein, in das ihn das Mittelalter hineingezwängt hatte, herausgehoben ist, daß er nunmehr seine Freiheit wiedergewonnen hat und sich mit dem Geist des Griechentums vereinigen kann.

So gestaltet sich denn das Schlußbild zu einer poetischen Verherrlichung des seltsamen Schauspiels dieser Vereinigung. Mittelalterlicher Geist, nach Sprengung mittelalterlicher Fesselung, umarmt das höchste griechische Ideal, erweckt griechisches Wesen zu neuem, ungeahntem Glanze. Vom Mittelalter befreiter Geist, mit griechischer Sinnlichkeit befruchtet, führt ein neues Zeitalter, die Renaissance, herauf.

Faust hat sein Ziel erreicht. Was sich aber in ihm vor den Augen der Außenwelt verborgen abspielte, das stille Ringen um seine Geisteserneuerung, die bewußte Abkehr vom Mittelalter, die lebendige Erfassung alles Naturgeschehens, die Einbeziehung des Natürlichen in den Vorstellungsbereich seines Geistes, kurz, die Befreiung seines geistigen Selbst aus den Ketten des Mittelalters und dann als Krönung seines heißen Bemühens, der begnadete Aufstieg zur Harmonie des Renaissencemenschen durch innige Verschmelzung mit dem Griechentum: das schildert uns packend die Lebensgeschichte des Homunkulus.

Weilt auch Faust fern von unseren Blicken, Homunkulus ist sein Herold, der der Welt seine geistige Eroberung der Helena verkündet.

6.

Unsere Untersuchung ging aus von dem ursprünglichen Homunkulus des Prosaentwurfes und versuchte, dem geheimen schöpferischen Wirken des Dichters nachspürend, den fertigen Homunkulus der Dichtung in der vollen Tragweite seiner tiefen Bedeutung zu erfassen. Hierbei fiel zu-

gleich ein helles Licht auf die Großartigkeit dieser Um- und Neugestaltung. Wie über die Vorbilder des alten Puppenspieles, so schaltete der Dichter auch über sein erstes Gedankenbild eines Homunkulus mit einer Meisterschaft ohnegleichen, hob ihn heraus aus der untergeordneten Rolle einer Neben- und Hilfsfigur, flocht ihn als einen Träger tiefster Symbolik innig in die Haupthandlung ein, aus der er herauswächst, in die er einmündet. Es gehört zu der Großartigkeit dieser Umgestaltung, daß Homunkulus uns nicht als ein starres, kaltes Symbol entgegentritt, sondern als ein vielseitiges, lebenswarm pulsierendes, mit eigenem Gefühlsleben ausgestattetes Wesen, das nicht nur unsere Aufmerksamkeit, sondern auch unsere Teilnahme erweckt.

Homunkulus ist sogar ganz eigentlich die Hauptperson des zweiten Aktes, zu dessen Beginn wir Zuschauer seiner Entstehung sind, in dessen Verlauf wir ihn auf seinem Lebenspfade begleiten und an dessen Schluß wir sein frühzeitiges Ende erleben. Diese Zuweisung der ersten Rolle hat eben ihren inneren Grund in der dem Homunkulus gestellten symbolischen Aufgabe. Denn Homunkulus ist für uns die poetische Verkörperung von Fausts Geistesleben, und dieses macht ganz allein in seiner Reifung und Vollendung den Gesamtinhalt des zweiten Aktes aus. Nicht der äußerlich handelnde, sondern der innerlich erlebende und sich erneuernde Faust wird uns vom Dichter in diesem Akte vorgeführt. Der geistige Bruch und Abfall Fausts vom Mittelalter steht im Brennpunkte des Interesses. Aber selbst diesen in innerster Seele sich vollziehenden Vollendungsprozeß wußte der Dichter in einer plastisch-dramatischen Handlung darzustellen, indem er den Homunkulus in seiner Weise umgestaltete und zum Träger der Hauptrolle erwählte. Faust spielt darum als Person eine untergeordnete Rolle; den Vorrang allein erhielt sein geistiges Innere,

verkörpert durch Homunkulus. Im ersten Teil des Aktes liegt Faust in tiefer Ohnmacht, im zweiten Teil ist sein Auftreten kurz und abgerissen. So kam vor allem die Proserpinaszene nicht zur Ausführung, um die Einheitlichkeit des Aktes, bezw. der Homunkulus-Handlung nicht zu zerstören. Wenn also der Dichter frühere Pläne wieder aufgab und statt Faust den Homunkulus als Helden und Führer der Handlung einsetzt, so wird er sich von dieser Darstellung des Seelenvorganges Fausts eine größere bildliche Wirkung versprochen haben. Gerade Fausts geistiges Verhältnis zum Mittelalter konnte durch Homunkulus zu viel lebendigerem Ausdruck gebracht werden.

So scheint uns denn Sinn und Bedeutung des Homunkulus und seiner Handlung völlig klar zu sein, und wir verstehen es, daß gerade das Homunkulus-Spiel den Gesamtraum des zweiten Aktes (und nur dieses Aktes) einnimmt.

Die äußere Selbständigkeit der Homunkulus-Handlung darf jedoch nicht dazu verleiten, sie aus dem Rahmen der Gesamthandlung herauszuheben und als Einzelepisode zu betrachten. Nur solchem Beginnen ist es zuzuschreiben, wenn gefragt wurde, ob nun Homunkulus wirklich im Meere körperlich entstehen werde. Abgesehen von einer Verkennung des Wesens des Homunkulus wurde bei solcher Fragestellung auch nicht genügend beachtet, daß in dem Schlußbilde die Vereinigung zweier Symbole gefeiert wird. Homunkulus selbst ist natürlich dahin und mit ihm das Mittelalter. Eine andere Frage aber wäre es, ob aus der Paarung seines befreiten Geistes mit der Königin der Schönheit ein neues Symbol hervorgehen werde.

Nach dieser Richtung streckt Friedrich Lienhard[1] einen

[1] Einführung in Goethes Faust (1916). Auch auf einen „zum mindesten inneren Zusammenhang zwischen dem feurig zerschellenden

seinen Fühler aus, indem er sagt: „Aber in irgendeiner Form wird er [Homunkulus] oder ein ähnliches Wesen seiner Art gewiß wieder aus diesem Element auftauchen. Wer weiß, ob nicht in diesem Zaubermännchen etwas vom Knaben Wagenlenker oder von Euphorion steckte?"

Recht vorsichtig, aber auch recht feinsinnig! Gewiß, möchten wir den Faden weiterspinnen, steckt im Homunkulus etwas von beiden. Denn Homunkulus ist im wahrsten Sinne Geist von Fausts Geiste, und seine Vereinigung mit Galatee spiegelt zweifellos Fausts Vermählung mit Helena wieder. Geht aus dieser der leuchtende Renaissanceknabe Euphorion hervor, so kann er nichts anderes sein als der zerborstene, in neuer Gestalt zu neuem Leben erweckte Homunkulus. Die häßliche Raupe mußte untergehen, um einen bunt schillernden Schmetterling zu erzeugen.

In dieser Gegensätzlichkeit der beiden Knaben führt uns der Dichter die geistige Wandlung Fausts besonders eindringlich vor Augen. Steht der zweite Akt noch im Zeichen des Homunkulus, so drückt dem dritten Akt Euphorion seinen lichten Stempel auf. Vermöge dieser Gegenüberstellung erfüllt Homunkulus darin seine letzte Aufgabe, daß er dem Zuschauer stetig das düstere Mittelalter gegenwärtig hält, um ihm so den gewaltigen Unterschied zur geistigen Höhe des dritten Aktes doppelt deutlich zu machen.

Homunkulus nebst jubelnder Liebesstimmung am Schluß des zweiten Aktes und andrerseits der sofort hinterher auftauchenden Helena" weist Lienhard mit großer Bestimmtheit, wenn auch ohne zureichende Begründung, hin.

Goethe und die Weltliteratur

Von Friedrich v. der Leyen

I.

In diesen Jahren, in denen das Deutsche Reich in die Mitte der Weltgeschichte gedrängt wurde, gewinnt die Frage nach Deutschlands Bedeutung für den Geist und die Dichtung aller Völker ein erhöhtes Interesse. Ihr Kernpunkt wird immer die Stellung Goethes zur Weltliteratur sein: was vor ihm war, weist auf Goethe hin, was nach ihm kam, weist auf Goethe zurück. Wir geben der Versuchung nach, das Thema: Goethe und die Weltliteratur zu umreißen.

Was heißt Weltliteratur?

Die umfassendste Erklärung wäre: Literatur aller Zeiten und Völker von den niederen zu den höchsten Gattungen. Alle Gelegenheitsdichtung, alle Dichtung für Jugend und Frauen, feierliche öffentliche Ankündigungen in Rechtsprechung und Regierung, Romane für die Hintertreppe, Dramen für Vorstadtbühnen und Liebhabertheater, Texte für Kinematographen, lokale Dichtungen, Volksbuch, Volksmärchen, Volkslied, Volksrätsel, Volkssage, die Fabeln der Hottentotten und Australneger und alle Dichtung der Primitiven würde alsdann in dies unermeßliche Reich ebenso gehören wie die Werke der größten Dichter. Diese Weltliteratur wäre ungefähr die progressive Universalpoesie von Friedrich Schlegel. Wer Goethes Stellung in ihr behandeln wollte, würde sich allerdings in das Bodenlose werfen. Trotzdem wäre eine solche, für uns noch nicht lös=

bare Aufgabe der endlosen Mühe, die sie fordert, nicht ganz unwert, so sehr sich Geschmack, althergebrachte literarische Anschauung und wohl auch Vorurteile dagegen zuerst sträuben. Es gälte nicht allein, jahrelang und seufzend einen zähen Morast zu durchwaten.

Die niederen Gattungen sind nämlich auf der ganzen Welt willkommen und verändern im Laufe der Jahrtausende kaum ihr Wesen. Die Märchen, deren Spuren wir im alten Babylon, im alten Ägypten und im alten Griechenland entdecken, unterscheiden sich kaum von den heute erzählten. Die Märchen der Brüder Grimm wandern noch in unseren Tagen nach Afrika und China. Der griechische Roman kehrt in der Legende des Mittelalters, in den langen Erzählungen Indiens, im französischen und deutschen Roman des 16. und 17. Jahrhunderts und in unseren Hintertreppenheften wieder. Die üblen Detektivgeschichten unserer Tage sind in alle Sprachen der Welt übersetzt und wandern von der Großstadt mit den Knöpfen und Scheren der Hausierer auf die entlegensten Dörfer.

Die niederen Gattungen der Weltliteratur führen uns also zu den Anfängen der Dichtung zurück. Sie zeigen auch, daß Tausende und Abertausende nur die Vorformen der Dichtung in sich aufnehmen, der höheren Dichtung gegenüber unempfindlich bleiben. Mit tausend Zungen kündet diese die ganze Welt durchströmende Masse die unüberschreitbaren Grenzen und die dauernden Gesetze des dichterischen Auffassungsvermögens der Völker und ihre ewigen Wünsche und Ansprüche an die Dichtung. Fülle der Ereignisse, Hang zum Außerordentlichen, Wunderbaren und Abenteuerhaften, eine starke Empfindung für den Mann und die Tat, für Kraft und List, eine leicht entzündliche Phantasie, Freude am Spiel, ein rasch verflackerndes Interesse und darum ein ewig wechselndes Vielerlei oder starke

Häufungen und Steigerungen, überhaupt eine Vielheit von Reizen und gewaltsame Reize, in alten, echten Zeiten außerdem ein tiefes, dumpfes Gefühl für die ewig geheimnisvollen Zusammenhänge von Mensch und Tier, Mensch und Natur, Leben und Tod, und der Drang, die gewaltigen, den Menschen überlegenen, sichtbaren, unsichtbaren Mächte zu versöhnen, zu überlisten, zu meistern: das sind einige Elemente der Dichtung, die von jeher und überall gefällt.

In Goethes Gedichten nimmt die Gelegenheitsdichtung in leichtem und ernstem Sinn, wie man weiß, einen breiten Raum ein. Volkslieder, Volkssagen, Legenden, Rätsel, Märchen, Volksbücher haben ihn oft angezogen. Der Dichter hat auch zu vielen Zeiten seines Lebens diese primitive Dichtung eindringend beobachtet. Die ‚Theatralische Sendung', die ‚Lehrjahre', die Noten und Abhandlungen zum ‚Divan', eine Reihe Kritiken aus seinem Alter, Gespräche und Briefe enthalten darüber eine lange Reihe tiefer und kluger Bemerkungen. Eben diese sollte man zusammenfassend beachten und verwerten und an der Fülle niederer Dichtung messen, die seitdem die Wissenschaft ans Licht zog. Eine Bewältigung dieser Arbeit würde den Zusammenhang Goethes mit den Ursprüngen aller Dichtung und seine Stellung zu Volk und Dichtung mit neuen Methoden erkennen und auf breiten und festen Grundlagen darstellen.

II.

Die niederen Gattungen der Weltliteratur haben nun im Verlaufe der Dichtung jedes Volkes ihre besonderen, oft sehr entgegengesetzten Schicksale. Die Inder und Araber schufen aus dem Märchen und seiner krausen Wunderwelt eine verschwenderisch reiche Kunstdichtung, die Griechen dagegen haben in den Zeiten ihrer Vollendung das Märchen nicht geduldet. In den Dichtungen des Alten Testamentes er-

kennt man ebenso deutlich das Bestreben, mit dem heidnischen Glauben der alten Zeit und seiner Vielgeisterei auch das Märchen auszurotten. Ebenso lehnten die germanischen Götter- und Heldendichtungen in ihren großen Jahrhunderten das Märchen ab. Ganz anders die Kirche des Mittelalters: sie verklärte alle Dichtung, an der das Volk immer hängt, und durchhauchte sie mit dem Geist und Glauben des Christentums.

Die Dichtung, die den Gipfel der Kunst erreicht hatte, blieb nicht immer lange auf ihrer Höhe. Der griechische Roman schon hat aus der Epik und Lyrik der großen Vergangenheit das herausgerissen, was dem Geschmack der Masse behagte, und hat aus griechischen und orientalischen Elementen sein ewiges Gespinst gewebt. Die höfischen und heldischen Dichtungen des Mittelalters verwandelten sich in Volksbücher und überlebten ihre Originale lange Zeit. Das strenge und hohe Drama der Kirche erweiterte sich zu den Weihnachts-, Oster- und Passionsspielen des Volkes und wurde immer reicher, lebendiger und gestaltloser; aber es lebt da und dort noch heute, während sein strenges Vorbild sich längst vergaß. Die indischen und arabischen Märchen gerieten bei ihrer Wanderung durch die Welt oft aus den Fugen, Teile rissen sich los, fremde Märchen zogen sich an, der Organismus lockerte sich und in ihm schoß die besondere Erzählungsart der Völker auf: als Märchen und Schwank, als Novelle und Fabel, als Sage und Volksbuch stehen diese östlichen Gebilde in westlicher Tracht nun frisch und neu vor uns. Die Verwandlung des Kunstliedes in das Volkslied, für die Kunst nur zu oft ein Leidensweg, für das Volk eine immer lebendige Aneignung, zeigt sich uns vom Ausgang des Mittelalters bis in unsere Tage in zahllosen anschaulichen Beispielen. In den Hintertreppenheften unserer Zeit leben, hastig und roh zusammengefügt, in abscheu-

lichem Deutsch geschrieben, Stücke aus Romanen der Romantik und des 19. Jahrhunderts weiter, die vor fünfzig und hundert Jahren die Sensationen der Gesellschaft waren. Diese in die Niederungen geratene Poesie kann aber, eben weil sie wieder zum Stoff geworden und große und wilde Wirkungen durcheinander und nebeneinander vor uns hinschüttet, den großen Dichter wiederum erregen und seine Gestaltungskraft entzünden. Geschichten und Dramen von Heinrich von Kleist und Franz Grillparzer seien für diesmal unsere Beispiele.

Die Geschichte der Weltliteratur wird nun für uns zu einem großen Teile eine ewige Auseinandersetzung zwischen den höheren und niederen Gattungen der Poesie. Dies unaufhörliche Auf und Ab, von der Erde zum Himmel und zurück zur Erde, der gewaltige Rhythmus dieses endlosen Kampfes kann uns zu vielen Malen zur Erkenntnis der ewigen Mächte führen, die Wesen und Verlauf der Dichtung bestimmen.

Unser Thema, in diesen großen Zusammenhang gestellt, gewinnt einen neuen und tieferen Sinn. Es verlangt von uns nunmehr die Antwort auf die Frage: Wie verhalten sich in Goethes Werk die höheren und die niederen Gattungen der Dichtung?

Im ‚Wilhelm Meister' hat Goethe, als ein Schüler Herders, eine Morphologie des Dramas und des Theaters geben wollen, und das war wohl sein erster Plan. Wir sollten erkennen, wie das Drama aus seinen niederen Formen, aus Jahrmarktsfesten, Seiltänzerkünsten, Allegorien zum Preis von Berufen und Gewerben, aus religiösen Volksspielen und Schaustellungen sich organisch entwickelt, und wie nur in stetem Zusammenhang mit den ewigen Bedürfnissen der Menschen das Schauspiel sich über sich erheben kann, welcher Aufbietungen und Aufopferungen es aber

bedarf, um Drama und Theater auf einer achtbaren Höhe zu halten, von der die Instinkte und Leidenschaften der Menge und die Sehnsucht der Schauspieler nach äußeren Wirkungen es immer von neuem herabzureißen trachten. Der ‚Faust' beruht auf Volksbuch und Volksschauspiel, und das Volksschauspiel ist, wie man weiß, das von Marlowe aus dem Volksbuch geschaffene Drama in der Form, die ihm wieder das Volk gegeben hat. Wir dürfen annehmen, daß die ersten Konzeptionen gerade die Schaulust, die immer die Massen des Volkes ins Theater treibt, stärker und vielfältiger befriedigen wollten, als die ausgeführte Dichtung sie befriedigt: das Verlangen nach vielen reichen und bunten Bildern, nach zarten und starken, nach dunklen und klaren Szenen, nach einer Wanderung vom Himmel durch die Welt zur Hölle, nach dem Anblick des Kampfes der himmlischen und höllischen Mächte um die menschliche Seele. Noch von dem zweiten Teile hat der Dichter etwa gemeint, daß gerade der lange, immer wechselnde Zug seiner seltsamen und wunderbaren, prunkvollen und geheimnistiefen Bilder seine magische Wirkung auf alle die nicht verfehlen und in ihnen fruchtbare Ahnungen wecken würde, die den Sinn der Tragödie nicht erfassen könnten. Wirklich ist in diesem Betracht der zweite Teil bühnenwirksamer als der erste.

Die beiden großen Dichtungen, die den Dichter durch lange Jahrzehnte seines Lebens begleiteten, zeigen uns also wiederum neue Fundamente und stellen sich uns in einer neuen Beleuchtung dar, wenn wir sie als großartige Versuche betrachten, die ewig volkstümlichen Dichtungen zu verstehen und zu gestalten. Wir wissen, daß Goethe auch sonst in die Schätze der volkstümlichen Überlieferungen gern gegriffen und aus ihnen unvergängliche Dichtungen geholt hat, vor allem aus den Schätzen des 16. Jahrhun-

derts, einer der volkstümlichsten deutschen Zeiten. Andere seiner Werke: der ‚Tasso‘, die ‚Iphigenie‘, die ‚Wahlverwandtschaften‘, der ‚Divan‘ sind von volkstümlichen Elementen frei. Wir müssen uns hier versagen, die Werke ohne volkstümliche Grundlage mit denen mit volkstümlicher Grundlage in ihrer Wirkung zu vergleichen. Auch weisen wir nur kurz darauf hin, daß die Wirkung von manchen Dichtungen Goethes der Wirkung der Werke tieferstehender Gattungen ähnlich war. Zu dem Weltruhm des ‚Werther‘ hat die äußere Sensation des Selbstmordes doch das Meiste beigetragen. Aus dem ‚Götz‘ erzeugte sich das Ritterdrama und der Ritterroman, die viele Motive des Schauspiels vergröberten und zu stärkeren Spannungen und Rührungen brachten. Schließlich: neben Goethes ‚Werther‘ war Kotzebues ‚Menschenhaß und Reue‘ der stärkste internationale Erfolg, den die deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts erreichte, und seine unreine und weichliche Humanität war das Zerrbild der reinen Menschlichkeit in Goethes ‚Iphigenie‘.

III.

Die höheren und niederen Gattungen der Poesie greifen also vielfältig ineinander über, sind oft organisch verwachsen oder treten feindlich eine gegen die andere auf: jedenfalls lassen sich die einen ohne die andern nicht verstehen. Unsere Literaturgeschichten kümmert diese Wahrheit bisher wenig, sie sehen über die niederen und volkstümlichen Gattungen oft fort, als ob sie nicht da wären, obwohl diese doch für die große Mehrheit der Menschen die einzige Dichtung bleiben. Wie zum Entgelt behandeln dafür viele Gelehrte in der Geschichte der Dichtung Werke, die, so tief und unentbehrlich sie sein mögen, doch der Dichtung nicht angehören, oder nur durch Personalunion mit ihr verbunden sind: Übersetzungen, wissenschaftliche und theologische Abhandlungen,

ästhetische und kritische Traktate, philosophische Schriften usw. Wie liebevoll stellt z. B. Hermann Hettner in seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts die großen Denker neben den Dichtern dar, so daß die Dichtung in strengem Sinne oft in den Schatten tritt, während er die volkstümlichen Dichtungen kaum da und dort berührt.

Die Gründe für dies Verfahren, das uns doch unwissenschaftlich und willkürlich erscheinen sollte, liegen in der Geschichte unserer Dichtung selbst. Sie ist in ihrer großen Zeit aus der Kritik entstanden und hat damals nie vergessen, was sie der Kritik schuldete: daher behielt in ihren Augen nur die Dichtung Wert, die vor den strengen Forderungen der Kritik bestehen konnte, und wie oft waren die niederen Gattungen ein Hohn auf Gesetz und Form! Zudem blieb die Kritik um 1800, trotz Herder und Goethe und der Romantik, im wesentlichen nicht historisch, sondern dogmatisch und stand, wie uns Wilhelm Dilthey gezeigt hat, unter dem Bann des Aristoteles, dessen Autorität länger unerschüttert blieb als die der Bibel. Als nun diese Herrschaft in sich zusammensank, war Willkür und Verwirrung die Folge, die allerdings nur wenigen unserer Gelehrten ins Bewußtsein getreten ist. Man sehe sich in den bekannten deutschen Literaturgeschichten und der literarischen Kritik nur die Wahl aus Dichtung und Literatur an und suche die sachlichen und wissenschaftlichen Gründe dafür zu erkennen, was den Forschern als literarisch oder unliterarisch gilt, oder die Gründe, warum die einen bestimmte Dichtungen behandeln, die andern die gleichen Dichtungen kurz abtun oder verschweigen. Je gründlicher solche Untersuchung geführt würde, um so seltsamer müßte ihr Ergebnis ausfallen. Auf erlesenen Geschmack, glücklichen Spürsinn, feste — seien es politische oder religiöse — Anschauungen, glänzende Darstellungsgabe, tiefe, selbstvergessene Liebe

würde man oft stoßen, auch auf literarische Moden, Schulen und Schrullen: aber die Subjektivität der Auswahl, das Durcheinander der Urteile und die fröhliche Anarchie am Ende der Sammlung würde jeden verblüffen. Warum nur hat man bisher nicht, auf Grund unseres überreichen Besitzes, auf Grund der aus Jahrtausenden uns unerschöpflich zuströmenden Fülle der Dichtungen und ihrer Geschichte, die Begriffe Literatur und Dichtung systematisch untersucht und abgegrenzt? Vielleicht war an dieser Unterlassung auch die Gepflogenheit der Literaturwissenschaft schuld die Entstehung und Vorgeschichte eines Werkes und das Werk selbst zu behandeln, seiner Wirkung aber selten nachzufragen: erst in den letzten Jahren wird man auf diese Lücke aufmerksam. Gerade weil Wert und Wirkung eines Werkes sich so oft zu widersprechen scheinen, war die Forderung um so dringender, die Wirkung zu untersuchen und die Geschichte der Wirkungen in ihren tausend Einzelheiten vor uns zu entfalten. Alle Schichten, Höhen und Tiefen unserer Geistesgeschichte erschließen sich doch erst dem, der in tausendfacher Lebendigkeit vor sich sieht, was unsere Dichtung unserem ganzen Volk gewesen ist, seinen Ständen und Geschlechtern, seinen Berufen und seinen Altern, seinen guten und schlechten Stunden. Auch literarische Bildung und Erziehung läßt sich nur auf der Basis dieser Erfahrungen aufbauen.

IV.

Wenn nun über den Begriff Literatur keine methodische Klarheit erzielt ist, so über den Begriff Weltliteratur auch nicht. Darum haben wir es zuerst mit der umfassendsten Erklärung versucht, und sie führte uns jedenfalls zu überraschenden Fragestellungen, zeigte uns das doppelte, dem Hohen und dem Niederen zugewandte Antlitz der Dichtung, und wir durften zu unserer Genugtuung feststellen,

daß Goethe schon dies doppelte Gesicht kannte und die Folgerungen aus seiner Erkenntnis zog.

Nunmehr versuchen wir aus der umfassenden Erklärung einige fester umgrenzte Gebiete auszuscheiden und den Problemen zu folgen, die in diesen engeren Bezirken vor uns auftauchen. Kann denn, so fragen wir zunächst, als Weltliteratur nicht die erlesene Gemeinschaft jener wenigen Dichter und Werke gelten, die man die unsterblichen nennt, und die durch alle Jahrhunderte hindurch Vorbild und Meister bleiben: Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Molière und eben Goethe? Manche geben dem Begriff Weltliteratur bewußt oder unbewußt diesen Sinn. Würden wir ihnen folgen, so wäre unser Thema nunmehr der Vergleich von Goethes Werk und Wirken mit dem Werk und Wirken der anderen Heroen. Aber das Licht, das von dieser Aufgabe strahlt, ist trügerisch. Denn die Wirkung dieser Großen erstreckt sich nicht gleichmäßig auf alle Zeiten und Völker. Homer und die Griechen waren im Mittelalter versunken, Vergil und Ovid damals gefeierter und gelesener. Shakespeare war bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts kaum in seiner Heimat gekannt, setzte sich dann in Deutschland gegen die heftigsten Widerstände durch, die romanischen Völker lehnten und lehnen ihn ab. Dante wird bis auf unsere Tage ebenso leidenschaftlich bekämpft wie bewundert, nicht Wenigen verschließt sich sein Verständnis ganz. Die Gemeinde Molières ist im Grunde eine kleine, Goethe verstehen in Frankreich Wenige, in England nicht Viele. Den Orient hat keiner dieser abendländischen Großen erobert. Ihre erlauchte Reihe als Weltliteratur zu bezeichnen, wäre somit ein etwas gewalttätiges Verfahren. Wer weiß denn auch, ob die Zeit nach zweihundert Jahren auf die Frage, was Weltliteratur sei, nicht andere Größen und Namen nennt, als wir heute; vor zweihundert Jahren wäre sicher eine andere Antwort

erfolgt, als sie heute erklingt. Wir erkennen also gleich bei unserem ersten Versuch, wie wenig geklärt der Begriff der Weltliteratur noch ist. Überdies liegt die Wirksamkeit Goethes heller oder vielfältiger vor uns, als die Wirksamkeit der anderen Dichter, und um jene anderen wieder haben die Jahrtausende und Jahrhunderte einen Nimbus gewoben, der dem unseren Tagen näheren Genius fehlt. Ein Vergleich der Wirksamkeiten würde also Dunkles und Helles verwirrend mischen und könnte wohl zu einem geistreichen Essay, doch kaum zur Förderung unserer Erkenntnis führen.

Unser Ablehnen befreit uns auch von der Forderung, hier zu schildern, was Homer und Sophokles und Shakespeare, was Molière und Dante für Goethe gewesen sind. Im einzelnen ist die Bedeutung, die jene Unsterblichen für Goethe gewannen, schon oft, und von Berufeneren, dargestellt worden, zusammen bilden sie in unseren Augen keine Gemeinschaft.

V.

Die Weltliteratur erschien uns zuerst als ein in ewiger Gärung sich bewegendes Chaos, nachher als ein Allerheiligstes für wenig Auserlesene. Zuerst mußte der Forscher zufrieden sein, wenn er einige Richtungen durch eine endlose Wirrnis entdeckte, nachher sah er, daß die Gemeinschaft der Heiligen eine willkürlich gewählte war. Wir versuchen nunmehr die Weltliteratur geschichtlich zu erfassen und zu gliedern und lösen damit die Weltliteratur in eine Folge von Weltliteraturen auf, die sich vergleichbar den Perioden der Weltgeschichte und im Zusammenhang mit ihnen ablösen. Jedesmal ist alsdann die Weltliteratur die Literatur der die Welt jeweils beherrschenden geistigen Gemeinschaft.

Die erste wichtige Weltliteratur in diesem Sinne ist die Literatur der hellenistisch-römischen Zeit, von Alexander dem Großen bis zum Untergang des Römischen Reiches. Wäh-

rend dieser langen Jahrhunderte beherrschte diese Literatur wirklich die Dichtung der ganzen bekannten Welt, des Ostens und des Westens; was vor den Toren lag, war barbarisch, und nur was sie aufnahm und anerkannte, behielt Geltung. Eine lange Nachblüte, bis zum Ende des Mittelalters, erlebte die hellenistische Literatur in Byzanz: dies blieb der Umschlaghafen für die meisten der orientalischen und spätantiken Fabeleien, die namentlich zur Zeit der Kreuzzüge nach Europa wanderten.

Die Germanen, die das Römische Reich zerstörten, hätten auch die Erben der hellenistisch-römischen Literatur werden sollen, doch ihre geistigen Schultern waren für diese Last noch nicht stark und elastisch genug. Die gern unterschätzte germanische Heldendichtung hielt allerdings den Stürmen eines Jahrtausends stand, hinterließ ihre Spuren in allen Reichen, die germanische Stämme zur Zeit der Völkerwanderung durchzogen, blühte in allen germanischen Ländern, zog bis nach Grönland herüber und regte an und belebte nicht nur die Dichtung der Finnen und Esthen, sondern auch die der Slawen und Romanen. Aber die Wurzel ihrer Kraft war ein gar zu herbes und unzugängliches Heldentum und sie war zu einseitig nur auf erbarmungslose Tragik gerichtet.

Der eigentliche und ebenbürtige Nachfolger Roms wurde die Kirche. Ihre heiligen Fittiche beschützten im ganzen Abendlande die ganze Dichtung, die ganze Kunst, das ganze Leben, und was außer der Kirche bestand, war diesmal das Werk der Heiden. Die ritterliche Kunst und Dichtung sind nur der weltliche Ausdruck der kirchlichen, und die höhere Einheit, zu der beide strebten und aus der beide sich entfalteten, waren die Kreuzzüge.

Nachdem die Reformation die Weltherrschaft der Kirche gebrochen, ist eigentlich auch die Zeit der Weltliteratur vor-

bei. Denn wie Rom und die Kirche hat keine spätere Macht die Welt beherrscht. Doch waren, alles in allem, vom 16. bis tief in das 18. Jahrhundert Frankreich und England die beiden Mächte, in deren Händen die Geschicke eines großen Teiles der Welt ruhten. So lange die Welt im Zeichen ihres Kampfes und ihrer Rivalität stand, so lange stand sie auch im Zeichen ihres Geistes, ihrer Philosophie, ihrer Dichtung. In den Tagen Shakespeares bis zu den Tagen Voltaires und Rousseaus, und namentlich im 17. und 18. Jahrhundert, bestimmten das Hinüber und das Herüber und das jeweilige Schwergewicht der französischen und englischen Einwirkungen im Wesentlichen die Literatur des Abendlandes.

VI.

Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an erhob sich nun unerwartet, in einem armen, ohnmächtigen und zerrissenen Lande, in Deutschland, in einem großen, hinreißenden und unbegreiflichen Aufschwung eine neue Dichtung und eine neue Philosophie und brachte es in zwei Menschenaltern zu einer Vollendung, die den Geist der ganzen Welt überflügelte: ein Phänomen, wie es die Geistesgeschichte bisher nirgends und niemals erlebt hatte. Der Vollender dieser einzigen, unvergleichlichen Bewegung war Goethe, der Dichter des ‚Werther' und des ‚Faust'. Er proklamierte denn auch die Herrschaft Deutschlands über die geistige Welt und nannte die deutsche Literatur Weltliteratur.

Die Rechtstitel der deutschen Dichtung auf diese Stellung und die Natur und Aufgaben dieser Stellung hat Goethe in den Schriften und Kritiken seines Lebens öfter skizziert. Im Anschluß an ihn weisen wir auf folgendes hin: die deutsche Dichtung in der klassischen und romantischen Zeit wurde durch die Verehrung der Vernunft, durch den Kultus der Natur, durch die Hingabe an die stille Einfalt und edle

Größe der Griechen, durch die Pflege feinen Geschmacks, durch tiefe und schwärmerische religiöse Selbstbesinnung und durch vaterländische Begeisterung, durch den Bund oder durch den Wettkampf aller dieser Mächte geschaffen und gebildet. So viele gute Sterne standen noch nie über der Dichtung eines Volkes. Sie vermochte das große Vermächtnis der Engländer, der Franzosen und der Griechen rein in sich aufzunehmen, es mit den innerlichsten und echtesten deutschen Kräften zu verschmelzen und dadurch den ganzen menschlichen Geist unaussprechlich zu fördern. „Der allgemeine literarische Konflikt," sagt Goethe, „der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er sich rings umher über die Grenzen verbreitete." — Bei keinem anderen Volke hat sich auch in wenige Jahrzehnte eine solche Schar von schöpferischen, merkwürdigen und vielseitigen Persönlichkeiten gedrängt. Ferner hat kein Volk die Dichtungen anderer Völker und Zeiten so sachlich, so selbstvergessen und so umfassend gewürdigt, kein anderes auch die Dichtungen anderer Völker so sehr aus deren besonderem Geist und deren besonderen Bedingungen zu verstehen gesucht. Den deutschen Übersetzungen aus Altertum und Gegenwart, aus Ost und West haben andere Völker nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen. „Wer Deutsch lernt, erspart sich damit gewissermaßen das Lernen fast aller anderen Sprachen." Die Deutschen sind die geborenen Vermittler der Dichtungen der ganzen Welt. „Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werte ist." — Außerdem stehen gerade bei den Deutschen Kritik, Philosophie und Dichtung

in unlöslichem Bündnis. Die Dichtung ist bei uns im Geiste fester und tiefer verankert als bei anderen Nationen und kann sich darum auch sachlicher und philosophischer rechtfertigen. Schließlich — und gerade das müssen wir uns recht einprägen: bei den Deutschen und allein bei den Deutschen ist Dichtung, Wissenschaft und Philosophie der geistige Ausdruck ihres Weltbürgertums und die Dichtung ist von diesen Gewalten die höchste. Macht und Reich auf dieser Welt, eine stolze und irdische Heimat bleibt dem Deutschen um 1800 versagt. Er darf darum im Geist um so unbeschränkter herrschen und walten. Seine Leistungen im Geiste zeigen, daß er sich dieses Adels und seiner höchsten Verpflichtungen bewußt ist.

Durch unsere klassische und romantische Zeit ist uns die Forderung in Fleisch und Blut übergegangen: die Dichtung gehört nur der Dichtung und der Geist nur dem Geist, ihre Reiche sind nicht von dieser Welt. Wir haben diese Forderung auch mit echt deutscher Leidenschaft der Sachlichkeit verwirklicht wie kein anderes Volk. Aber man darf diese Forderung nicht, wie es vielfach geschieht, verallgemeinern. Die Minnedichter und höfischen Erzähler des Mittelalters waren z. B. zuerst Ritter, und ihre Dichtung war ihnen ein gesellschaftliches Spiel und steigerte sich darum gern in virtuose Vollendung. Die Dichtung Frankreichs gehörte immer, wie die Helden im Pantheon in Paris, à toutes les gloires de la France. Das höchste Ziel der Literatur, Kritik und Philosophie im England des 18. Jahrhunderts waren Macht, Wohlfahrt und Bildung Englands. Lord Byrons Dichtung hat Goethe, wundervoll treffend, verhaltene Parlamentsreden genannt. Wäre uns der Weg ins Diesseits nicht so verrammt gewesen, unsere Dichtung wäre uns kaum in die lichten Höhen des Jenseits so leicht entschwebt.

Zu seinen Lebzeiten war Goethes Herrschaft im Reich der

Dichtung überall unbestritten. Er empfing die Huldigungen einer ganzen Welt, ein Lob aus seinem Munde war der höchste Adelsbrief. Napoleon, der Besieger der Welt, sagte dem Dichter des ‚Werther‘ auszeichnende Artigkeiten. Goethes universaler Blick sah und sichtete überall unverdrossen die neuen Werke und Werte, er verfolgte die Dichtung vom weiten Orient bis zum hohen Norden und zum neuen Westen, von ihren ersten Anfängen bis zu ihren verkünstelten Erscheinungen, und er suchte sie überall aus Natur und Schicksal der Völker zu verstehen. Man erinnere sich nochmals an den ‚Westöstlichen Divan‘ und seine Noten und Abhandlungen, an die vielfältigen Urteile über die indische, nordische, romanische Dichtung, an die eigenen Versuche in fremder Kunst. Dies alles, besonders das Verhältnis des alten Goethe zu den Dichtern seiner Zeit, ist oft dargestellt worden, zuletzt in sehr feiner, oft hinreißender Charakteristik von Friedrich Gundolf. Für uns genügt der Hinweis auf Madame de Stael, Ampère, Stendhal, Béranger, Merimée, Victor Hugo, Manzoni, Byron, Scott, Carlyle. Seine Deutschen mahnte der Dichter, ihre Sprache solle der Markt bleiben, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, sie solle aus der ganzen Welt das Beste wählen und über seinen Wert und Unwert entscheiden. Zugleich, damit sie der Fremde nicht erliege, solle sie aus dem eigenen Wesen, der eigenen Heimat und ihrem mütterlichen Boden ihre Kraft holen: „jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat genau besehen der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohltun, dieser Warnung nachzudenken.“

Die Herrschaft in der Weltliteratur, die Goethe den Deutschen zudachte, war also auf die besonderen Kräfte unseres Wesens begründet und warnte vor seinen besonderen Gefahren. Nicht sollten die Deutschen, wie früher Griechen und Franzosen, fremde Schätze rauben, um den Glanz des

eigenen Besitzes zu erhöhen, sie sollten die Eigenheiten der fremden Dichtung zuerst umfassend begreifen lernen und dann sich aneignen, was die eigene Kraft förderte. Niemals sollten sie über der Pflege des fremden das eigene Gut vergessen, wie sie es im 16. und 17. Jahrhundert, unter der Vorherrschaft des Humanismus, leider vergessen hatten.

VII.

Ein Weltrichteramt, wie es Goethe ihr wünschte, hat die deutsche Dichtung nach seinem Tode nicht geübt, und die Politik, die er ihr anriet, hat sie auch nicht befolgt. Sie konnte darum auch nicht Weltliteratur bleiben, wenn auch unter unseren Gelehrten und Dichtern viele im Sinne Goethes zu wirken suchten. Seit 1830 geriet die deutsche Dichtung immer tiefer in den Bann der politischen und nationalen Kämpfe und Ideale: diese Wandlung hatte sich durch die deutsche Not von 1806 und durch die Befreiungskriege vorbereitet. Durch sie wurde die Dichtung eine leidenschaftliche Künderin unserer vaterländischen Sehnsucht und hat sich mit unserem Volke tiefer und schmerzlicher verbunden; sie hat, auch in künstlerischem Sinne, der Heimat echtere und ergreifendere Töne entlockt, als in der großen Zeit um 1800. Aber die Dichtung hat durch die gleiche Wandlung von ihrer universalen Kraft und ihrer überirdischen Reinheit viel eingebüßt und trat auch in den Dienst des Tages und seiner Sensationen und Verlockungen. Von hier aus war der Weg nicht mehr weit zu einer flackernden, unersättlichen und würdelosen Pflege alles Neuen und Fremdländischen, und damit zur ärgsten Versündigung an Goethes Vermächtnis. Vom Ausgleich zwischen Heimat und Fremde, den Goethes Weisheit uns wünschte, sind wir heute weiter entfernt denn je.

Läßt sich nun das Vermächtnis Goethes auch in unseren

Tagen lebendig weiterbilden? Kann es uns von der Not befreien, die gerade die Dichtung der Gegenwart verwirrt? Unter uns sind, im Tumult des Weltkrieges, manche Schwärmer entstanden, die von einer Rückkehr zum goldenen Zeitalter Goethes die Erlösung erwarten. Aber wann ging je die Uhr der Geschichte rückwärts? Wer dürfte sich auch vermessen, die Früchte der Arbeit, der die besten Kräfte eines Jahrhunderts gehörten, aus dem deutschen Boden zu reißen? Und selbst dann, wäre das beraubte, verarmte und verödete Reich dann das bescheidene, machtvergessen in sich webende Deutschland unserer Väter? Unsere Aufgabe ist es nicht, das Diesseits zu zerstören und ins Jenseits zu flüchten, sondern fest auf dem Boden des neuen Deutschland sollen wir stehen und auf dem Grunde der neuen Entwicklungen dem neuen Reich die alte, ewige deutsche Kraft einhauchen, seine anderen Unzerstörbarkeiten durch die geistige Unzerstörbarkeit verstärken.

Nachdem England Napoleon niedergeworfen, befestigte und erweiterte sich seine Weltherrschaft in steigendem Maße. Besonders im Anfang und um die Mitte des 19. Jahrhunderts war diese Weltherrschaft von einer Entfaltung englischer Wissenschaft, englischer Philosophie, englischer Kunst und englischer Dichtung begleitet, der die ganze Welt die gebührende Hochachtung nicht versagte, die aber, obwohl ihr ebenbürtig, nicht wie im 17. und 18. Jahrhundert zur Beherrschung der Welt gelangte, und die auch nicht als prima inter pares galt. Der deutsche, französische und später der russische und nordische Geist traten neben dem englischen als Rivalen oder als überlegene Spieler auf die Bühne der Weltliteratur. Auf dem ganzen Gebiet des Geistes schien sich ein großer und edler Wetteifer zu entfalten. Der Dichter träumte schon vom dritten Reich, vom Wettkampf statt Kampf, vom neuen Adel und vom Glück aller, geschaffen durch alle. Die

neue Forderung nach den guten Europäern, die Nietzsche aufstellte, ist eigentlich nur ein anderer Ausdruck der Sehnsucht und Hoffnung des Pfarrers Rosmer.

Vielleicht dachte sich Nietzsche, daß ein einziges Volk nicht länger über Wert und Unwert der Weltliteratur entscheiden dürfe, sondern daß die erlesenen Geister Europas, bewußt und öffentlich in ihren Akademien, oder in unbewußter großartiger Übereinstimmung, zu einem Areopag zusammenträten, der die Entscheidungen über europäische Dichtung und über europäischen Geist fällte: unbedingt gültige Entscheidungen, weil sie von den Berufenen ausgingen. Diese erlauchte Gemeinschaft sollte über allen Ländern der Kultur thronen, ein Bund, auf dessen Altar zum Wohle der ganzen Menschheit jedes Volk seinen besten geistigen Besitz legte. An Stelle der Weltliteratur wäre dann eine europäische Kultur getreten, die den Geist jedes Volkes seinen Leistungen gemäß werten sollte.

Der Weltkrieg hat uns gezeigt, daß die europäische Gemeinschaft, an die viele unserer Besten glaubten, bisher eine gefährliche Illusion gewesen ist. Trotz allem großartigen gemeinschaftlichen Wirken in der Wissenschaft gründete sie sich nur auf materielle Mächte, auf Handel und Verkehr, auf Technik und Industrie. Wohl noch niemals in der Geschichte ist ein Ideal so kläglich zusammengestürzt, wie das Ideal der Gemeinschaft der Völker 1914 zusammenstürzte. Sollte es nach dem Kriege wieder sich aufrichten, so würde sich, im Gegensatz zu der bisher von uns erlebten, eine Einheit bilden müssen, in der die geistigen Elemente den materiellen Körper bauten, die also sich entwickelte, wie die Einheit des Deutschen Reiches sich entwickelt hat; sonst hätte sie kaum Bestand. Wenn uns nun auch die Staatsmänner hüben und drüben ein solches Ideal vorzaubern, bisher bleibt es eine Fata Morgana: wie sehr

wir auch wünschten, daß die Prophezeiung Friedrich Nietzsches sich doch erfüllte.

Das Wahrscheinlichste bleibt aber, daß Deutschland in Zukunft allein steht wie in diesem Krieg, und daß es seinen Weg sich selbst bahnen muß. Gerade darum sollten wir den deutschen Geist strenger und hingebender denn je pflegen; wir sollen immer aufrecht vor unseren besten Überlieferungen dastehen. Der anderen Welt sollen wir nicht inbrünstig und anbetend die Arme öffnen, sondern unbekümmert um Gunst oder Ungunst jedes Gute, woher es auch komme, sachlich prüfen und gewissenhaft abwägen und aufnehmen, was uns frommt. Gleichzeitig sollen wir durch Versenkung in die große Dichtung des eigenen Landes unsere Kraft und Kunst läutern und stählen. Im gleichen Sinne, gefaßt und groß, mit leidenschaftlicher Liebe, sollen wir die Gegenwart betrachten und gestalten. Wenn wir alle im Ernst so arbeiten, werden wir das beste geistige Erbe der Väter erwerben und besitzen. Je ruhiger und unbeirrter diese Arbeit geschieht, um so sicherer wird sie die Achtung der Welt sich erzwingen und ihre guten und tüchtigen Geister zu uns herüberziehen: wir können warten. Auf einem langen und mühseligen, aber auf dem rechten Wege würde uns dann Goethe wieder der Führer zur Weltliteratur. Nicht wenn wir seiner Autorität blindlings folgen, sondern wenn wir seinen Geist zu erfassen suchen, werden wir in seinem Zeichen siegen. Eben weil seine Wünsche an das ewige deutsche Wesen appellierten, gelten sie für jede deutsche Zeit, nicht nur für seine eigene und ihre der unseren so entgegengesetzten Zustände. In Jahrhunderten lange vor Goethe, im Mittelalter, gedieh die deutsche Dichtung, weil sie sich selbst pflegte und das Fremde schöpferisch umbildete, so wie es unser größter Dichter seinen Deutschen empfahl: in den Jahrhunderten lange nach Goethe kann sie im gleichen

Geiste gedeihen und Segen schaffen. Goethes Ratschläge können ihre ganze Kraft gerade in der härtesten deutschen Zukunft entfalten.

VIII.

In unserem Überblick war uns Weltliteratur die Literatur der jeweils die Welt beherrschenden Gemeinschaft, die niederen Gattungen der Poesie entschwanden unserem Gesichtskreis. Sie sind aber heute lebendiger denn je. Während sie früher, ihren eigenen Gesetzen gehorchend, unvordringlich sich entwickelten, wurden sie nun eine Beute der Sensation, der Reklame und des Geschäftes, verwandelten sich zum großen Teil aus der Literatur des Volkes in die Literatur der Masse und vermehrten sich in das Grenzenlose. Die Masse bedarf in unserer Zeit der aufreibendsten Arbeit, des ewigen Einerleis mechanischer Berufe, des Wohnungselendes der Großstadt und der licht- und luftlosen Existenz Tausender und Abertausender der stärksten Aufpeitschung und phantastischer Verheißung. Die Massenliteratur, Geschichten von Räubern, Verbrechern, Revolutionen, Verschwörungen, unerhörten Abenteuern und unerhörtem polizeilichen Scharfsinn schafft solche Erregungen, indem ein raffinierter Geschäftsgeist die ewigen Wünsche des Volkes skrupellos verwertet und ausbeutet. Diese Erregungen greifen dann weit über in die literarischen Darbietungen der Großstadt und reißen Theater, Lyrik, Erzählungskunst in die atemlose Jagd der Sensation und die Gier nach dem Erfolg: die Reize des Rennplatzes und der Börse sind heute oft die Reize der Dichtung. Durch die Schuld unserer, dem Tag verschriebenen Presse hat diese Sensationsliteratur der oberen Zehntausend auch der gegenwärtigen Dichtung ihr allzusichtbares Gepräge gegeben: was an ihr echt und gut blieb, wirkt in der Stille, und seine Freunde sind unverbunden und machtlos.

Goethe, der die französische Revolution nachdenklicher als seine Zeitgenossen erlebte, war auf diese Entwicklung vorbereitet. „Was der Menge zusagt," bemerkt er, „wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen. . . . Die große Menge wird den ernsten Fortschritt nicht wollen. Die Ernsten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesflut sich entgegenzusetzen, standhaft aber muß man seine Haltung zu behaupten versuchen, bis die Strömung vorübergegangen ist."

Die einzige Gegenwehr gegen diese wohl schlimmste Gefahr für die geistige Entwicklung der Zukunft ist wieder jene Arbeit an der fremden und eigenen Dichtung, die Goethe forderte. Sie setzt freilich voraus, daß in Zukunft die Literaturgeschichte ihre Aufgabe nicht erfüllt glaubt, wenn sie in den Dienst, sei es der Philologie, sei es der Ästhetik, sei es der Geistesgeschichte, tritt, sondern daß sie, wie zuerst Herder und dann Goethe es lehrten, die Dichtung aus den gesamten Lebensbedingungen des Volkes abzuleiten sucht. Von diesen Bedingungen sind in der niederen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts die sozialen die wichtigsten, und ihnen muß man in ihre letzten Winkel und Wurzeln folgen, und dann versuchen, ihren Boden umzugraben, bis bessere Frucht in ihm keimen kann. —

Unsere Studien gingen aus von den unbeholfenen Anfängen und ewigen Fundamenten der Dichtung, schritten weit ausholend durch viele ihrer Zeitalter und gelangten endlich in brennende Probleme unserer geistigen Gegenwart und Zukunft. Der Versuch, Goethes Stellung zur Literatur aller Schichten und Zeiten zu erkennen, führte uns von selbst diesen Weg. Weil wir unsere Aufgabe so weit faßten, sahen wir die ewigen und vergänglichen, die begrenzten und unbegrenzten Mächte der Dichtung in neuem

Licht. Unsere Auffassung hat uns auch den weltumspannenden, Hohes und Niederes der Poesie gleichmäßig anschauenden Geist Goethes und seine prophetischen Mahnungen vielfältiger und großartiger gezeigt, als ihn die literarische Forschung bisher gesehen hat. Schließlich konnten wir auf unsere Erkenntnisse Hoffnungen aufrichten für die Zukunft unserer Dichtung. Geht sie den Weg Goethes, so wird sie ihrer großen Ahnen wert bleiben, wird sie den Geist vor der Masse schützen, und wird dem neuen Deutschland die alte, ewige Leuchtkraft seines Geistes erhalten.

(Verfasser verweist auf sein Buch: Das Märchen, 2. Auflage, Leipzig 1918, auf seinen Aufsatz ‚Volksliteratur und Volksbildung', Deutsche Rundschau, Oktober 1913, und auf Hermann Petrich: Paul Gerhardt, Gütersloh 1914.)

Mitteilungen
aus dem
Goethe- und Schiller-Archiv

Briefe an Goethe aus Österreich-Ungarn

Herausgegeben von August Sauer

Das bayrisch-österreichische Sprachgebiet, so viel steht nach Josef Nadlers Forschungen fest, bildet eine Kultur- und Literaturwelt für sich zwischen der im Klassizismus gipfelnden Kultur und Literatur der übrigen Weststämme und der zur Romantik abgeklärten Gärung des deutschen Ostens; aber man darf nicht immer nur von Rückständigkeit sprechen, man muß auch die Selbständigkeit dieser Kultur anerkennen; besonders in Österreich, wo die Sonderentwicklung durch die politische Abtrennung noch gefördert wurde. Goethe hat dies mit klarem Blick gesehen und kluge Urteile darüber gefällt. Dreierlei Art sind die Probleme, die der Forschung aus diesem Zusammenprall verschiedener Welten erwachsen. Einmal sind die reichen persönlichen Beziehungen darzustellen; dann ist zu untersuchen, wie der bayrisch-österreichische Stamm die ihm fremde weimarische Kultur langsam und zögernd aufnahm, teilweise umbildete und sie mit den gleichzeitig eindringenden romantischen Einflüssen verschmolz; wieviel endlich von dem eigenwüchsigen Schrifttum Österreichs nach Weimar drang und wie es dort gewertet und genutzt wurde. Die mittlere Frage wird die wichtigste sein. In drei Werken bin ich seit ungefähr 15 Jahren diesen Aufgaben näher getreten und habe Vorarbeiten zur abschließenden Behandlung des weitschichtigen Themas geliefert: in der Neuausgabe des ‚Briefwechsels zwischen Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg' (Ausgewählte Werke des Grafen Sternberg Band 1, Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Band 13, Prag 1902), in den 2 Bänden ‚Goethe und Österreich' (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 17 und 18, Weimar

1902 und 1904) und in ‚Goethes Briefwechsel mit J. S. Grüner und J. St. Zauper (mit Einleitungen von Josef Nadler, Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Band 17, Prag 1917). Als Nebengewinn und Abschluß dieser Bemühungen lege ich hier noch einige Briefe an Goethe vor, die das Gemeinsame haben, daß das Werben dieser aus Österreich-Ungarn stammenden oder dort wirkenden Schriftsteller zu einem regeren Verkehr mit dem Dichter nicht führten und sie eigentlich ohne unmittelbare Antwort blieben. Alle aber betonen sie den entscheidenden Einfluß, den Goethes Wirksamkeit auf ihr Leben und Dichten ausgeübt hat, und alle beugen sie sich in Demut und Bewunderung vor diesem „ehrwürdigen Kunst- und Menschenlehrer" (Ziegler), vor dem „Beseeler der deutschen Lyrik" (Mayrhofer), vor dem „Großmeister der deutschen Dramatiker" (Zahlhas), vor dem „ewigen Dichter Deutschlands" (Kalchberg), vor dem „Könige der europäischen Schriftsteller" (Bäuerle), und so unbedeutend auch einige dieser Menschenkinder sein mögen, heute in der Zeit einträchtiger Waffen- und Blut-Brüderschaft mögen diese anspruchslosen Blätter sich bescheiden einfügen dürfen in den strahlenden Ruhmeskranz des größten deutschen Dichters.

1. Adolf Bäuerle

In tiefer Ergebenheit und Verehrung, womit die gesammte geistige Welt gegen Hochdieselben erfüllt ist und welche auszusprechen Deutschlands Fürsten wetteifern, wagt jeder deutsche Schriftsteller am Weihaltar Ihres unauslöschlichen Ruhmes eine Gabe darzubringen und Ihrer Größe ehrerbiethigst zu huldigen. Ich, der ich in Oesterreich vorzüglich als Volksdichter und patriotischer Schriftsteller bekannt bin, vermag nun nichts zu biethen, als ein Werk, hervorgerufen durch Unterthanenliebe, das aber in Ew. Excellenz Augen gewiß eine günstige Beachtung erhält, da es die Freude eines guten Volkes schildert, das seinen geliebten Kaiser nach bittern Tagen banger Erkrankung zum ersten

Mal wieder in seiner Mitte erblickt. Möchten Ew. Excellenz es mit jener Huld betrachten, mit welcher Sie gewohnt sind, patriotische Ergießungen aufzunehmen und dem Verfasser nicht grollen, wenn er diese Gelegenheit ergreift zu sagen, wie sehr er sei Ew. Excellenz

Wien tiefergebenster Verehrer

am 18ten Oktober 1827. Adolf Bäuerle,

Redakteur der allgemeinen Deutschen Theaterzeitung, Theater-Dichter des Volkstheaters p. p.

*

Euere Excellenz.

Ich habe vor mehreren Monathen gewagt, dem Könige der europäischen Schriftsteller ein Pracht-Exemplar meines patriotischen Werkes „Gott erhalte Franz, den Kaiser!" vorzulegen. An demselben Tage überschickte auch Seiner Königlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Großherzoge von Weimar ein ähnliches Exemplar in tiefster Unterthänigkeit, worüber Sich Höchstdieselben allergnädigst ausgesprochen. Da ich befürchte Ew. Excellenz sey mein, voll Ehrfurcht überreichtes Werk nicht zugestellt worden, so bitte ich mir nur in zwey Zeilen andeuten zu lassen, ob Ew. Excellenz solches erhalten. Sollte das letztere der Fall seyn, so bäthe ich — wenn die Bitte nicht zu kühn ist, daß mir der König der Schriftsteller nur eine Zeile schenke, daß Ihm die Übersendung meines patriotischen Werkes und meiner warmen Huldigung nicht zuwider gewesen!

Womit in tiefster Verehrung geharret

Ew. Excellenz Unterthänigster Knecht

Wien, am 12. April 1828. Adolf Bäuerle,

Redakteur der allgemeinen Theaterzeitung und Verfasser des Erinnerungsbuches der Unterthanenliebe.

Adolf Bäuerle (geb. am 9. April 1786 in Wien, gest. am 19. September 1859 in Basel) war Goethe sowohl als Theaterschriftsteller wie wohl auch als Herausgeber der Wiener Theaterzeitung kein Fremder. Seine Posse ‚Die Bürger von Wien‘ „mit Staberls Lustbarkeiten“ sah er z. B. am 8. Dezember 1824 (Tagebücher 9, 304). Nach Grüners Bericht zählte er ihn im Gespräche vom 1. August 1822 unter die „besseren“ Volksdichter. Das übersandte Prachtwerk ‚Gott erhalte Franz den Kaiser! Erinnerungsbuch der Unterthanenliebe an die unvergeßliche Epoche des Jahres 1826, wo eine gefährliche Krankheit bald das kostbare Leben des angebetheten Landes-Vaters entrissen hätte‘ (Wien 1827) bot eine Sammlung aller patriotischen Kundgebungen und Gedichte, die aus Anlaß der Krankheit und Genesung des Kaisers im März 1826 innerhalb und außerhalb der Monarchie erschienen waren. Auch lateinische und italienische Gedichte, sowie Übersetzungen aus diesen beiden Sprachen und aus dem Hebräischen befanden sich darunter. Sah es Goethe näher an, so konnte er (S. 164) Grillparzers schönes Gedicht ‚Vision‘ darin finden. Das Tagebuch verzeichnet das Eintreffen des Buches am 9. November 1827. Eine Antwort ist auch auf Bäuerles Mahnung nicht erfolgt.

2. Ferdinand Freiherr von Biedenfeld

Hochwohlgebohrner
Gnädigster Herr Minister!

Euer Excellenz dürften schon darüber eigentlich nicht ungehalten seyn, wenn ein Teutscher aus gar keinem andern Grunde einige Zeilen an Sie richtete, als — um für einige Minuten mit dem schönen Wahn: du stehst Goethe näher! sich zu ergötzen und gewissermaßen zu erheben.

Euer Excellenz haben während Dero Anwesenheit in Carlsruhe in Gesellschaft meiner Lehrer Hebel und Gmelin mit so manchem gütigen Wort — ich darf es sagen — mich für alle Zeit meines Lebens erhoben —, daß ich bald

Kraft genug gewann zu erkennen, daß mir die Natur mehr als ein gewöhnliches Dichter Talent zu geben, an meiner Wiege nicht gelaunt war. In dieser Erkenntniß ist die Ruhe und das Glück meines Lebens gegründet, weil ich dadurch einem ziellosen ringen und streben entrissen, eine feste Bahn meines Wirkens mir vorzeichnete.

Daher glaube ich ohne Ziererey Euer Excellenz mit dem 1. Band der Feyerstunden die liebste und hoffnungsreichste Frucht meines jungen Wirkens vorlegen zu dürfen. Es ist meines Wissens das erste Werk, zu dessen Gründung und Vervollkommnung sich beinahe alle Dichter Oestreichs und der übrigen Teutschen Lande vereinigt haben und welches geräuschlos vielleicht ein Liebes Band der Einigkeit und Freundschaft um die Herzen der Gebildeten einer großen Nation schlingt, und einem höhern Geiste die Bahn ebnet, Größeres und Edleres auf dieses Bündnis zu bauen. Müßte nicht jedes Werk durch den Verkauf allein sich erhalten, so wäre auch im 1. Band schon manches Andre aufgenommen, und die wirkliche Tendenz reiner und deutlicher ausgesprochen. Das lebende Geschlecht läßt sich aber nur allmählich zum Genuß des Edlern wieder hinleiten, zur Wollust des Denkens sich pianino locken — aber nicht zwingen. So glaube ich auch, nur Band um Band mehr und mehr Ernstes, Gediegenes, Wissenschaftliches p. einmischen zu dürfen, um vielleicht nach einiger Zeit alles blos Tändelnde und Zeitvertreibende daraus verdrängen und ein Werk hinterlassen zu können, was der Ehre der Nation entspricht, und die Erde über meinem Leichnam lockern wird.

Nun erst wage ich es Euer Excellenz im Namen Aller zu bitten, dieses Unternehmen mit einer (wenn auch noch so zeilenarmen) Gabe gütigst adeln zu wollen und es damit allen Bessern der Nation zu empfehlen und werth zu machen.

Unschätzbar wären mir einige Winke oder Worte des

Rathes zu künftiger Einrichtung und Verbesserung des Werkes; ich würde mich glücklich schätzen, mit kindlichem Gehorsam denselben Folge leisten zu können. Jeder Wunsch Euer Excellenz wird geehrt und unverzüglich mit dem innigsten Dank erfüllt werden.

Sollten wir so glücklich seyn, schon für den 2. Band (welcher im August 1821 erscheinen soll) einer Gabe von Ihnen uns erfreuen zu dürfen, so würden wir mit Vergnügen bis zum 10 Juli mit dem Anfang des Drucks auf deren Ankunft warten; für den 3. Band aber, (welcher den 1 Januar 22. erscheinen soll) bis zum 31 August der Einsendung entgegensehen. Um Euer Excellenz nicht mit unnöthigem Schreiben zu belästigen, bitte ich, Dero Stillschweigen bis zum 10 Juli als gütige Gewährung meiner Bitte betrachten zu dürfen.

Mögen Euer Excellenz gütigst genehmigen die Ausdrücke innigster Verehrung womit ich stets zu beharren mich glücklich schätze

Gnädigster Herr Minister
Euer Excellenz
Wien 19 May 1821. gehorsamster Diener
Frhr von Biedenfeld
an der Wien N. 47.

Freiherr Ferdinand Leopold Karl von Biedenfeld (geb. am 5. Mai 1788 in Karlsruhe, gest. daselbst am 8. März 1862) ist zwar kein geborener Österreicher, lebte aber damals in Wien, in naher Beziehung zum Theater; die Zeitschrift, die er übersendet, ‚Feierstunden. Eine Schrift für edle Unterhaltung in zwanglosen Bänden‘, ist 1821/2 in Brünn bei Traßler erschienen, und unter den Mitarbeitern befanden sich viele Österreicher wie C. F. Weidmann, Castelli, Josef v. Hammer, Ph. Millauer, G. v. Gaal, Chr. Kuffner, Deinhardstein, Joh. Langer, Stegmayer, und damals in Österreich lebende deutsche Dichter wie

Zach. Werner. Eine Antwort erfolgte nicht. Die Begegnung mit Goethe, die der Brief erwähnt, fand am 4. Oktober 1815 statt und wurde von Biedenfeld selbst später ausführlich beschrieben: Goethes Gespräche [2] 2, 350ff., Nr. 1722.

3. Ignaz Franz Castelli

Euer Excellenz!

Wollen meinen wärmsten Dank für das unschätzbare Geschenk annehmen, welches Sie mir mit den Zügen Ihrer Hand gemacht haben. Das Blättchen prangt unter Ihrem Bilde eingerahmt über meinem Schreibepulte! Möchte mir doch manchmahl ein Fünkchen von dem Geiste des verehrten Meisters zuströmen.

Ich wage es Euerer Excellenz beiliegend wieder einige Kinder meines schwachen Talentes zu übersenden und zwar

1) meine vierversigen Fabeln, eigentlich als poetische Capriçen anzusehen, die wohl mehr von halsstarrigem Fleiße als von Talent Zeugenschaft geben, doch, scheint mir, lernt dadurch die Jugend allgemeine Sittensätze leicht und schnell.

2) Die ersten 5 Bände meiner poetischen Kleinigkeiten. Wer nicht Großes schreiben kann, muß es durch Vieles zu ersetzen suchen, vielleicht glückt ihm darunter doch Einiges. Beym öffentlichen Vortrage haben viele dieser Gedichte Glück gemacht, daher genoß ich das Vergnügen zu sehen daß die erste Auflage bereits lange vergriffen ist. Ich wollte eine zweite veranstalten, aber unsere Censur strich in dieser ihrer eigenen Zulassung bey der neuen Auflage 54 Gedichte — und so wird wohl die zweite Auflage unterbleiben.

3) mein Werkchen: Lebensklugheit in Haselnüssen oft schon günstig rezensirt. Zu Motto's vielleicht nicht unbrauchbar, viele Kerne vielleicht taub.

4) meine Wiener-Lebensbilder. Ich versuchte es Wien, wie es ist, in einzelnen Bildern zu zeichnen. Möchten Euer Excellenz es dadurch lieb gewinnen.

5) Die erschienenen 11 Hefte meiner Wiener Anekdoten unter dem Titel Bären. Wenn einige derselben dem ernsten Munde ein Lächeln abgewinnen könnten, wäre ich hinlänglich belohnt. Sie sind eigentlich Randglossen zu den Wiener Lebensbildern.

Und somit empfehle ich mich dem geneigten Wohlwollen Eurer Excellenz und hege keinen größern Wunsch: als daß der hohe Meister es dem Schüler nicht übel nehmen möge, daß er es wagt ihm seine fehlerhaften Pensa vorzulegen.

Möchte es mir einmahl vergönnt seyn Eurer Excellenz mit lebendigem Worte meine tiefste Verehrung bezeigen zu können.

Eurer Excellenz

Ergebenster

J. F. Castelli

k. k. Rechnungs Rath.

Auch Ignaz Franz Castelli (geb. am 6. März 1781 in Wien, gest. ebenda am 5. Februar 1862) war mit seinen dramatischen Bearbeitungen kein Fremder auf der Weimarer Bühne. Von ihm rührte der Text zur ‚Schweizerfamilie', zu Isouards Oper ‚Das Lotterieloos', besonders aber zu Seyfrieds berüchtigtem ‚Hund des Aubry' her, der den nächsten Anlaß zu Goethes Rücktritt von der Theaterleitung gab. Als er sich später Goethe näherte, ließ ihm dieser seine dramatischen Sünden nicht entgelten. Im Jahre 1828 übersandte er ihm seine ‚Gedichte in niederösterreichischer Mundart' (Wien 1828). Ein Begleitbrief dazu scheint nicht erhalten zu sein; an Justinus Kerner schickt Castelli aber am 15. Oktober 1854 „das kleine Gedichtchen . . . welches ich bei Übersendung meiner Gedichte in österreichischer Mundart an Goethe schrieb" (Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freun-

den, Stuttgart und Leipzig 1897, 2, 417f., mit Verbesserung einiger unmöglichen Lesarten):

Hab' a kleins Vögerl g'sehn
Draußen im Wald,
G'sungen auf'n Bäumen hat's,
Daß 's laut hat g'schallt,
Und hat sich mausig g'macht,
Wann d' Sonn' hat freundlich g'lacht.

Und d' andern Vögeln hab'n
Zornig drein g'schaut.
„Wie kannst dich unterstehn,
Z' singen so laut?
Still sei, halt's Maul einmal!
Hörst denn nicht d' Nachtigall?"

Traurig wird 's Vögerl jetzt
Und gibt gleich Ruh',
D' Nachtigall aber sagt:
„Sing du nur zu,
Weil ein natürlich's Lied
Niemals mich ärgern wird."

Goethe verzeichnet am 6. August 1828 im Tagebuch (11, 256): „Castellis niederösterreichische Dichtungen" und heißt die Sammlung im 2. Hefte des 6. Bandes von ‚Kunst und Alterthum', S. 355, als „uns erst angekündigt" willkommen: „Es sind grammatische Andeutungen und ein Idiotikon zugleich versprochen, wodurch sie sich desto schneller den verwandten und geschätzten [Sammlungen (gemeint sind Holteis ‚Gedichte in schlesischer Mundart')] anschließen werden." Eine weitere Anzeige erfolgte aber nicht. Im Sommer 1831 benutzte Goethe offenbar eine Reise des Schauspielers Johann Georg Winterberger nach Wien, um Castelli ein Dankzeichen zukommen zu lassen. Am 4. Juni 1831 sendet er an Riemer „ein Schwänchen für Herrn Castelli, welches für

Druck, Bug und Knick zu bewahren bitte. Möge es ihm mit meinen schönsten Grüßen überreicht werden" (Briefe 48, 213; auch im Tagebuch 13, 85 verzeichnet): offenbar das in unserm Briefe erwähnte Autograph Goethes. Dadurch ist nun Castellis Dank- und Antwortbrief auch ungefähr datiert: am 23. September 1831 ist er in Weimar angekommen; denn an diesem Tag schreibt Riemer an Goethe: „Soeben ist auch die Castellische Sendung angekommen, aus der ich das für Ew. Excellenz bestimmte Packet herausgenommen sammt beyliegendem Briefe hiermit überschicke. Doch habe ich leider gesehen, daß eine Nummer fehlt, welche beym Einpacken in Wien muß liegen geblieben sein. Winterberger wird solche sobald als möglich nachverlangen" (Tagebuch 13, 305), und Goethe selbst verzeichnet an demselben Tage im Tagebuch (13, 143): „Professor Riemer sendete die sämmtlichen Werke Castelli's, welche Winterberger mitgebracht hatte. Ich machte mich damit bekannt . . . Sie [Ottilie] las in Castelli's Wiener Lebensbildern vor", und am 24. September: „Castelli's Bären gaben eine heitere Unterhaltung." Da eine Gesamtausgabe von Castellis Werken erst 1844 erschien, so sind die im Briefe erwähnten Einzelausgaben gemeint: ‚Hundert vierversige Fabeln' (Wien 1822); ‚Poetische Kleinigkeiten' (Wien 1816/23, 5 Bände); ‚Lebensklugheit in Haselnüssen. Eine Sammlung von 1000 Sprüchen in ein neues Gewand gehüllt' (Wien 1825); ‚Wiener Lebensbilder. Skizzen aus dem Leben und Treiben in dieser Hauptstadt' (Wien 1828, 2 Bände) und ‚Bären. Eine Sammlung Wiener Anekdoten' (Wien 1825/32); die damals noch ausstehende 12. Lieferung dieser Sammlung vermißte Riemer, der den Brief Castellis nicht gelesen hatte. Von einer weiteren Verbindung ist nichts bekannt. In Castellis sämtlichen Werken 3, 21 steht ein ziemlich schwaches hochdeutsches Gedicht: ‚Unvermögen. (Nach Göthes Dahinscheiden.)'. Die erste Strophe drückt Absicht und Stimmung zur Genüge aus:

Mich drängt es was zu sagen
Von ihm, der Alles gesagt,

Mich treibt es mit zu klagen,
Wo ganz Europa klagt,
Ein Steinchen möcht' ich bringen
Zum Tempel über sein Grab, —
Wie soll es mir gelingen,
Da ich die Kraft nicht hab'!

4. Heinrich Josef von Collin

Euer Excellenz!

Herr Stegmayer hat mich in einen Brief, den er von Euer Excellenz erhalten hat, sehen lassen, aus dessen unterer Hälfte ich in der Geschwindigkeit las, daß Dieselben ihm den Auftrag ertheilen nebst dem Urtheil Salomons und dem Tyroler-Wastel auch die Bianka della Porta für die Bühne in Weimar zu übersenden.

Ich fand mich zwar nicht durch die Nachbarschaft, in welche mich Euer Excellenz setzten, wohl aber durch die dargebothene Gelegenheit erfreuet, Ihnen ein Zeichen jener Verehrung geben zu können, die ich Ihrem erhabenen Geiste immer, und aus tiefstem Herzen zollte.

Mit inniger Freude, werde ich Euer Excellenz nicht nur meine Bianka, sondern auch meine künftigen Werke schicken, Dieselben werden sie beurtheilen lassen, ob sie für die Bühne in Weimar taugen. Ich bin in Rücksicht des Lebensgenußes, ich hoffe auch meiner Bildung ein so großer Schuldner Euer Excellenz, daß ich herzlich froh bin, keines Honorars mehr zu bedürfen, und Ihnen so eine wenn auch noch so kleine Gefälligkeit, bezeugen zu können.

Ich weiß aus Erfahrung, daß Euer Excellenz ungern Briefe beantworten. Ich beschränke mich daher Sie zu bitten, mir Ihre Aufträge durch einen Dritten, aber mir unmittelbar zukommen zu machen. Die Art, wie mir oben=

gedachter Auftrag zukam, hat etwas, das mich mißtrauisch macht, und beschämt.

Mit den innigsten Wünschen für Euer Excellenz Gesundheit und Heiterkeit mit dem gerührtestem Danke für alle seligen durch Sie genoßenen Stunden, mit wahrer Verehrung verbleibe ich

Euer Excellenz

gehorsamster Diener

Wien am 14t. 8bre 1807. Collin.

Goethes Beziehung zu Heinrich Josef von Collin habe ich in ‚Goethe und Österreich' 2, XXVIIf., kurz dargestellt; dort ist auch (2, 345) der erste Brief Collins vom 20. Juli 1801 abgedruckt, auf den Heinrich Schmidt (2, 19) vergebens eine Antwort erbeten hatte. Collin war durch Goethes bekannte abfällige Besprechung seines Dramas ‚Regulus' gereizt; darum faßte er die zufällige Zusammenstellung mit andern minderwertigen Stücken (in dem nicht erhaltenen Brief an Stegmayer vom 5. November 1807, vgl. Briefe 19, 547) als neuerliche Kränkung auf. Der Schauspieler und Theaterdichter Stegmayer, der Verfasser der Posse ‚Der Tyroler Wastl', war Goethes Geschäftsträger in Theatersachen. Collins Trauerspiel ‚Bianka della Porta' (Berlin 1808) wurde in Weimar nicht aufgeführt.

5. Ignaz Aurelius Feßler

Erst jetzt, nachdem Garlieb Merkel es versucht hat, beykommendes Buch in seinem Zeitungsblatte zu vernichten, geht mein eigenliebiges Dafürhalten in den Glauben über, daß das Buch gut sey; und so halte ich es auch für würdig, daß es, als eine Bezeugung meiner innigsten Achtung gegen Sie, verehrter Mann, durch mich in Ihre Hände komme.

In einem Beyspiele zu zeigen, wie das, was ich in meinen Ansichten von Religion und Kirchenthume, im Gebiete der Reflexion aufgestellt habe, in dem Menschen all-

mählig wirklich werden könne; war meine Absicht. Sie werden dieser ihr Recht wiederfahren lassen, wenn mir auch die Ausführung mißlungen seyn sollte. Ihr Urtheil, wenn auch nur in einer Zeile ausgesprochen, würde, entweder meine Demuth, oder meine Zuversicht stärken.

Nicht ohne Kampf enthielt ich mich, Ihnen auch meine Ansichten pp beyzulegen; aber bey dem nächsten Eintritt meiner Theresia in die Bücherwelt, welche manchen gemüthlichen und frommen Menschen mit einer allumfassenden Mystik aussöhnen, oder gegen sie duldsam machen dürfte, werde ich dem Drange, Ihnen das erste Exemplar zu übersenden, nur dann widerstehen, wenn Ihnen dieser erste Versuch meiner achtungsvollen Annäherung mißfallen sollte.

Ihr

Kleinwall bey Fürstenwalde ergebenster
den 31. August 1806. Feßler.

Ignaz Aurelius Feßler (geb. am 18. Mai 1756 zu Czurendorf in Ungarn, gest. am 15. Dezember 1839 in Sankt Petersburg), der ehemalige Kapuziner, war damals längst Protestant, Freimaurer und Mystiker. Das übersandte Buch wird das noch in Goethes Bibliothek vorhandene Werk ‚Abälard und Heloise' (Berlin 1806) sein. Seine ‚Ansichten von Religion und Kirchenthum' sind Berlin 1805 in 3 Bänden erschienen, ‚Theresia oder Mysterien des Lebens und der Liebe', Breslau 1807 in 2 Bänden. Goethe antwortete wohl nicht. Ein Jahr später, 4. Juli 1807, in einer Zeit, wo mit dem Oberhofprediger Reinhard und mit dem Hamburger Residenten, dem späteren Grafen Reinhard, Gespräche über Religion auf der Tagesordnung waren, verzeichnet das Tagebuch (3, 234): „Abends gezeichnet und aus Bonaventuras Mystischen Nächten von Feßler [Berlin 1807] mit weniger Erbauung gelesen"; am 13. Dezember 1807 nach einem Mittagessen bei Knebel, an dem auch Zacharias Werner teilnahm, gebt

er mit Frommann nach Hause: „Viel über frühere Zustände und Charaktere, auch über Seebeck, Feßler; dieses letzteren Jugendgeschichte bis zu seiner Therese und zu seinen Vorsätzen zu voluminosen Schriften" (Tagebücher 3, 307), also Interesse an Feßlers abenteuerlicher Entwicklung.

6. Georg von Gaal

Euer Excellenz!

Da ich mir erlaubte, die so merkwürdige Geschichte der Giulia Astallia in poetische Form zu kleiden, nehme ich mir nun auch die Freiheit, dieß kleine Erzeugniß meiner Muse Euerer Excellenz mit desto größerm Vertrauen vorzulegen, als ich hoffe, dasselbe werde, ungeachtet der Mängel, die ihm hinsichtlich der künftigen Behandlung eigen seyn dürften, doch durch den Umstand, daß die interessante Denkmünze, welche dem Ruhme der gefeierten Tugendheldin Gewährschaft leistet, sich in Hochdero berühmtem Museum befindet, sich Eurer Excellenz gewogene Aufmerksamkeit erwerben.

Nebst dieser angenehmen Hoffnung und dem Wunsche, diesen meinen wenigen Blättern möchte die Ehre zu Theil werden, jener merkwürdigen Medaille zur Unterlage zu dienen, bitte ich zugleich den Ausdruck der ehrfurchtvollsten Huldigung zu genehmigen, womit ich mich nenne

Euerer Excellenz

Wien den 3 März 1821. gehorsamster Diener

Georg von Gaal

fürstl. Esterhazyscher Bibliothekar

Verfasser des Gedichts:

Die nordischen Gäste.

Der Deutsch-Ungar Georg von Gaal (geb. in Preßburg am 21. April 1789, gest. am 8. November 1855 in Wien) war Bibliothekar und Galeriedirektor des Fürsten Esterhazy in Wien.

Das übersandte Gedicht war seine Ballade ‚Giuletta Astallia' in 48 achtzeiligen Strophen (Gedichte, zweite vermehrte Auflage. Zerbst 1825, S. 4 ff.), ob in der Handschrift oder in einem Erstdruck, ist aus dem Briefe nicht zu ersehen. Von der Medaille in Goethes Besitz (vgl. Schuchardt: Goethe's Kunstsammlungen 2, 72 Nr. 180) wußte Gaal vielleicht durch seinen Herrn oder einen anderen österreichischen Aristokraten. Das Gedicht, nach dem er sich nennt, und das er als bekannt voraussetzt, ist ein ungeheures hexametrisches Epos aus der schweizerischen Zeitgeschichte: ‚Die Nordischen Gäste oder Der neunte Januar des Jahrs 1814. Ein Gedicht in zwölf Gesängen' (Wien 1819), ein mächtiger Großoktavband mit einem alphabetischen Verzeichnis der darin vorkommenden schweizerischen, besonders im Kanton Schaffhausen üblichen Wörter und Redensarten.

7. Johann Nepomuk von Kalchberg

Hochedelgeborner

Hochzuverehrender Herr geheimer Rath!

Die erhabene Großmuth Ihrer edlen Seele wird es einem fernen Fremdling verzeihen, daß er dem mächtigen, lange gehegten Drange seines Herzens folget, ein zwar nur geringes, aber gewiß gutmüthiges Opfer des Dankes und der Verehrung demjenigen Dichter Deutschlands zu weihen, dessen unsterbliche Muse zuerst in seinem Busen Liebe zur Dichtkunst erweckte und ihm in diesem einsamen Winkel unseres großen Vaterlandes seit früher Jugendblüthe des Trostes und der Wonnen so viele gewährte.

Ich bitte also, Herr geheimer Rath! dieses Kind meines Geistes als einen Tribut meiner innigsten Hochachtung gütig anzunehmen und es nicht allein mit den Augen eines strengen Kunstrichters, sondern vielmehr mit dem schonenden Blicke eines nachsichtigen Gönners anzusehen. Glücklich würd' ich mich schätzen, wenn mein Attila so viel Ihres

Beyfalls erhielte, daß Sie ihn der Vorstellung auf dem herzoglichen Hoftheater für würdig fänden — noch glücklicher aber, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen denselben einst auch im Drucke zueignen und dadurch der Welt die Gefühle meines Herzens bekannt machen zu dürfen. Mit diesem Wunsche, so wie mit der Bitte um Vergebung meiner Kühnheit, bin ich ewig Ihr,

Hochedelgeborner Herr geheimer Rath!

Grätz, den 26ten Juny 1803. innigster Verehrer

Johann v. Kalchberg.

Johann Nepomuk von Kalchberg (geb. zu Pichl im Mürzthal am 15. März 1765, gest. in Graz am 3. Februar 1827) bedeutet den Anteil Steiermarks an der dramatischen Dichtung unserer klassischen Periode. Auch an Schiller wendete er sich mit einem Briefe. Goethe sah sein dramatisches Gedicht ‚Die Tempelherrn' (Graz 1788) in Frankfurt am 6. August 1797, ohne sich ein Urteil darüber zu vermerken. Das mit dem vorliegenden Brief handschriftlich übersandte Werk ist das dramatische Gedicht ‚Attila, König der Hunnen', im Druck erschienen Wien und Graz 1806, in den Werken (Wien 1816) überschrieben ‚Attilas Tod'.

8. Johann Mayrhofer

Eure Excellenz

Ich wage, Eurer Excellenz diese Versuche ehrfurchtsvoll zu überreichen.

Das Gefühl, nur eine geringe Gabe darzubringen, schüchterte mich ein; aber die Dankbarkeit ermuthigte mich.

Denn Eurer Excellenz Schriften schulde ich die schönsten Stunden, die Aufregung und Richtung meiner Dichtkraft.

Möge der Beseeler der deutschen Lyrik die Nachklänge eines Oesterreichers nicht verschmähen!

Eurer Excellenz ergebenster Diener

Wien. 20 October 1824. Joh. Mayrhofer.

Die lyrischen Gedichte Johann Mayrhofers (geb. am 3. November 1787 zu Steyr in Oberösterreich, endete durch Selbstmord am 5. Februar 1836 in Wien) leben in Schuberts Vertonung heute noch fort. Da Goethe aber zu Schubert kein Verhältnis gewann, dürfte er auch von Mayrhofer kaum Kenntnis genommen haben. Die Sammlung, die den Brief begleitete, waren die ‚Gedichte', Wien 1824. Die knappen Worte, mit denen Mayrhofer Goethes entscheidenden Einfluß auf sein Talent andeutet, und die von manchem redseligen Erguß ähnlicher Zuschriften wohltuend abweichen, werden durch die Mitteilungen seines Biographen Feuchtersleben vollinhaltlich bestätigt (Gedichte. Neue Sammlung, Wien 1843, S. 6 ff.): Mayrhofer habe es verstanden mit der Welt durch poetische Gestaltung fertig zu werden; „er hatte diesen Kunstgriff, nebst dem Triebe des angebornen Talentes, vorzüglich dem Einflusse Goethe's zu verdanken, der ihm eben auch in jener Epoche [krankhafter Hypochondrie] zum größten Heile gedieh. Man kann sich gar keine glücklichere Verbindung, kein fruchtbareres Gleichgewicht denken, als die Mischung der in Mayrhofer liegenden und der von Goethe ausgehenden Elemente hervorrufen mußte. Er ist wie die Harmonie von Innen und Außen, von Kraft und Schönheit, von Streben und Ruhe. Auch war diese Einwirkung Goethe's tief und dauernd, und prägte sich besonders in Mayrhofers Gedichten, mitunter bis zum Scheine der Nachahmung, aus. Er lebte noch jene Zeit mit, in welcher neue Werke von Goethe erschienen und auf das begierige Publikum wirkten. Die Nachgebornen, welche Goethe's Werke nur wie eine todte Sprache studiren, haben keine Vorstellung von jener Epoche, und erfahren von ihnen auch jene lebendige Einwirkung nicht mehr, welche die Früheren so sehr gefördert hat. Besonders ward Mayrhofer durch Pandora, die Wahlverwandtschaften, den Divan und später die Wanderjahre angeregt. Es findet sich auch in einer hinterlassenen Notiz, daß er an Goethe geschrieben; von einer Abschrift des Briefes aber,

wie von einer Antwort, ist keine Spur. Es ist jedoch zum Verständnisse wichtig, daß ihm Goethe gerade damals Alles ward, als die Welt sich vom Dichter wandte. Der allbewunderte Goethe war es weniger, der ihn interessirte, als der nicht mehr verstandene. Die erhöhten und geläuterten Ansichten, zu welchen der weise Dichter erst nach mancher Lebensfahrt, vorzüglich durch seine naturwissenschaftlichen Bemühungen, gelangt war, — diese waren es, die unsern Freund im Innersten trafen und mit dem Lichte zusammenflossen, das die Betrachtung des Lebens in ihm selbst bereits entzündet hatte ...". In der Nachlaßsammlung steht auch ein Gedicht ‚Goethe', das 1824 noch fehlt:

Einsam trink' ich meinen Becher, —
Haben ihn allein gelassen
Jenen stillen, grauen Zecher —
Nun, so will ich einsam prassen.

Mit der Liebe heil'gem Öle
Salbe ich des Herzens Wunde,
Schmücke dann mit Laub die Höhle, —
Ich und Frühling noch im Bunde.

Und die Sonne blickt recht heiter,
Und die Quelle murmelt lieblich,
Alles schreitet rüstig weiter,
Wie es hergebracht und üblich.

Alle Sinne aufgeschlossen,
Find' ich mich zusammenhängen
Mit den Wellen, klein und großen,
Die mich hin zur Mündung drängen.

Ja im Meere selber Welle,
Reg' ich die krystall'nen Glieder,
Sauge Thau und Mondeshelle,
Tauche auf und steige nieder.

9. Georg Karl Borromäus von Rumy

Hochwohlgeborner Herr geheimer Rath!

Erlauben Ew. Hochwohlgeboren, daß ich Ihnen ein Exemplar meiner so eben im Druck erschienenen theoretisch-practischen Anleitung zum deutschen Stil verehre. Ich thue dieß mit Dankgefühlen, da ich aus Ihren herrlichen Schriften die darin vorgetragenen Grundsätze großentheils abstrahirte, aus Ihren trefflichen Schriften (wie Sie finden werden) mehrere passende Beyspiele entlehnte, und aus Ihren classischen Werken seit meinem funfzehnten Jahre nicht nur Belehrung und Unterhaltung schöpfte, sondern auch über einige derselben, seitdem ich in meinem Vaterlande in Schulen meinen jungen Landsleuten den deutschen Stil und die schöne Literatur der Deutschen vortrage, commentirte. Nehmen Sie, großer Dichter, den innigen Dank wohlwollend an, den ich Ihnen aus gerührtem Herzen für die Belehrung und Unterhaltung darbringe, welche Ihre vortrefflichen Werke mir und so vielen meiner Landsleute gewährten.

Einige Ihrer genialischen Geistesproducte sind bereits in die ungarische Sprache übertragen. Ihre Stella (übersetzt von Kazinczy) wird oft auf dem ungarischer Nationaltheater in Pesth gegeben. Jetzt arbeitet mein Freund Kazinczy, unstreitig der glücklichste ungarische Dichter, an einer ungarischen metrischen Übersetzung Ihrer göttlichen Iphigenie.

Unendlich bedauere ich, daß ich, als ich im Jahre 1803 die Göttinger Universität verließ und über Weimar in mein Vaterland zurückreiste, nicht das Glück haben konnte, Ew. Hochwohlgeboren zu sehen und zu sprechen. Dreymal suchte ich Sie in Ihrer Wohnung und fand Sie nicht zu Hause.

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen eine Apologie der Sonette mitzutheilen, die in der Leipziger Literatur-Zeitung 1812, November n. 277 bey der Recension eines

ungarischen Sonetts nur kurz angedeutet werden konnte. Da die Sonette in Deutschland so bedeutende Gegner gefunden haben, so lohnt es sich der Mühe, eine Apologie dieser lieblichen Dichtungsart zu schreiben. Wollten Ew. Hochwohlgeboren wohl die Güte haben, wenn Sie mich einer Antwort würdigen, mir Ihr Urtheil über diese Apologie gütigst mitzutheilen?

Ich empfehle mich Ihrem schätzbarsten Wohlwollen, und bin mit vollkommener Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener
und aufrichtiger Verehrer
D. Karl Georg Rumi,
Professor der Philosophie, Geschichte
und des deutschen Stils.

Oedenburg in Ungarn
am 12. Februar 1813.

Georg Karl Borromäus von Rumy (geb. zu Igló in der Zips am 18. Oktober 1780, gest. zu Gran am 5. April 1847) war ein Polyhistor, den die Sorge für den Unterhalt seiner zahlreichen Familie zur Vielschreiberei verurteilte, ein unruhiger, händelsüchtiger Charakter. Das Datum unseres Briefes berichtigt die Biographie in Goedekes Grundriß, wonach er seine Professur in Oedenburg schon im Jahre 1812 niedergelegt hätte. Das übersandte Buch ist die ‚Theoretisch-practische Anleitung zum deutschen prosaischen Styl' (Wien 1813). Goethe scheint nicht geantwortet zu haben. — Der madyarische Dichter Franz Kazinczy (1759 bis 1831) übersetzte vieles aus dem Deutschen, die ‚Stella' 1793; von Goethe noch die ‚Geschwister', ‚Clavigo', ‚Egmont' und den ‚Römischen Carneval', die ‚Iphigenie' wohl nur bruchstückweise (vgl. Goedekes Grundriß ³ IV, 3, 268).

10. Johann Baptist von Zahlhas

Euer Excellenz,

Im Vertrauen auf Dero Nachsicht und Herablassung

bin ich so kühn, Denselben mein Trauerspiel Thassilo als einen Beweis der Huldigung, die ich dem Großmeister der deutschen Dramatiker schuldig bin, ergebenst darzubringen.

Mit den Gefühlen der ungeheucheltsten
Leipzig Ehrfurcht und Hochachtung
im Februar 1820. Euer Excellenz
ergebenster
Johann Baptist von Zahlhas.

Johann Baptist von Zahlhas (geb. 1787 in Wien) war damals Schauspieler in Leipzig. Er ließ Brief und Stück („Thassilo der Zweite, Herzog von Bayern', Trauerspiel in 5 Aufzügen, Leipzig 1820) durch den Schauspieler Genast überreichen. Vgl. Goethes Tagebuch 27. Februar 1820 (7, 141): „Herr Genast, das Trauerspiel Thassilo bringend. . . . Mittag zu drey. Über das Trauerspiel Thassilo."

11. Josef Christian Freiherr von Zedlitz-Nimmersatt

Wien den 29. May 1828.

Ew. Excellenz!

Ich wag' es Ew. Excellenz das beiliegende Gedicht ehrfurchtsvoll zu übersenden, eine Freiheit die um so mehr Nachsicht und Entschuldigung bedarf, je weniger der Werth der Arbeit den Verfasser dazu berechtigt. — Daß ich bisher zögerte diesen Versuch Ew. Excellenz vor Augen zu legen, hatte hinlänglichen Grund in der Besorgniß, es möchte unziemlich seyn, die Aufmerksamkeit Ew. Excellenz, wenn auch nur flüchtig, früher auf dieß Buch lenken zu wollen, ehe die öffentliche Stimme wenigstens nicht ganz ungünstig darüber entschieden habe. Was aber jede andere Rücksicht beseitigen machte, war der lang genährte Wunsch ein unbesiegbares Bedürfniß meines Herzens zu befriedigen!

Seit ich denke und empfinde, hat die Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe, die mich für Ew. Excellenz begeistert, mich durch das Leben begleitet! Einmal endlich will ein solches Gefühl ausgesprochen seyn! Wie geringen Werth eine solche Huldigung auch für den Mann haben muß, an den sie gerichtet ist, wie ungehört auch jede Stimme, selbst die gewichtigste, verklingen muß, wo die Mit und Nachwelt sich im gleichen Entzücken begegnet, — für das Gemüth, das durch die Rührung mit der es sie ausspricht, sich erhoben und erleichtert fühlt, hat sie einen unendlichen!

Möge der Himmel uns noch lange den großen Geist erhalten auf den seine Zeit mit gerechtem Stolze hinblickt! Möge der schönste Kranz des Lebens noch lange das theuerste und verehrteste Haupt umblühen!

Ew. Excellenz

unterthänigster Diener

J. Ch. Zedlitz.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz-Nimmersatt (geb. am 28. Februar 1790 auf Schloß Johannesberg in Österreichisch-Schlesien, gest. am 16. März 1862 in Wien) übersendet Goethe seine berühmte Canzone ‚Todtenkränze', welche zuerst in dem Wiener Taschenbuch Aglaja auf 1828 abgedruckt war und mit der Jahreszahl 1828 auch selbständig in Wien bei Wallishaußer erschien. Ein Urteil Goethes darüber besitzen wir nicht. Maltitz gegenüber nennt er in demselben Jahre Zedlitz' Namen neben Grillparzer und Hammer (Gespräche 4, 58), er zählt ihn also zu den hervorragendsten österreichischen Schriftstellern. Das Tagebuch verzeichnet am 30. Januar 1830 (12, 189): „Im Theater war der Stern von Sevilla mit Beyfall gegeben worden", natürlich in Goethes Abwesenheit. Aber er hatte das Werk wohl gelesen.

Unbegrenzte Verehrung atmen zwei bekannte Gedichte in Zedlitz' Gedichten (Stuttgart 1859, S. 253 ff.). Das eine ‚Toast an

Goethe's achtzigstem Geburtstage, an der türkischen Gränze ausgebracht', wo er die Gesundheit des greisen Dichterkönigs, des vielgeliebten und teuren „Vaters Goethe" bei Tokayer Wein ausbringt; das andere ‚Bei Goethe's Tode', das in der Vergottung des Sängers und Menschen gipfelt:

Ja, ein Gott kam er zur Erde,
Und ein Gott im Siegeslauf,
Frei von irdischer Beschwerde,
Flog er zum Olympus auf.

12. Friedrich Julius Wilhelm Ziegler

Hoch= und Wohlgeborner
Herr Geheimrath!
Euer Excellenz!

Einen so erhabenen Mann, kann es nicht befremden wenn Dichter und Schriftsteller, denen es um Wahrheit zu thun ist, streben, ihre Dichtungen vor sein kompetentes Forum zu bringen.

Euer Excellenz werden es mir also nicht ungütig nehmen, wenn ich es wage Hochderoselben beiliegendes kleine Werk, zur Beurtheilung zu übersenden. Meine Tendenz war, durch Verbreitung meiner Beobachtungen die gesunkene Schauspielkunst zu erheben, und einige Grundregeln anzugeben, die dem Schauspieler die Mittel anbieten, die psychologische Wahrheit in den Charaktern leichter zu finden, die sie darstellen wollen. Den phylosofischen Theil meiner Ansichten, verdanke ich, Wilhelm Meisters Lehrjahren. Möchte es dieser ehrwürdige Kunst= und Menschenlehrer nicht unter seiner Würde achten, einen prüfenden Blick auf mein System zu werfen, und mein Verirren in bedeutenden Fällen mir anzugeben, um bey der zweyten Auflage, wo auch die Aestetische Bildung bezeichnet wird, und also in einem größeren Umfange dem Künst=

ler und den Freunden der Kunst, ein besseres und vollständigeres Werk zu liefern, als das beyliegende ist.

Geruhen Euer Excellenz meine Bewunderung und Verehrung gütig anzunehmen, mit der ich verharre als

Euer Excellenz

ergebenster Diener
F. W. Ziegler, Consulent
Wien am 1. July 1821. der k. k. Hoftheater.

Die Stücke eines so fruchtbaren Theaterdichters wie Friedrich Julius Wilhelm Ziegler, der zwar kein Österreicher war (geb. in Braunschweig 1759), aber seit 1783 als Schauspieler und später als Konsulent am Hofburgtheater wirkte (gest. in Preßburg am 24. September 1827), konnten natürlich am Weimarer Theater nicht entbehrt werden. Seine dort aufgeführten Stücke habe ich in ‚Goethe und Österreich' 2, XXV zusammengestellt. In der ‚Kampagne in Frankreich' zählt ihn Goethe neben Schröder und Babo zu den „glücklich energischen Talenten". Überlieferte Privaturteile lauten allerdings ganz anders. ‚Barbarei und Größe' nennt er in einem Brief an Schiller (30. Dezember 1795) ein „detestables Stück", und von den Helden im ‚Machtspruch' soll er sogar zu Riemer gesagt haben: sie schienen ihm wie von Därmen gemacht, von ausgestopften Därmen, als wären die Gliedmaßen lauter Würste (10. Januar 1808; Gespräche 5, 71). Das übersandte Buch hatte den Titel: ‚Systematische Schauspielkunst in ihrem ganzen Umfange' (Wien 1821). Eine zweite Auflage hat es nicht erlebt.

Mitteilungen
aus dem
Goethe-National-Museum



Malerei in Wasserfarben von Goethe

(4. Januar 1808)

Ein vergessenes Skizzenbuch Goethes

Von Wolfgang von Oettingen

(Mit einer Tafel)

In den Sammlungen des Goethehauses befindet sich, als Stiftung der Intestaterben Graf Henckel von Donnersmarck und Dr. Vulpius, ein Zeichenbuch Goethes, das bisher wenig beachtet worden ist. Von handlicher Größe in Queroktav, 11 zu 18 Zentimeter messend, in rotes, lederähnliches Papier mit Goldverzierungen und mit Goldschnitt gebunden, enthält es, außer dunkelgrau marmorierten Vorsatzblättern, heute noch 79 Blätter eines gelblichen, rauhen Papiers ohne Wasserzeichen; ein achtzigstes Blatt, das farbig bemalt war, ist, wie man aus seinem Rest erkennt, herausgerissen worden. Der Rücken des Buches scheint recht abgegriffen zu sein, im übrigen blieb seine Erhaltung vortrefflich. Den Namen Goethes liest man zwar nirgends, aber daß er dieses Heft besessen und benutzt hat, leidet keinen Zweifel. Denn, abgesehen von der Eigenhändigkeit der meisten Zeichnungen, ist das erste (oder letzte!) Blatt mit flüchtigen Bleistiftzügen von seiner Hand ziemlich kreuz und quer beschrieben, und außerdem finden sich auf anderen Blättern noch vier weitere Bleistiftnotizen, sowie zwei mit Tinte geschriebene Datierungen, die ebenfalls von ihm herstammen. Von dem Inhalt und der Bedeutung dieser Schriftstücke wird an anderer Stelle dieses Bandes des Jahrbuches (vgl. S. 195) gehandelt; hier soll uns allein die Hauptsache, nämlich die lange Reihe der Zeichnungen, beschäftigen. Nur was zur

Datierung gehört, sei hier mitbenutzt: es sind die beiden erwähnten Jahreszahlen, der 3. und der 4. Januar 1808; ferner weisen unter den Notizen einige Worte wie „Badeliste", „Nähnadeln", „Stecknadeln", „Eibenbg" auf Karlsbad hin, wo Goethe sich in den Jahren 1806 bis 8 und 1810 bis 12 aufhielt; 1813 war er in Teplitz. Wir wissen aber bestimmt, daß das Buch Anfang Januar 1808 in Weimar benutzt worden ist, und wir können vermuten, daß ein großer Teil der Zeichnungen aus Karlsbad stammt und Karlsbader Örtlichkeiten darstellt; aus welchen Jahren aber sie sind, bleibt ungewiß, weil das Buch, das mehr leere als benutzte Blätter hat, von beiden Enden her und sprungweise gefüllt wurde. Auch werden manche Motive auf der Reise selbst erhascht worden sein; einige mögen auch der Umgebung von Weimar und Jena angehören.

Diese Unsicherheit erklärt sich daraus, daß eine Anzahl sehr flüchtiger Skizzen, mit echt goethescher Großzügigkeit auf das Papier gebracht, nichts anderes enthalten als Baumstudien, Felsgruppen, Bauernhäuser, Ansichten von Wiesentälern, die von gelinden Höhen eingefaßt werden, Dörfer, die sich in Buschwerk verteilen. Wer wollte hier sagen, wohin diese Allgemeinheiten gehören? Das Vorkommen von Tannen, Buchen und Eichen widerspräche ja nicht einmal italienischem Landschaftscharakter. Allerdings begegnen wir auch Bauten, die der genauere Kenner deutschböhmischer Gegenden vielleicht bestimmen würde. So erscheint einmal, aus einem Hohlwege heraus erblickt, eine mächtige Barock-Kirche zwischen kleinen Häusern: die Stirnseite wird von zwei Türmen eingefaßt, das Schiff von einer gewaltigen Kuppel, hinter der eine zweite aufsteigt, überragt. Eine andere, nur mit wenigen Strichen angelegte Skizze zeigt eine Festung auf einer Bergplatte, deren Fuß ein Fluß umströmt, links scheint eine Brücke sich

anzuschließen. Zweimal wurde angesetzt, um ein beiderseits mit Mauern eingefaßtes Flußbett, auf dessen Ufern Häuser stehen, herauszubekommen, dreimal eine steile, schmale Gartentreppe angelegt, die zu einem seitwärts gelegenen Tor hinaufführt; und eine Straße mit Alleebäumchen und einem hohen Eckpavillon ist jedenfalls auch ein mit dem Streben nach Treue wiedergegebenes, genau beobachtetes Objekt, ebenso wie eine Ruine, die mit einem Torbau verbunden ist. An figürlichen Darstellungen von Goethes Hand ist nur die leichte Skizze eines der kolossalen Atlanten vom Zeus-Tempel bei Girgenti zu nennen: sie macht den Eindruck, als sei sie, vielleicht im Verlaufe eines Gespräches, zur Erklärung hingeworfen worden. Eine Anzahl im mittleren Teile des Buches auf sonst leere Blätter verstreuter, mit Feder, Pinsel und Tusche dilettantisch geschickt ausgeführter Köpfe und Figuren (Kinder, Bauern, Frauen, Pilger und Schifferin) in ganz kleinem Maßstabe sind von fremder Hand beigesteuert worden; auf einem Blatt von Goethe, das einen von Mauern umgebenen mittelalterlichen Schloßturm in großartiger Felsenlandschaft zeigt, hat diese Hand ein winkendes Ritterfräulein auf die Turmkuppel gestellt und zwei Reiter über eine Brücke sprengen lassen.

Alle bisher erwähnten Zeichnungen Goethes sind mit Bleistift angefertigt, einige von ihnen wurden nachträglich mit Tinte überzogen. Von dieser Gruppe hebt sich nun sehr merklich eine Reihe von getuschten Blättern ab, die meisten in hellgrauer Tusche, mehrere in warmem, braunem Sepiaton; unter diesen sind zwei mit Rotstift behandelt; noch ein anderes Blatt ist mehrfarbig aquarelliert. Ohne Zweifel stellen diese mehr oder weniger sorgfältig ausgemalten Zeichnungen insgesamt ideale Landschaften dar: auf einem Hügel Tannen, im Hintergrunde ein schiefes, schweres Steinkreuz; eine (italienische?) Flußlandschaft mit fliegenden Vögeln,

ein Gehöft auf gewaltiger Felsenklippe, die senkrecht aus einem Wasser emporragt; eine Alpenlandschaft im Schnee; ein Parkmotiv mit lombardischen Pappeln und einer großen antiken Badewanne vor einer Baumgruppe. Die beiden zuletzt genannten Blätter, und ein drittes, das ein Haus an einem See vor hohen Bergen darstellt, sind durchaus in Goethes Technik gehalten, dabei aber merkwürdigerweise mit einem W bezeichnet, das übrigens auch sonst auf augenscheinlich goetheschen Zeichnungen vorkommt. Sie bilden an einem Ende des Buches den Anfang und sind, wie auch das vierte, mehrfarbig aquarellierte Blatt, mit grauen Streifen sorgfältig eingerahmt. Die Landschaft mit dem Hause am See trägt auf der Rückseite das Datum: „d. 3. Jan. 1808.“, das Aquarell auf derselben Stelle das Datum: „d. 4. Jan. 1808.“, mit Tinte von Goethes Hand. Auf dem Aquarell aber erblicken wir, vor einer rosa angehauchten Berglandschaft, rechts im Mittelgrunde ein einzelstehendes Wohnhaus, auf das im Vordergrunde von links her ein breiter, gerader Weg hinleitet; dieser Weg wird von einer einseitigen, aus seltsam gebeugten und geneigten lombardischen Pappeln gebildeten, in grün ausgeführten Allee besäumt — und wenn wir den Zug der Bäume prüfend betrachten, so ergeben uns ihre Formen und Unformen den deutlich ausgedrückten Namen „Wilhelmine“. Eine artige Entdeckung, die das anspruchslose Skizzenbuch plötzlich in ein besonderes Licht rückt!

Im Winter 1807 auf 1808 besuchte Goethe öfters die Empfangsabende der Frau Johanna Schopenhauer; es ist bekannt, daß die gewandte Dame, um den kostbaren Gast zu fesseln, immer dafür sorgte, daß er, falls seine Stimmung ihn gesprächsscheu machte, irgendwo ein Tischchen mit Malzeug fand, an dem er ruhig zeichnend und phantasierend nicht mehr von der Unterhaltung zu hören brauchte,

als er gerade wollte. Das Tagebuch notiert im Januar 1808 mehrmals solche Besuche bei der Schopenhauer (auch am 3.), und wir können uns lebhaft vorstellen, wie Goethe, während etwa Fernow das Leben des Ariost vorlas oder Zacharias Werner seine hochgespannten Dramen vortrug, in Gedanken nach Italien schweifte und aus der Erinnerung schöpfend und weiter schaffend Landschaften zusammenstellte, die es nirgends gab außer im Reiche der Schönheit. Manchmal aber wandten sich damals seine Gedanken auch nach Jena, und als er am 4. Januar — ob bei der Schopenhauer oder sonstwo, wissen wir nicht — die Baumallee und „Wilhelmine" erfand, da verweilte er bei niemand anders als bei Minchen Herzlieb, deren fast noch kindliche Lieblichkeit sein altes Herz mit jugendlicher Glut erfüllte. Von solchen Träumen zeugt das kleine Skizzenbuch, und wir werden es deswegen erst recht in Ehren halten.

Neue und alte Quellen

Nachträge zu Goethes Werken
(Weimarer oder Sophien-Ausgabe)

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

A. Zu Abteilung I: Goethes Werke

Jenes kleine Skizzenbuch, über das Wolfgang von Oettingen in diesem Bande berichtet (S. 187), ist von Goethe auf einzelnen Seiten auch zur Niederschrift von allerlei Vermerken benutzt worden; in flüchtigen Bleistiftzügen, wagerecht, senkrecht, quer laufend, wie gerade das Büchlein ihm auf Spaziergängen oder im Reisewagen zur Hand kam, finden sich dergleichen eilig hin geworfene Aufzeichnungen besonders zahlreich auf der Vorder- und Rückseite des ersten (man kann auch sagen: letzten) Blattes. Zuoberst nun auf der Vorderseite steht folgender Vers:

Unselger Fürst! Mich nur allein nicht fürchtet

(Fürst nach gestrichenem König; vielleicht ist fürchte statt fürchtet zu lesen). Ohne weiteres ist anzunehmen, daß dieser Vers nicht der Dichtung eines andern entnommen ist, sondern zu einer Dichtung Goethes gehört; aber zu welcher? Daß Goethe das Skizzenbüchlein während des Jahres 1808 in Benutzung gehabt hat, beweisen die sorgfältigen Tag- und Jahres-Angaben bei einigen Skizzen aus dem Januar dieses Jahres. Von dramatischen Dichtungen (und nur einer solchen scheinen mir die Worte angehören zu können) beschäftigte Goethen 1808, soviel wir wissen, nur ‚Pandora'; die aber kann, schon des Versmaßes wegen, nicht in Frage kommen.

Eine genaue Vergleichung der in Goethes Tagebüchern 3, 418 und 421 abgedruckten Vermerke und Agenden aus den Jahren 1807 und 1808 mit denjenigen, die sich auf der Rückseite des Blattes finden, auf dessen Vorderseite der fragliche Vers steht, macht es mir sehr wahrscheinlich, daß die Vermerke des Skizzenbuches, wenigstens zum größten Teil, nicht aus dem Jahre 1808,

sondern aus dem Karlsbader Sommer 1807 stammen[1]. Ist dies der Fall, dann kommt als dramatische Dichtung nur jene Tragödie aus der Zeit Karls des Großen in Betracht, die, leider Entwurf geblieben, vielleicht den Titel ‚Eginhard' erhalten sollte. Auf den Plan zu ihr beziehen sich zwei Tagebuch-Vermerke aus dieser Zeit: 1. Karlsbad, 20. August 1807: „Nachmittag Einfall und Vorsatz an einem dramatischen Stücke zu arbeiten", 2. Hof, 8. Sept. 1807: „Schema zu einem Trauerspiel weiter ausgeführt." Außer diesem Schema besitzen wir noch zwei andre Schemata, Bemerkungen über die „Dekorationen", sowie eine Federzeichnung Goethes zur Veranschaulichung der Bühnenausstattung des 5. Aufzugs; von der Ausführung sind nur 130 Verse aus Aufzug 1, 3 Verse, die sicher zu Aufzug 5, 2 die wahrscheinlich zu ihm gehören, bekannt[2].

Ich glaube, daß wir in dem oben mitgeteilten Vers ein weiteres Bruchstück der Tragödie ‚Eginhard' vor uns haben.

B. Zu Abteilung IV: Goethes Briefe

Im Jahre 1907 fand die Goethe-Gesellschaft bei ihrem Pfingstausflug an die Saale, zum andern „Ende der großen Stadt", in den Räumen der Universitäts-Bibliothek eine kleine, sinnvoll ausgewählte Sammlung ausgestellt: Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche und Büsten, Handschriften, Einblattdrucke und Diplome,

---

[1] Wichtiger als der Befund, daß einige Namen, die im Skizzenbuch unter dem Stichwort „Briefe" vermerkt sind (Schiller, Fr[ommann], Eybenberg), den Tagebücher 3, 418 unter 1807 vermerkten besser entsprechen als den Tagebücher 3, 421 unter 1808 sich findenden, wichtiger noch scheint mir für die Datierung auf 1807 die Tatsache: daß den Vermerken Tagebücher 3, 418 über „Spitzen" und „Stecknadeln" (dergleichen Tagebücher 3, 421 unter 1808 ganz fehlt) gleichlautende Vermerke im Skizzenbuch entsprechen.

[2] Die Entwürfe zu ‚Eginhard' wie die ausgeführten Teile sind jetzt außerhalb der Weimarer Goethe-Ausgabe bequem zugänglich in Band VIII der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe von Goethes Werken (Dramatische Dichtungen III 879/86) und in dem Buche Paul Merkers ‚Von Goethes dramatischem Schaffen' (Leipzig, Philipp Reclam jun., 1917) S. 525/32; doch sind in diesem Sammelwerk aus den späteren Aufzügen nur drei Verse abgedruckt; die zwei weiteren finden sich erstmals aus der Handschrift mitgeteilt in meinem Werke ‚Goethe über seine Dichtungen' 6, 363 Zeile 20/1 (ein von mir übersehener Trennstrich, mit dem Goethe sie als nicht unmittelbar aufeinander folgend bezeichnet hat, ist nachzutragen).

die, sämtlich im Besitz der Bibliothek, Goethes Beziehungen zu dieser veranschaulichten.

Das gedruckte Verzeichnis dieser Goethe-Ausstellung[1] führt unter seinen 80 Nummern (als Nr. 33. 44, sowie im Nachtrag als Nr. 36a und 36b) vier kleine, bis jetzt ungedruckte Briefe Goethes auf, die, mit gütiger Erlaubnis des Bibliothek-Vorstandes, Herrn Geheimen Hofrats Dr. Karl Brandis, hier veröffentlicht werden dürfen[2]. Unser Jahrbuch ist dazu der gegebene Ort; in ihm sollte von Rechts wegen alles erscheinen, was als Nachtrag zu den vier Abteilungen der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken zu betrachten ist; so finden auch diese vier Schreiben Goethes am zweckmäßigsten hier ihren Platz als Nachtrag zu Abteilung IV. Auf kleinstem Raum spiegeln sie Goethes Beziehungen zu Jena und dessen Bibliothek wieder, sie führen uns von der unermüdlichen Sorge des Vorsitzenden der „Wasserbau-Kommission" für die Gewässer der Saale und Leutra, von der Verwaltung der „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst", über den Dichter des ‚West-östlichen

[1] Weit über die Gelegenheit jenes Tages hinaus könnte und sollte dieses Verzeichnis gute Dienste leisten bei den Vorarbeiten für ein umfangreiches, leider noch immer nicht vorhandenes, höchst wünschenswertes Werk, das (ähnlich den Büchern des Freiherrn Woldemar von Biedermann über „Goethe und Leipzig", „Goethe und Dresden", den Arbeiten von Julius Voigt über „Goethe und Ilmenau", von Ernst Traumann über „Goethe, den Straßburger Studenten") die unendlich reichen Beziehungen des Verwaltungsbeamten, des Gelehrten, des Dichters, des Menschen Goethe zu Jena in lebensvollen Bildern vorführt; ein herrlicher Gegenstand, wie mir scheint, für die rüstige Kraft eines jungen Gelehrten, eine Aufgabe freilich, deren glückliche Lösung nur gelingen mag, wenn der Verfasser sowohl den weitschichtigen Stoff gründlichst beherrscht, als auch mit dichterischem Auge die Jenaer „Existenz" Goethes in ihrem Wandel durch mehr als drei Jahrzehnte erschaut.

[2] Ein fünftes, in dem Verzeichnis unter Nr. 39 als „Ungedruckt" bezeichnetes Schreiben Goethes, gerichtet an Friedrich Gotthilf Osann, vom 11. Sept. 1824, ist, allerdings nur nach dem Konzept, in der Weimarer Ausgabe von Goethes Briefen 38, 244/5 bereits gedruckt. Die wichtigsten Abweichungen der Reinschrift sind 244, $_{14}$: einer so würdigen („so" nachträglich über der Zeile); 245, $_{7}$: 11. (statt: 9.); Unterschrift, eigenhändig: ergebenst J W v Goethe. (Vier Briefe Goethes, die sich auf die wissenschaftlichen Anstalten in Jena beziehen: an C. G. v. Voigt, 3. und 19. Aug., 1. Oct. 1811, an J. F. Fuchs, 18. Sept. 1811, sind inzwischen von Werner Deetjen in der Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 1917/8 S. 299/304 veröffentlicht worden.)

Divans' zum Schöpfer des ‚Faust', der, im höchsten Alter wandelnd, eilt, das weltweite Gedicht zu vollenden durch Einfügung jenes erhabenen Gesangs, den der Doctor Marianus anstimmt in der „höchsten, reinlichsten Zelle":

Hier ist die Aussicht frei,
Der Geist erhoben.

*

1. An Johann Georg Paul Goetze.

Ich finde vor nöthig daß die Verwirrung, die die Leutra an unsern Bauen angerichtet, sogleich, wenigstens auf einige Weise wieder hergestellt werde; lege deßhalb morgen wenigstens vier Leute an, sie mögen herkommen woher sie wollen, und laß vor allen Dingen die ausgerissenen Pfähle zusammenlegen, damit sie nicht weggeschleppt werden, sodann laß die Leute größere Pfähle schneiden und zuspitzen, so wie sie bey der noch stehenden Buhne gebraucht worden. Sodann komm bey zeiten zu mir damit ich dir meine Absichten weiters eröfnen kann. Jena den 31ten August. 1796. G.

Schreiberhand; einzuschalten Briefe 11, 180 als Nr. 3375 a. -- Goethes Tagebuch vom selben Tage: „War in der Nacht das große Wasser in der Leutra gewesen. 1792 und 72 waren die letzten gewesen." Den Empfänger des Briefes (seit 1777 Diener Goethes, 1794 zum Baukondukteur ernannt) hatte Goethe erst vor kurzem „installirt in das Wasser- und Ufer-Wesen, wie meine Registraturen ausweisen werden. Hoffentlich wird er von gutem Dienste sein" (Goethe an C. G. v. Voigt, etwa 20. August 1796, Briefe 11, 167).

2. An Georg Gottlieb Güldenapfel (?)[1].

Ich wünsche eine Beschreibung der Wallfahrten nach Mekka, und das Detail des dortigen Gottesdienstes.

Jena den 17en Maerz 1818. Goethe

[1] Oder an Christian Ernst Friedrich Weller? der allerdings erst zu Ostern (22. März) oder im April dieses Jahres als Hilfsarbeiter an

Schreiberhand; einzuschalten Briefe 29, 87 als Nr. 8010a. — Während zur Zeit der Druck der Gedichte des ‚West-östlichen Divans' bereits im Gange war (Goethe las an diesem Tage die Revision des zweiten Bogens), wurden die „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis" eifrig im Manuskript gefördert. Für sie brauchte Goethe das Buch und erhielt auf seinen Wunsch wie es scheint, Adrian Relands Werk ‚Zwei Bücher von der Türkischen oder Mohammedischen Religion' (Hannover 1717), das in Goethes Tagebuch unterm 19. und 20. März genannt wird.

3. An Georg Gottlieb Güldenapfel.

Ew. Wohlgebornen

danke nochmals für den freundlichen Besuch. Es war mir höchst angenehm meine Absicht erreicht zu sehen und Ihre Zufriedenheit zu erfahren. Beiliegend folgt das Tagebuch mit den Wunsche, solches immer so ausführlich und interessant fortgesetzt zu sehen. Die vorhergehenden Hefte folgen zunächst.

Mit den besten Wünschen

Weimar d. 12. Jänner 1820. ergebenst

Goethe

Schreiberhand (nur „ergebenst" eigenhändig); einzuschalten Briefe 32, 142 als Nr. 110a. — Goethes Tagebuch vom 10. Januar; „[Vor Mittag] Professor Güldenapfel sich bedankend," 12.: „Rolle an Prof. Güldenapfel mit dem letzten Tagebuch." Für welche Vergünstigung Güldenapfel sich bei Goethe persönlich bedankt hatte, konnte ich nicht ermitteln. Über den Nutzen der Tagebücher, zu deren sorgfältiger Führung Goethe nicht müde wurde die Beamten der ihm unterstellten wissenschaftlichen Anstalten zu ermahnen (auch „Wellers Tagebuch" hatte ihn am 9. Januar 1820 beschäftigt, s. Tagebücher 7, 126,27), vergl. ‚Aus Goethes Tagebüchern' (Leipzig, Insel-Verlag) S. VI, sowie zur Sache im Allgemeinen Goethe an den Großherzog Karl August, 30. März 1820: „Von der jenaischen Bibliothek darf

---

der Universitäts-Bibliothek angestellt wurde (vergl. Briefe 29, 5,14. 73,2. 129,15).

ich wohl für dieses Jahr das Beste versprechen. Vulpius [Goethes Schwager, der, unter Beihilfe seines 18jährigen Sohnes Rinaldo, wochenlang auf der Bibliothek tätig war, vergl. Goethes Tagebücher 7, 83,6] schreibt von dort: ‚Es hat mich recht gefreut, daß sämmtliche hiesige Bibliotheks-Verwandte mir mit wahrer Freude entgegen kommen, als sei alles nun vollständiger, seit ich da bin. Sie haben auch recht brav gearbeitet.' So sind also durch einige Jahre zweckmäßiger gemeinsamer Thätigkeit schon alle Apprehensionen und alle Stockung gehoben."

4. An Christian Ernst Friedrich Weller.

Wenn ich mich recht erinnere, so hat in der mittlern Zeit sich ein Gottesgelehrter durch seine Verehrung der Maria und eine dogmatisch rednerische Verherrlichung derselben den Namen

Doctor Marianus

erworben; eine nähere Nachricht hierüber würde mir sehr angenehm seyn.

Weimar am 18. Dec. 1830. J W v Goethe

Schreiberhand; einzuschalten Briefe 48, 47 als Nr. 41a. — In Goethes Agenda vom 14. Dezember ist der Vermerk: „[An] Weller.. [Anfrage wegen] Dr. Marianns" (Tagebücher 13, 261,14) als erledigt mit Strich versehen. „Doctor Marianus" ist „Ehrenname verschiedener Mystiker; am ersten wäre an Dantes hl. Bernhard zu denken, der den 33. Gesang des ‚Paradiso' mit seinem herrlichen Gebet an Maria eröffnet" (Erich Schmidt: Goethes Sämtl. Werke, Jubiläums-Ausgabe 14, 403); vergl. die ausführliche Darlegung der „auffallenden Ähnlichkeit" zwischen Goethes Doctor Marianus und Dantes hl. Bernhard von Clairvaux bei Emil Sulger-Gebing: Goethe und Dante (Berlin 1907), S. 106/9. Vielleicht denkt Goethe bei seiner Anfrage an den irischen Scholastiker Johannes Duns Scotus († 1308), der, neben dem Beinamen Doctor subtilis, wegen seiner Verteidigung der unbefleckten Empfängnis auch den Beinamen Doctor Marianus erhielt (vergl. Eduard Meyer: Studien zu Goethes Faust, Altona 1847, S. 190). Zwei Wochen nach obigem Brief, am 4. Januar 1831, kann Goethe dem Freunde Zelter die frohe Mitteilung machen: „Der fünfte

[Akt des ‚Faust'] bis zum Ende des Endes steht auch schon auf den Papiere." Da Goethe aber das Stichwort „Dr. Marianus" weiterhin auf einem Agendablatt von Anfang Januar 1831, sowie auf einem solchen vom Ende desselben Monats vermerkt hat (Tagebücher 13, 262,33. 263,35), müssen wir annehmen, daß der Lobgesang des Dr. Marianus erst im Februar 1831 gedichtet worden ist.

Nachträge zu Goethes Gesprächen

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

1. Johann Jakob Horner.

Als Sohn eines Bäckermeisters in Zürich am 22. März 1772 geboren, widmete Horner sich, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, dem Studium der Theologie und Philosophie, wurde dann Lehrer der Kirchengeschichte, Ethik und Ästhetik am Collegium humanitatis in Zürich und durfte sich, als Inspektor des „Alumnats" (eines Stifts für Studenten der Theologie), als Bibliothekar der Stadt-Bibliothek, wie als Herausgeber schweizerischer Zeitschriften für Literatur und Kunst einer reichgesegneten Wirksamkeit im Vaterlande erfreuen bis zu seinem Tode am 13. Juli 1831.

Von Leipzig aus, wo Horner 1794/5 studierte, hatte er Dresden besucht, war hier mit Goethes Freunde Heinrich Meyer, seinem Landsmann, und durch diesen mit Körner, dem Freunde Schillers, bekannt geworden. Meyer veranlaßte ihn auch im Oktober 1794 zu einer Reise nach Jena und Weimar; und so kam es, daß Horner, als er wieder nach Zürich zurückgekehrt war, nicht nur mit Meyer in lebhaftem Briefwechsel blieb, sondern auch mit Schiller, August Wilhelm Schlegel, Böttiger, Friedrich Tieck und Anderen brieflichen Verkehr pflegte, sowie gelegentlich Beiträge für Schillers ‚Horen' lieferte[1]. Goethen sah er bei dessen

[1] Zwei Briefe Horners an Schiller (März 1796 und 22. Juli 1797) findet man bei Urlichs: Briefe an Schiller S. 254. 285, einen Brief Schillers an Horner (26. Juni 1797): Briefe 5, 208. An Gottlieb Hufeland schrieb Heinrich Meyer über Horner, 29. Dez. 1799: „Es ist ein junger Mann, der das Studium aller schönen Wissenschaften und Künste mit Glück treibt und nebst dem gründliche philosophische Kenntnisse besitzt; er hat ein freies Urtheil" (Zwischen Weimar und Jena [Privatdruck, herausg. von Hermann Hartung, 1855] S. 14).

Aufenthalt in Stäfa 1797 wieder[1] und hatte noch spät die Freude, daß sein umfangreiches Werk ‚Bilder des Griechischen Altertums' (12 Hefte, Zürich bei Orell, 1823/6) von Heinrich Meyer in ‚Kunst und Altertum' anerkennend besprochen wurde[2].

Aus Briefen, die Horner während seines Aufenthaltes in Deutschland an seine Angehörigen nach Zürich schrieb, sind im ‚Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1917' S. 180/260 durch Friedrich Horner dankenswerte Mitteilungen gemacht worden. Am inhaltreichsten sind die Briefe des 22jährigen Studenten an seinen jüngeren Bruder Johann Kaspar (1774/1834); dieser widmete sich, nachdem er, dem Willen der Eltern gemäß, Geistlicher geworden, von 1796 an in Göttingen dem Studium der Astronomie, kam auf Blumenbachs Empfehlung hin, als Gehilfe Franz v. Zachs, an die Sternwarte auf dem Seeberg bei Gotha, machte 1803/6 in russischen Diensten v. Krusensterns Erdumseglung mit und wirkte dann als Physiker und Astronom in Zürich. Diesem Bruder berichtet Horner über seinen Ausflug nach Thüringen unterm 25. Oktober Folgendes (S. 214/7):

Meine Reise ging über **Naumburg** nach **Jena** ... Das Wetter war abscheulich, nichts als Regen. — Ich **fuhr am nemlichen Tage** noch mit **Meyer von Stäfa**, dem **Hofmaler der Herzogin Mutter**, nach **Weimar** — hier konnte ich, weil **Lips** verreist war, in dessen Zimmern logiren[3] ... Am **Sonntag Morgen**[4]

---

[1] Goethes Tagebuch, 24. Sept. 1797: „Zu Mittag kamen Herr Horner und Escher der Sohn von Zürich."

[2] Heft 1/3 1823 in Band 4 (2), 168/70, Heft 4/6 1825 in Band 5 (2), 115/6. Meyer zollt den Steinzeichnungen des schweizerischen Lithographen Josef Brodtmann hohes Lob, ebenso den Erklärungen Horners wegen deren „zweckmäßiger Kürze und Klarheit". Goethe erbat sich das Werk wiederholt von Meyer, so am 5. Mai 1825 und am 3. Nov. 1829 (Briefe 39, 191. 46, 132).

[3] Der Züricher Zeichner, Maler und Kupferstecher Johann Heinrich Lips (1758/1817) war, seit 1789 in Weimar als Lehrer an der Herzoglichen Zeichenschule thätig, vor kurzem wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt.

[4] Wahrscheinlich am 5. Oktober. (Meyer, von Dresden aus, 23. Sept. an Goethe: „Künftigen Sonntag [28. Sept.] werde ich . . von hier

machte ich Göthen meine Aufwartung, bei welchem Meyer im Hause wohnt. Er ist ein Mann gerade in seinen besten Jahren, ziemlich groß und hat bei einer gemeinen[1] Physiognomie doch sehr viel feine Züge. — Er war damals ziemlich kurz an Worten, welches ich ihm auch gar nicht verdenken kann. Ich besah noch sein fürstliches Cabinet von Handzeichnungen berühmter Meister und sein mit dem feinsten epicureischen Geschmack eingerichtetes, wie es scheint, inwendig neu gebautes Haus[2]. .... Auf den Abend war ich mit Meyer zu Herder zum Thee und Nachtessen eingeladen, wozu sich Göthe, Böttiger und noch andere einstellten. — Herder hat mir äußerst wohl gefallen — er ist ein großer, beinahe vierschrötiger Mann und hat etwas beinahe schwärmerisch Heiteres in seinem Blicke — Die Gesellschaft war äußerst ungenirt, ohne unhöflich zu sein. Jeder sprach und stand oder setzte sich, zu wem er wollte. Ich unterhielt mich fast die meiste Zeit mit Herdern und mußte ihm von allen unsern Gelehrten sagen, was ich wußte. Steinbrücheln erhob er sehr und bedauerte, daß er nichts mehr drucken lasse. Hottinger, Corrodi, Rathsherr Füßli, Brunner, Geßner, Hagenbuch, alle kamen an die Reihe, am Ende blieben wir auf Salis und Matthisson sitzen und recensirten den letztern, daß kein gutes Haar an ihm blieb. — Die Recension in der A. L. Z. 1794 No. 298.

abreisen" (Schriften der Goethe-Gesellschaft 32, 137); Goethe an Herders Frau, Ende Sept.: „Meyer kommt in diesen Tagen.")

[1] d. h. „allgemeinen", „nicht außergewöhnlichen" (im Gegensatz zu „eigen", „absonderlich", „außergewöhnlich"); nach Friedrich Horner zürcherisch „mit dem Unterton des Leutseligen, Freundlichen; ‚e g'meini Frau' = eine leutselige, wohltätige, gemeinnützige Frau" (S. 215 Anm. 4).

[2] Der Umbau des Hauses und des Hinterhauses war in den Jahren 1792/4 ausgeführt worden.

299 ist von Schiller[1]. Überall mußte ich Herders feine Bemerkungen, seinen geläuterten Geschmack und sein feines Gefühl bewundern — bei Tische hatten Kopf und Magen den köstlichsten Schmaus — Ein gewisser Professor Meyer aus Berlin [2] erzählte die Heiraths- und Sterbensgeschichte des Hofrath Moritz auf eine so infam witzige und freilich mitunter selbst erfundene Manier, daß wir uns alle vor lachen den Bauch halten mußten — Dieß weckte Göthen so nach und nach aus seiner Kälte auf. — Er saß neben mir, und wir schenkten uns wechselseitig um die Wette ein — nun fing auch er an von Moritz zu erzählen, was er in Rom für dumme Streiche gemacht hatte, und schlug mit seinem Witz, der viel feiner war, den Professor und bisweilen auch Herdern zu Boden [3] — bald kam die Rede wieder auf andere Gegenstände, z. B. das Theater, dem Herder gar nicht günstig ist — und nachher auf die Oper. Hier ließ sich Göthe ganz mit mir ein, weil ich ihm unsere Italiener, die er auch gesehen hatte[4], so sehr lobte — Ich mußte erzählen, was ich wußte und nicht wußte . . . am folgenden Tage besuchte ich

[1] Die Allgemeine Litteratur-Zeitung vom 11/2. Sept. 1794 hatte Schillers Besprechung der vor kurzem erschienenen 3. vermehrten Auflage der ‚Gedichte von Friedrich Matthisson' gebracht.

[2] Über ihn konnte ich nichts ermitteln.

[3] Karl Philipp Moritz war, im Alter von 37 Jahren, am 26. Juli 1793 in Berlin gestorben; 1792 hatte er Friederike Matzdorf geheiratet. Daß Goethe hier, wenn auch witzig, doch in liebevollster Art von seinem unglücklichen Freunde gesprochen habe, dafür zeugt unter vielem Anderen seine briefliche Äußerung gegen Schiller (26. Okt. 1796) über Schlichtegroll, „der unserm armen Moritz, gleich nach dem Tode, die Augen aushackte", und sein Xenion „Armer Moritz! Wie viel hast du nicht im Leben erlitten."

[4] Während seines letzten kurzen Aufenthalts in Leipzig zu Anfang August dieses Jahres (auf der Reise von Dessau nach Dresden und von da wieder nach Dessau zurück).

Wielanden — er ist ein langer hagerer Mann, hat etwas Häßliches, Faunen- und Satyrmäßiges im Gesichte; wir sprachen von der Revolution, vom Frieden und der Schweiz . . .

Im Frühling 1795 plante Horner einen abermaligen Besuch in Weimar, um vor seiner Rückkehr in die Heimat von Heinrich Meyer, mit dem er bereits in Briefwechsel stand, für sein „Lieblingsfach manche Aufklärung zu erhalten, wie er mir auch alle mögliche Anleitung versprochen hat" (an den Bruder Kaspar, 31. März 1795; S. 232). Zu dieser Reise scheint es jedoch nicht gekommen zu sein, weil Horner in der zweiten Hälfte des Aprils längere Zeit mit Meyer in Jena zusammen war. Über Begegnungen und Gespräche mit Goethe, der sich gleichzeitig in Jena aufhielt, enthalten Horners Briefe leider nichts.

Zum Schluß sei eine Stelle aus Horners Brief an den Bruder Kaspar vom 31. März 1795 wiedergegeben, die höchst kennzeichnend ist für die frische, gesunde, unbefangene Urteilskraft des jungen Mannes. Der Bruder hatte ihm seine Ansicht über den ersten Band der ‚Horen' mitgeteilt, der als Hauptstücke den Anfang von Schillers ‚Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen' und von Goethe den Anfang der ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' enthält. Horner erwidert darauf (S. 232): „Das, was Du für saubere Gespenstergeschichten erklärst, wird noch eines von Göthes besten Werken werden — Freilich sticht die schöne edle Einfalt des erzählenden Tones, die Leichtigkeit und Feinheit desselben gewaltig gegen die gratiöse Schabrakenpracht der Schillerschen Briefe ab, die, so vortrefflich auch der Inhalt sein mag, doch gerade in dem abscheulichen Tone des Seneca und Quintilian oder höchstens in der schwerfälligen Manier des Tacitus geschrieben sind. Am meisten hat mir ein Auffsatz, wahrscheinlich von Fichten, über den Geschlechterunterschied ꝛc. mißfallen [Wilhelm v. Humboldts Abhandlung: Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur] — da ist wahrer Bombast und Unsinn zu finden."

2. Franz Bernard v. Bucholtz.

Geboren am 10. Juni 1790 zu Münster in Westfalen, verlebte Franz Bernard Bucholtz seine Kindheit und Jugend in der

Vaterstadt, wo er dem geselligen Kreise seiner Taufpaten, des Ministers Freiherrn Franz v. Fürstenberg und der Fürstin Amalie v. Gallitzin, sodann auch dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg und andern geistig bedeutenden Männern frühzeitig nahe trat. Mit 17 Jahren widmete er sich dem Studium der Rechte und der Philosophie, 1807 bis 11 in Münster, 1811 bis 13 in Göttingen; Ende 1813 trat er als Diplomat in den österreichischen Staatsdienst, wurde 1817 in den erblichen österreichischen Ritterstand erhoben und starb, erst 48 Jahre alt, in Wien am 4. Februar 1838. Seine Ehe mit der Freiin Elise von Hundheim war kinderlos geblieben.

Wichtiger als die kriegsgeschichtlichen und staatswissenschaftlichen Schriften dieses „geistreichen, liebenswürdigen Sonderlings“[1] sind für uns seine Briefe und vor allem sein Reise-Tagebuch (nebst dessen Vorstufe, einem Notizbuch). Aus ihnen hat vor kurzem Ludwig Schmitz-Kallenberg in Münster wertvolle Auszüge veröffentlicht[2]. Die darin enthaltenen Mitteilungen über Gespräche mit Goethe seien hier wiedergegeben.

Auf einer im Herbst 1812 unternommenen Reise nach Thüringen fuhr Bucholtz von Heiligenstadt an bis Erfurt in Gesellschaft von Madame Sophie Häßler, der Frau eines Musikalienhändlers in Erfurt, und deren Tochter, Demoiselle Regine Henriette Häßler, die seit November 1807 am Hoftheater in Weimar als Opernsängerin tätig, seit Juni 1812 Gattin des Komponisten und Kammermusikus Karl Eberwein in Weimar war. Bucholtz vermerkt in seinem Tagebuch aus seinen Gesprächen mit Madame Häßler deren Äußerung über Goethe (2, 2 Anm. 2)[3]:

Goethe begünstiget junges Talent, ist mit Anfängern

[1] So nennt Friedrich Perthes ihn in einem seiner Briefe (Friedrich Perthes' Leben, 5. Aufl. [Gotha 1861], 2, 94).

[2] In der Zeitschrift ‚Westfalen‘, Jahrgang 8 (1916) Heft 2/3. Mit meinem verbindlichen Dank für die liebenswürdige Zusendung der Sonderdrucke verbinde ich die Bitte: daß auch die Aufzeichnungen v. Bucholtzens über seine Eindrücke in Jena und über seine Gespräche mit Knebel, Luden, Friedrich Siegmund Voigt und anderen recht bald möchten veröffentlicht werden.

[3] In Goethes Tagebuch findet der Name sich nur einmal, 20. Okt. 1807: „Mittag Madame und Demoiselle Häßler zu Tische und Demoiselle Elsermann.“

leicht zufrieden, lobt auch, wenn[1] er der Person nicht gut ist. Aber stolz, auch faul, meint, er habe so viel zu thun.

Am 22. September nachmittags trifft Bucholtz in Weimar ein, steigt im Gasthofe zum ‚Elephanten' ab und erkundigt sich noch am Abend in Goethes Haus, wann der Dichter ihn empfangen wolle. Er wird auf den 23. morgens um 8 oder 9 Uhr beschieden; sein Tagebuch enthält über diesen ersten Besuch Folgendes (2, 5):

Bei seinem ersten Eintreffen frappirte mich sein Gesicht nicht: bald erkannte ich vieles von seiner Bildung, wie sie mir aus Abbildungen bekannt war. Herrliches Auge; doch blickte er meistens weg[2]; etwas eingefallene Züge. Sein Gesicht schien ein anderes zu sein bei freundlicher Spannung, ein anderes in der nachlässigen Lage. Er sprach leise: scheinbar fast nur obenhin; war aber sonst sehr gütig. Er wollte mich bei Wieland, Vulpius anmelden lassen, mir nach Jena an Knebel einen Brief mitgeben usw. — Seine Münzsammlung will er mir zeigen. Vom sel. Vater sprach er nicht, seinen Tod hatte er von Stolberg erfahren[3]. Er sprach von letzterem mit Interesse. „Es ist kein Falsch und kein Hehl in ihm." Ältere Bekanntschaft und auch das augenblickliche Zutrauen, das ein solches Zusammensein im Bade einflößt, macht, daß man frei über mancherlei Gegenstände sich mitteilt. Es ist überhaupt Eigenschaft der Bäder, alte Bekanntschaften zu erneuern. Er sprach

---

[1] Besser wäre wohl die Zeichensetzung: lobt, auch wenn.

[2] Hierzu vgl. die unten mitgeteilte Bemerkung Bucholtzens vom 10. Aug. 1815 (S. 219).

[3] Franz Kaspar Bucholtz, Gutsherr auf Welbergen (gest. 26. März 1812), scheint 1785 bei einem Besuch in Weimar mit Goethe persönlich bekannt geworden zu sein; während Goethes Anwesenheit in Münster Dez. 1792 war die Bekanntschaft erneuert worden (vgl. 3, 3 Anm. 1). Mit dem Grafen Stolberg war Goethe vor kurzem während seines Badeaufenthalts in Karlsbad zusammengetroffen (vgl. Tagebuch vom 13. und 16. Juni 1812).

über einige Göttinger und Jenenser Professoren; vom sel. Griesbach[1], den er überhaupt und als Geschichtskenner rühmte, und der auch besonders über die religiösen Seiten die heiteren Blicke erhalten und auch bis an sein Ende gerettet habe. — Er sagte mir, in Jena würde ich ein paar angenehme Tage herumleben, und entließ mich für dasmal mit den Worten: „Es ist mir recht angenehm gewesen." — Äußerst anmutige Sprache. . . . . . Goethe nannte es ein gutes Stück[2].

Noch am 23. Sept. abends schrieb Bucholtz an seine Mutter (2, 4):

Zuerst Goethe; er war sehr gütig; . . Ich werde ihn mehr sehen; er will mir seine Münzsammlung zeigen; mich Wieland anmelden lassen; mir einen Brief an einen interessanten Mann in Jena mitgeben (an den er doch heute schrieb [3]), der aber noch nicht gekommen ist.

Nachdem Bucholtz vom 24. bis 26. Sept. in Jena gewesen war, wohnte er am Abend des 26. („in der Loge von der Frau v. Goethe", wie sein Tagebuch bemerkt) der Vorstellung von Zacharias Werners ‚Wanda' bei. Am 27. wird er auf vorherige Anfrage „vor ein Uhr" wieder zu Goethe beschieden[4]. Über diesen zweiten Besuch heißt es in seinem Tagebuch (2, 8):

Er gefiel mir das zweite Mal noch besser als das erste Mal. Wahrlich ein herrliches Gesicht, das auch jetzt fast gar nicht eine gewisse heitere Ruhe und freundliche Spannung verlor[5]. Er sprach über Theater und Literatur. Übel

[1] Gestorben 24. März 1812.

[2] Kotzebues Schauspiel ‚Die deutsche Hausfrau', das an diesem Abend in Weimar zum erstenmal aufgeführt wurde.

[3] Ein Brief Goethes an Knebel vom 23. Sept. (wenn er wirklich geschrieben worden) ist nicht bekannt, auch nicht im Tagebuch vermerkt, ebensowenig wie Bucholtzens Besuch.

[4] Goethes Tagebuch, 27. Sept.: „Gegen ein Uhr Herr von Buchholz von Münster. Blieb derselbe bei Tisch."

[5] Im Notizbuch findet sich unterm 27. die Bemerkung über Goethes

sei es, daß alle Arten von dramatischen Stücken auf derselben Bühne müssen vorgestellt werden; Vorzug der Pariser Theater. Schiller habe den Gedanken gehabt, ein eigenes Theater für Trauerspiele müsse gebaut werden, worin nur ein auserwähltes Publikum von einigen hundert Personen Platz hätte. Ich sprach von dem Stück des vorigen Abends: ‚Wanda' von Werner. „Da werden Sie auch ein wunderbar Stück gesehen haben", sagte er lächelnd, lobte aber auch manches, als Sprache und Wendung und Wechsel des Versbaus usw. — Von den Weimarer Schauspielern sagte er unter anderm: „und Sie werden finden, daß unsere Leute hübsch vernehmlich sprechen" usw. Mit zweien Schauspielerinnen, deren Spiel mir gefallen hatte, schien auch er sehr zufrieden zu sein. — Ich wagte es, eine Frage zu tun wegen der klassischen Vollendung zumal in der Literatur, ob nicht auch Werke, wo sie fehlte, für Geist und Herz von größtem Interesse sein könnten? „Ja, das ist nun eine Frage altioris indaginis"[1], sagte er, „worüber sich recht vieles sagen ließe." Doch antwortete er in kurzen Sätzen manches darauf. Etwas anderes sei oft, was für Geist, Gefühl, Herz sei, und etwas anderes, was letzte Ausführung betreffe; am besten sei, wo alles vereinigt sei; aber auch eine Skizze könne ja sehr großes Interesse haben; er sei wohl für diese Trennung. Der ganze Shakespeare sei von Anfang bis zu Ende ungeregelt (er hatte ein anderes Wort). Auf die rechte Weise müsse zwar der Gedanke ausgedrückt sein, es komme aber alles darauf an, welches diese sei usw. In Betreff der deutschen Literatur (weshalb

„herrliches Gesicht" (2, 8 Anm. 1): „Einige Ähnlichkeit mit dem Geheimrat Druffel [in Münster]. Aber herrlicher. Welch Auge! Nase, Mund!"

[1] res altioris indaginis (Ausdruck der Rechtssprache): Sachen, die einer tieferen Nachforschung bedürfen.

ich insbesondere noch fragte, dabei aber die ganz eminenten ausnahm) sagte er noch, sie sei ja immer am Bilden gewesen, das nun, woran sie sich gebildet, möge vortrefflich sein; man finde es ja, wenn man griechische, römische, französische, englische Literatur betrachte, daß an jeder Literatur eigene Anforderungen müssen gemacht werden usw.

Währenddem war es Zeit zu Tisch, und er sagte: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen anbieten kann, mit uns zu essen, da es gerade die Zeit ist" (es wird wohl nicht lächerlich lauten, wenn ich das alles erzähle, da ich mir mal vorgenommen, manches Detail darüber, als wäre es mündlich, mitzuteilen); vorher hatte ihn der Bediente vom Zimmer gerufen. Bei Tisch war außer ihm seine Frau, sein erwachsner Sohn, eine gewisse Demoiselle Ulrich (die sehr interessant aussah) und sein Sekretair[1]. Das Gespräch betraf meist gleichgültige oder doch nur ganz obenhin berührte Punkte. — Er ist gerne im Bade, wenn noch nicht viele da, und wenn die meisten schon wieder weggegangen sind; es treffe sich meistens, dann noch mit recht interessanten Menschen zusammen zu sein[2]. — Er ist nach-

[1] Ernst Karl Christian John, August Goethes Schulfreund, seit 11. März 1812 als Riemers Nachfolger in Goethes Haus.

[2] Im Notizbuch der Zusatz (2, 9 Anm. 1): „Langersmann [Staatsrat Joh. Gottfr. Langermann aus Berlin, mit dem Goethe jetzt in Karlsbad viel verkehrt hatte, namentlich in Gesprächen über Musik und Medicin, vgl. Tagebuch vom 22., 24. bis 29. August 1812]; der alte [Steinschneider Joseph] Müller [in Karlsbad, zur Zeit 85 Jahre alt]. — Anetdote von den 3 Alten, die sich betrinken." Die eine der zahlreichen Karlsbader Schnurren, die Goethes Tagebuch aufbewahrt; sie findet sich unterm 23. Mai 1811 (also ein Jahr früher): „Gingen drei bejahrte Männer nach Wehediz zu Weine:

Obrist Otto alt	87 Jahr,
Steinschneider Müller	84 „
ein Erfurter	82 „
	253 Jahr

sichtig gegen Geistesübungen, die keine hohe Stufe erreichen; jeder will gern einen guten Brief schreiben; wie die Franzosen es nennen, ein Geburtstagslied machen usw., nachher geht es unter, es fällt ab wie Laub vom Baume; es schadet nicht; ich bin wohl dafür[1]. — In allem, was er tat und sprach, war eine hohe Ruhe, eine anständige Feierlichkeit: er schien alles nur leicht zu berühren, sprach galant, artig mit Demoiselle Ulrich; [2] halb scherzend und

---

sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte beim Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung", was Goethe später, als er die Stelle in seine ‚Tag- und Jahres-Hefte' aufnahm, noch abrundete durch den anmutigen, gewiß aber auch der Wahrheit entsprechenden Zusatz: „die beiden anderen griffen dem Jüngeren unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung".

[1] Zusatz im Notizbuch (2, 9 Anm. 2): „Auf die Schriftsteller sich beziehend. Die Natur hat große, kleine Blumen usw. — Ich applaudire, wo ichs tu, im ersten Akt: man kann durch Applaudiren ein Stück zwingen usw."

[2] Hier sei, als an nicht unpassender Stelle, erlaubt, eine feinsinnige, allgemein interessante Bemerkung anzuführen, die mir eine geist- und gemütvolle Ausländerin brieflich mitteilte, als sie mit größter Anteilnahme ‚Goethes Briefwechsel mit seiner Frau' gelesen hatte (auf meine Bitte hin, mir ganz offen zu schreiben: was ihr bei Goethe auffallend, befremdlich oder unverständlich sei); sie schreibt: „Ich werde mich wohl hüten, diese Erlaubnis zu mißbrauchen, ich werde Ihnen doch eine Bemerkung jetzt mitteilen, die ich zu machen geglaubt habe, und die mir ganz verständlich scheint: Goethe ist viel froher, viel anmutiger und scherzhafter in seinen Briefen an seine Frau als in den letzten Jahren an seinen „Schatz". Kommt dies wohl daher, daß er es angenehm empfindet, das Verhältnis geregelt zu haben, oder gibt die Zwischenkunft, als Sekretär, von Caroline Ulrich einen gewissen, erneuerten Reiz zu der Correspondenz? Ohne es selbst zu wissen, kann er ein wenig davon influirt gewesen sein?? Es mag sein, wie es will, die Briefe sind charmant. . . . . . Wenn ich Ihnen sagte, ich meinte gespürt zu haben, daß Goethes Briefe unter Einfluß von Caroline Ulrich fröhlicher, geistreicher, anmutiger werden als die, welche er vorher schrieb, so meinte ich bloß, daß er, bewußt oder unbewußt, fühlte, seine

mit Würde zugleich mit seiner Frau (es mag ein eigentümliches Verhältnis sein, er nannte sie Du, sie ihn Sie. „Erlauben Sie, daß wir uns jetzt entfernen"), gab seinem Sohn scherzend ein kleines monitorium, da er eins der besseren neuern Bücher nicht gelesen hatte (ich dachte an mich); war sehr gütig, gastwirtlich gegen mich. — Von dem einzeln, was er sagte, könnte ich mehr sagen, wenn es nicht gar zu einzeln wäre. Er äußerte den Wunsch, ein Bild anders gehängt zu haben. Es betraf eins seiner Stücke. Er bewunderte, was Iffland sich alles zumute: er sei jetzt wieder zum Herzog von Darmstadt und Baden[1] usw. — Er sagte, daß nichts so relativ sei als Scherz, der sich immer schon auf früheren Scherz beziehe, und nichts daher so schwer zu übersetzen sei. — Nach Tisch winkte er seinem Sohn, mir seine Münzsammlung zu zeigen. Mir sagte er, er würde mich noch sehen. Ich sah ihn aber seitdem nur noch einen Augenblick beim Durchgehen. Das Besehen der Münzen dauerte bis fast um 5 Uhr, da sein Sohn bestimmter Maßen mich zu Wieland begleitete[2].

Scherze, seine Beschreibungen würden von ihr aufgefaßt und geschätzt." Ich glaube, daß weiblicher Zartsinn hier ganz das Richtige herausgefühlt hat. Über Caroline Ulrichs Anmut, die manchem jungen Mann gefährlich geworden ist, ließen sich viele Zeugnisse beibringen; daß „ihre liebliche Erscheinung wesentlich dazu beitrug, den Reiz der Goetheschen Häuslichkeit zu erhöhen", bezeugt auch Luise Seidler (H. Uhde: Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, Berlin 1874, S. 66).

[1] Auch in Weimar erwartete man Iffland jetzt zu einem längeren Gastspiel; er kam erst im Dezember.

[2] Wielanden fand Bucholtz „auch sehr interessant, aber nicht so wie Goethe; er war anfangs etwas verlegen, sprach etwas abgebrochen und nicht so leicht. . . . Die politische Lage war sein Gegenstand. Der Centralpunkt alles Strebens und Forschens müsse für uns Vaterlandsliebe sein, die Sprache müsse uns immer heiliger werden als das Einzige, was uns gelassen". Dazu im Notizbuch: „Was von Napoleon zu erwarten steht? Ob, wenn er alles überwunden, sein Sinn sich um-

Unterm 28. Sept. berichtet Bucholtz in seinem Tagebuch (2, 11) über eine Spazierfahrt nach Belvedere mit Goethes Sohn, „der in Heidelberg mit den Münsterländern am meisten umgegangen war und sie liebte, daher ganz zufrieden damit schien, noch einen kennen zu lernen". „Der junge Goethe ist ein artiger, lebhafter junger Mensch, wie es scheint, von gutem Verstande; übrigens ist der Geist seines Vaters wohl nicht auf ihn gekommen. Unter vielem Andern erzählte er mir auch, wie sein Vater mit seinen Unterredungen mit Napoleon sehr zufrieden gewesen wäre; dieser habe ihm nichts gesagt, was Goethe nicht für sein ganzes Leben merkwürdig sein würde, und ihn überzeugt, daß er seine Werke so verstanden habe, wie wohl wenige sie verstehen möchten. (Späterhin habe ich erfahren, Napoleon habe gesagt, die Politik vertrete in der neuen Tragödie die Stelle des alten fati; und so mag eine benigna interpretatio auch etwas getan haben.)"[1]

Von Johannes Falk, den Bucholtz am Abend des 28. Sept. besuchte, hält dessen Notizbuch folgende Bemerkung über Goethe fest (2, 12 Anm. 2): „Goethes Rede wie Mozarts Musik fangen ganz gewöhnlich an, so daß man denke, den Gedanken hätte ich auch wohl haben können; aber auf einmal komme dann ein Blitzstrahl, der einem gleich zeige, wo man ist."

Tags darauf, am 29. Sept., verließ Bucholtz Weimar, um nach Göttingen zurückzukehren. Von hier aus unternimmt er im Frühjahr 1813 eine Reise nach dem aus französischer Fremdherrschaft glücklich befreiten Hamburg und wendet sich darauf, weil ihm der Rückweg in die Heimat abgeschnitten ist, auf abenteuerreicher Fahrt nach Wien. Um Weihnachten 1813 sodann siedelt er nach Frankfurt am Main über, wohin der österreichische Gesandte daselbst, Freiherr von Hügel, ihn eingeladen hatte, damit er an den Geschäften der Gesandtschaft teilnehme. Hier erneuert Bucholtz zunächst die Bekanntschaft mit Goethes Sohn, der sich gerade während des Januars 1814 in Frankfurt aufhielt, um, als Begleiter des Kammerrats Rühlmann sich in der Erledigung eines schwierigen juristischen Geschäfts zu üben. Bucholtzens Tagebuch berichtet über eine Unterhaltung mit August Folgendes,

stellt? Er will das Glück der Völker nicht; das, was den Menschen aufklärt, ihn erhebt, was für Vaterland und Freiheit ist, will er nicht."

[1] Das Notizbuch vermerkt noch als Äußerung Augusts über seinen Vater (2, 11 Anm. 3): „Goethe sonst unzugänglicher als jetzt."

das um seiner Merkwürdigkeit willen hier eingeschaltet werden möge (3, 2): „Gespräch mit dem jungen Goethe[1]. Wunderbare Ansichten. ‚Christus konnte seine Ansichten nicht durchsetzen, da starb er darauf. Das war seine Größe. Er war ein leidender Napoleon. Ich bin ein Fatist: was die Natur bringt, kommt von Gott, also auch Eroberer. Sie hassen kann ich, nicht verachten; auch schon deswegen, weil man nur besiegen kann, was man achtet.‘ Von Christus sagte er übrigens auch, niemand habe je Wahreres gesagt; und gesteht zuletzt, er lese nicht genug. Das, was die Natur als Gesetz und Beruhigendes hat, kommt seiner Meinung nach von Gott oder gilt ihm vielleicht für Gott. . . . Er fand das Wort des Kaziken groß: er bete die Sonne an, die ihm alle Tage wieder neu erscheine; er könne keinen Gott anbeten, der gestorben sei. Gott könne kein Mensch sein. . . . Übrigens als ich ihm mal anführte, Christus habe gesagt: ‚Ehe Abraham war, bin ich‘[2], sagte er: ‚Das glaube ich nun mal nicht, da bin ich fertig‘. . . . Er meinte übrigens auch, daß der Name Christi nach tausend Jahren nicht mehr würde genannt werden. Auch führte er die Sprache derer, die einer höheren blinden Gewalt hingegeben, an Gott glaubend . . . . und an Fortdauer nach dem Tode, ja alles ruhig abwarten zu können glauben, weil sie ja doch nicht, wie wir selbst sagten, völlig ergründen könnten. So sagte auch Meyer aus Klausthal[3], er sagte indeß alles mit Ruhe, glaubte, über tausend Jahre würden die christlichen Begriffe zu der Gestalt der griechischen Fabeln herabgesunken sein. Goethe sagte alles mit Hast, welches ich ihm verwies und oft auf Abbrechung drang." — Da August gegen Bucholtz geäußert hatte, „sein Vater liebe seit einiger Zeit ganz vorzüglich, wenn junge Männer sich ihm näherten, und da er von mir mit Interesse gesprochen, so würde ein Brief von mir ihm Freude machen"[4],

---

[1] August war zur Zeit 23, Bucholtz $23^1/_2$ Jahre alt.

[2] Evangelium Johannis 8, 58: „Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe denn Abraham ward, bin Ich."

[3] Gemeint ist Johann Wilhelm Mejer, Jurist, Schriftsteller, Lehrer an der Berg- und Forstschule in Klausthal (1789/1871), ein mit Goethe in brieflicher Verbindung stehender, von diesem geschätzter Mann.

[4] Bucholtz an seine Mutter, 19. Febr. 1814 (3, 7). Bei den „jungen Männern" ist vor allem an Sulpiz Boisserée zu denken, der, 27jährig, am 8. Mai 1810 brieflich seine Verbindung mit Goethe angeknüpft

schreibt Bucholtz an den Vater[1] und erhält als Antwort einen der gehaltvollsten, kennenswertesten Briefe Goethes, der, äußerst bezeichnend, wie er ist, sowohl für Goethes Anschauung über seine lieben Deutschen als auch für den Weltweisen selbst, gerade in unsrer Zeit nicht warm genug beherzigt werden kann. Goethe schreibt (3, 4; Briefe 24, 150):

Weimar, den 14. Februar 1814.

Unter die schönen Früchte, welche mir die Reise meines Sohnes gebracht, habe ich vorzüglich Ihren lieben und zutraulichen Brief zu rechnen, für welchen hiermit zu danken nicht ermangle. Da ein jeder mit oder wider Willen beschäftigt ist, sich den großen Ereignissen des Tages, wenigstens in Gedanken, gleichzustellen, so machte es mir viel Freude zu sehen, wie jüngere Männer sich dieser hoffnungsreichen Periode zubilden. Sowohl durch Ihren werthen Brief, als durch eine kleine Druckschrift[2], wird es mir

---

hatte. (Karl Ernst Schubarth trat, 22jährig, erst 1818 in persönliche Beziehung zu Goethe.)

[1] Dieser Brief (3, 3 erstmals veröffentlicht) ist zu lang, um hier wiedergegeben zu werden; an die Mutter schreibt Bucholtz über ihn (3, 7): „Der nackte Inhalt meines Briefes war, daß ich, nachdem ich erwähnt hatte, wie die großen Zeitbegebenheiten alle beschäftigten, den Krieger, den Staatsmann wie den Dichter, den vollendeten Meister wie den Anfänger, und wie jeder auf seine Weise reden dürfe über etwas, das alle ergreife, eine Ansicht der Zeit anführte, die mich seit einiger Zeit sehr beschäftiget hatte; daß mir nämlich scheine, die Summe der Zeit sei kein Gewinnen ganz neuer Ideen, sondern ein Wiederkehren, auf mehr kleinliche oder auf großartige Weise, zum Alten, Vortrefflichen und Echten in den Begriffen der Menschen, das, obwohl so alt als die Welt, doch seit der Erscheinung Christi und dem Auftreten der germanischen Nationen in vollendeterer Herrlichkeit geglänzt, jetzt aber eine große Prüfungszeit bestanden habe. 2 Dinge seien durch jene Männer, die die Bahn dieser Prüfung bezeichneten [im Brief an Goethe heißt es hier: „von Luther und Calvin bis auf Kant und Mirabeau"], gewonnen worden, einmal die Bewährung jenes Echten, und dann die Erkenntnis, daß das Ewige stets in verjüngter und harmonischer Gestalt dargestellt werden müsse, wenn die Welt dadurch beglückt werden sollte."

[2] Nicht, wie in den Lesarten der Weimarer Ausgabe 24, 358 angegeben, die (erst im Laufe des Jahres 1814 erschienene) Schrift ‚Unser

möglich, mich an Ihre Seite zu versetzen; ich glaube daraus Ihre Lage und Ihre Denkart erkannt zu haben; zu beiden wünsche ich Glück. Lassen Sie mich etwas von meinen Betrachtungen hinzusetzen.

Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Über einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bei uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sei es uns dagegen erlaubt zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in Einer Nacht den sämmtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben, und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden.

Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Übermuth rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben einander existiren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Noth genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Älteren mehr oder weniger fremd bleibt, so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht dem Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschichtschreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; jeder, der sich

Volk; ein Blick in Vergangenheit und Zukunft', sondern die Ende 1813 ohne Verfassernamen in Wien herausgegebene Flugschrift ‚Der Krieg des Jahres 1813, historisch beleuchtet'.

fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Facultäts- und Provinzial-Sinn, durch ein auf so manche Weise hin und wieder schwankendes Interesse, wird jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennen zu lernen.

Da nun dieses Mißverhältniß in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befreiten und wieder neu Auflebenden, nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegerische Thatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben: so muß der Conflict immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe; ich thue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische Lage, so wollen wir die obige Jeremiade[1] in Scherz- und Spaßlieder umwandeln.

Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche[2] die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Cultur, insofern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen

---

[1] Die Goethe auch in andern Briefen dieser Zeit anstimmt, so gegen Knebel (24. Nov. 1813): „Sage mir doch etwas Näheres von der Euklidischen Gemeinde! Sich von einander abzusondern ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon", und gegen Sara v. Grotthus (17. Febr. 1814, also 3 Tage nach obigem Brief an Bucholtz): „Möchten sie [die Deutschen], bei diesem Anlaß [dem Erscheinen des Werkes De l' Allemagne von Frau von Staël], ihre Selbstkenntniß erweitern und den zweiten großen Schritt thun ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen untereinander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, inwiefern dieses möglich sei, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten."

[2] Dichtung und Wahrheit, Teil III.

und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mittheilung und Überlieferung zu danken. Genauer als sonst werde ich die Tagesschriften, sie mögen sich hervorbringend oder beurtheilend beweisen, lesen und betrachten, und es sollte mir sehr angenehm sein, wenn diese Barometer des Zeitgeistes eine bessere Witterung andeuten, als ich mir erwarte.

Leben Sie recht wohl, und wachsen einer glücklichen Zeit und einer vollendeten Bildung entgegen, wie sie der jüngere Deutsche jetzt mehr als jemals hoffen kann.

Keinen höheren Wunsch wüßte hinzuzufügen.

Goethe.

Goethen in Frankfurt persönlich zu sprechen, fand Bucholtz erst im Oktober Gelegenheit, unmittelbar nachdem der Dichter von seinem Ausflug nach Heidelberg am 11. wieder in Frankfurt eingetroffen war, d. h. am 12., 13. und dann nochmals am 16. Oktober. Was Bucholtz über Goethes Gespräche bei diesen drei Begegnungen in seinem Tagebuch vermerkt, darf hier übergangen werden, da es in dem großen Sammelwerk ‚Goethes Gespräche' (2. Aufl. 5, 104/5[1]) gedruckt vorliegt. – Auch während Goethes zweitem Aufenthalt in der Heimat, im Sommer 1815, ist Bucholtz ihm wieder begegnet. Nachdem er den Dichter am 23. Juli in Wiesbaden gesucht, aber nicht mehr vorgefunden hatte (Goethe befand sich auf einem Ausflug ins Lahntal, nach Coblenz und Cöln), traf er am 6. August und dann nochmals am 26. mit ihm zusammen. Leider sind über diese beiden Begegnungen Tagebuchaufzeichnungen, wie es scheint, nicht vorhanden; so müssen wir uns mit den überaus spärlichen Angaben begnügen, die Bucholtz in Briefen an seine Schwester macht. Am 10. August schreibt er ihr (3, 15):

Ich sah in Wiesbaden Goethe. Er war recht gütig und freundlich, und hatte wie auch das vorige Jahr schon nichts mehr von diesem Weggewendeten, Scheuen, Fremden, das das erste Mal, als ich ihn sah, in seinem schönen Ge-

---

[1] Hier ist nach Schmitz-Kallenbergs Neudruck (3, 12) zu lesen S. 104 Z. 5 v. u.: „ein oder anderes Gemälde", S. 105 Z. 2: „dies" (statt „das"), und Z. 9 ist nach „gehobenen" einzufügen: „Gottesdienst den 18. Oktober zu Frankfurt und tiefes Räsonnement darüber".

sichte anfangs oder abwechselnd spielte[1]. — Er war mit Baron Stein[2] in Cöln gewesen. — Er und Baron Hügel sehen sich oft und haben sich gern. Ausgezeichnete Menschen begegnen sich immer in vielfachem Betracht. Auch Hügel ist durchaus eigentümlich, er gehört sich selbst völlig an, und es [ist] die eigne lebhafte Kraft seines Geistes wirksam bei jedem Gedanken, jeder Erzählung etc. Goethe hat sich sehr über die unveranlaßte Auszeichnung des Geistes gefreuet, deren Zeichen ihm Hügel eingehändigt hat[3].

Sodann berichtet Bucholtz unterm 28. August (3, 15):

Goethe besuchte ich vorgestern auf dem Landhaus des Herrn Geheimrats Willemer, wo er wohnt. Einmal hat er hier gespeiset[4]. Er sieht sehr wohl aus und ist recht liebenswürdig. Er achtet Baron Hügel sehr. Der Österreichische Orden hat ihm viel Freude gemacht.

Nach 1815 ist Goethe nicht wieder in seiner Vaterstadt gewesen. Ein ausführlicher Brief an ihn vom 24. Mai 1818, in dem Bucholtz, anknüpfend an Goethes Schreiben vom 14. Februar 1814, seine „Theorie über den allgemeinen Gang der Zeit" umständlich und schwerfällig darlegt, scheint unbeantwortet ge-

---

[1] Vgl. S. 208.

[2] Dem preußischen Staatsminister Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein.

[3] Goethe an seinen Sohn, Wiesbaden, 20. Juli 1815: „Als ich nun Mittwoch, den 19., mich früh abzufahren bereitete, trat Herr v. Hügel bei mir herein, mir gratulirend, daß mir von Kaiserlicher Majestät die Würde eines Commandeurs des Leopoldsorden erteilt worden. Meine Verwunderung war groß. Nun fuhr ich mit Herrn v. Hügel auf den Johannisberg. Nach vollbrachter Übergabe [des Berges an den Kaiser von Österreich], vor Tafel, wünschten mir die sämtlichen Beamten Glück, unter allerlei Scherzen und Bezügen. Wie denn unter den Österreichern großes Wohlwollen gegen mich ist"; und am 3. August, ebenfalls an seinen Sohn: „Gestern erhielt ich durch Herrn v. Hügel, nebst sehr ehrenvollem Schreiben des Fürsten Metternich, die Decoration eines Commandeurs des Leopoldsordens."

[4] Bei Herrn v. Hügel, am 24. August (s. Goethes Tagebuch).

blieben zu sein; eine nochmalige persönliche Begegnung hat nicht stattgefunden.

Die Dürftigkeit von Bucholtzens Mitteilungen über sein letztes Zusammensein mit Goethe, das Nichtvorhandensein von Tagebuchaufzeichnungen, endlich und vor allem das Fehlen seines Namens in Goethes gleichzeitigem Tagebuch lassen darauf schließen, daß der „geistreiche, liebenswürdige Sonderling" damals ganz in den Hintergrund von Goethes Anteilnahme gerückt war. Die Schuld hieran dürfen wir in Bucholtz selbst suchen, der über seine damalige Geistesverfassung in einem Briefe bekennt (3, 16 Anm. 1), daß ihn „ein nicht hinlänglich befriedigter Wissenstrieb, eine etwas einsiedlerische Trägheit und eine gewisse Unfruchtbarkeit, ja Leblosigkeit des Geistes für gewisse Seiten des gesellschaftlichen Umganges daran hinderten, das zur vollen Zufriedenheit nötige, richtige Verhältnis mit Menschen zu gewinnen". „Vielleicht", setzt er wunderlich treuherzig hinzu, „vielleicht wäre es jetzt gut für mich, den Goethe zu lesen."

Aus Weimars schweren Tagen

Zwei Briefe Fernows an Böttiger aus den Jahren 1806 und 1807

Mitgeteilt von Wolfgang Stammler

Weimar, d. 26. Okt. 1806.

Werthester Freund!

Ohne Zweifel haben Sie von Ihres geliebten Weimars traurigen Schicksalen, schon im Allgemeinen gehört u. gelesen; u. Sie werden dadurch um so begieriger geworden sein, auch im Besonderen etwas Näheres zu erfahren, besonders in Betreff derer, die Ihnen unter den Weimaranern näher angehen; ich will Ihnen also wenigstens Einiges erzälen, so viel die Umstände erlauben. Zuvörderst aber bitte ich Sie, sich unseres Gespräches auf dem Wege von Dresden nach Plauen zu erinnern, wenn es nicht schon früher geschehen ist. Was ich Ihnen dort, ohne profetischen Geist, vorhersagte, ist früher u schrecklicher, als ich selbst glaubte, in Erfüllung gegangen; ich kante meine Leute u. war auf alles gefaßt, u. so bin [ich] drum auch für meine Person, den Verlust meiner Wäsche u. einiger anderen Habseligkeiten abgerechnet, noch ganz leidlich weggekommen, so gar ohne Furcht u. Angst, was doch unter solchen Umständen keine Kleinigkeit ist. Vater Wielands Haus ist in den ersten Momenten glücklich verschont geblieben; hernach bekam er eine Salvegarde ins Haus; so auch Göthe, der indessen die Last einiger kostbaaren Einquartierungen, die aber auf der andern Seite auch wieder interessant gewesen, tragen müssen. Die Marschäle Lannes u. Augerau, u. der Pariser Kunst-

freund de Non wohnten nacheinander bei ihm. Weiland ist, wie ich höre ziemlich scharf mitgenommen worden, auch mein Reisegefährt, Freund Riedel, der alle seine schöne Wäsche u. all sein schönes Silberzeug verloren hat. Keiner aber ist übler weggekommen als der alte gute Rath Kraus, der zum Theil persönlich gemißhandelt worden, und alle seine fahrende Habe verloren hat; überdies sind seine meisten Gemälde u. Kunstsachen ruinirt worden. Er ist vor Schreck u. Mißhandlung krank u. halb entseelt ins Schloß geflüchtet. Bertuchs Haus blieb durch die Einquartirung eines franz. Generals unangetastet. Unsere verehrte Herzogin Amalie, von der ich Ihnen zuerst hätte melden sollen, war anfangs entschlossen in Weimar zu bleiben, doch ließ sie sich durch das Zureden anderer besonders des H. v. Einsiedels bewegen noch früh am 14[t] am Morgen der Schlacht von hier abzureisen, und mit ihr unsere Prinzessin Carolina. Sie sind noch glücklich durchgekommen und sollen sich nach Cassel begeben haben, u. wie ich höre, werden sie in diesen Tagen wieder sicher zurückkehren. Sie hätten besser gethan hier zu bleiben, u. lieber die Schrecknisse weniger Stunden, als die Unruhe mehrerer Tage auszuhalten. Im Palais waren indessen verschiedene franz. Generals einquartirt, u. noch jetzt wohnen einige Ingenieurs daselbst welche den Plan des Schlachtfeldes u. eine Charte der ganzen Gegend anfertigen. Der Brand in der Nähe des Schlosses, der anfangs heftig war u. uns mehr beunruhigte u. erschreckte, als die Plünderung, begann in dem Augenblicke, wo die Franzosen in die Stadt drangen. Es brante 3 Tage, weil fast niemand löschte; zum Glücke aber war gänzliche Windstille u. es branten nur 6 oder 7 Häuser ab, unter denen auch das des Juden Uhlemann befindlich ist. Sie wissen nun den Ort des Brandes. Die Regierende Herzogin ist ihrem Entschlusse, pflichtgemäß auf ihrem

Posten zu bleiben und Weimar nicht zu verlassen, heldenmüthig treu geblieben, u. hat dadurch algemein Liebe u. Bewunderung erregt; auch können wir sie unter diesen Umständen als den Schuzengel Weimars preisen; denn Sie hat das Schloß u. die Stadt gerettet, welche sonst dem Untergange preisgegeben waren. Der franz. Kaiser hat 2 Tage lang im Schlosse in den Zimmern der Grosfürstin logirt, und ich habe den Gewaltigen in ziemlicher Nähe mit schaudernder Bewunderung gesehen. Jetzt sind wir wieder ziemlich ruhig, nur noch öfters von den immer durchziehenden Truppen, von den Verwundeten u Gefangenen inkommodirt, welche in den Bürgerhäusern liegen müssen. Die Verwundeten liegen in dem neuen Gasthofe Alexanders Hof genannt am Schweinmarkte; es werden deren täglich hunderte weiter transportirt nach Erfurth, wo das Hauptlazareth ist, aber täglich kommen wieder so viel neue an deren Stelle. Gefangene Preussen werden hier fast tägl in großer Anzahl durchgebracht. In Jena war der Sturm dieses Kriegswetters einen Tag früher, u. hat dort fast noch wilder gewüthet, gegen 20 Häuser sind abgebrant in der Johannis u Leutragasse. Griesbachs Haus ist unversehrt geblieben; auch Frommann u. Knebel sind glücklich verschont worden, durch ein gütiges Schicksal u. durch baldige Einquartirung vornehmer Offiziers. Der hiesige Park hat in der Gegend des Römischen Hauses ziemlich gelitten von den in der Gegend bivouakirenden Truppen. Das römische Haus ist gleichfalls geplündert u. manches darin zerstört worden. Unser Freund Meyer hat so wie sein Schwiegervater v. Koppenfels beträchtlich gelitten. Erster hat zufällig ein Portefeuille seiner besten Zeichnungen die er wohl auf 1000 Rthl schätzen kann, eingebüsst. Göthe hat sich in diesen bedenklichen Zeiten mit seiner alten Freundin heimlich trauen lassen, u. die bis-

herige Demoiselle Vulpius ist jezt Frau Geheimeräthin. Sie ist also wahrscheinlich die einzige, die in dieser allgemeinen Noth ihren Schnitt gemacht hat. — Sie werden dem Anscheine nach in Dresden nicht besonders beunruhigt werden, u. können den Ausgang der Dinge dort wenn nicht ruhig, doch als Zuschauer in Frieden abwarten.

Addio! Ihr

treuergebenster

F.

Weimar d. 3. May 1807.

Allmählig, werthester Freund, erholen wir uns wieder von dem schmerzlichen Schlage der uns getroffen hat, und die Überlegung tritt wieder in ihre alten Gerechtsame ein. Ich habe für mein Theil den allgemeinen Verlust redlich mit beweint, und ich glaube ich habe ihn tiefer und reiner von eigenen Rücksichten, als so manche anderen, die Ihr auch nahe waren, empfunden. Ein solcher Fall ist ein guter Probierstein des Gefühls, und ich freue mich, bey dieser Gelegenheit an mir wahrgenommen zu haben, daß reiferes Alter und die abstumpfenden Ungeheuerlichkeiten der Zeit, in der wir leben, mein Gefühl weniger verhärtet und verschwielt haben als ich fürchtete. Jezt kann ich mich schon wieder des Andenkens der unvergeßlichen Fürstin freuen, und mich durch die Erinnerungen der vielen angenehmen Stunden u. Augenblicke zerstreuen, die ich in diesen lezten drey Jahren in ihrem Kreise mitgenossen habe; ich habe wenigstens den Untergang der Sonne noch mit angesehen, die über Weimar einen so schönen Tag verbreitet hat, und diese Erinnerungen werden mir heilig seyn.

Daß allen, die bey dem Ableben der Herzogin sich in ihrem Dienste befunden, ihr Gehalt gesichert worden sey, wußten wir schon vorläufig in den ersten Tagen, u. später=

hin ward es uns auf der Regierung förmlich bekannt gemacht, mit der Klausel Ihres lezten Willens aber, daß wir uns zu anderweitiger Anstellung bereit finden lassen, und indessen diesen Gehalt als Wartegeld genießen sollen. Bei mir wollte man diese Wartezeit so kurz als möglich machen. Schon der Herzog selbst hatte in den ersten Tagen nach dem Tode seiner Mutter geäußert, ich würde nun wohl wieder nach Jena hinübergehen wollen, und er würde nichts dagegen haben; ich sagte dem, der mir dies mittheilte, daß es mit dem wollen ein Irthum sey, und bat ihn, gelegentlich den Herzog auf eine gute Art zu versichern, daß mir dergleichen nicht in den Sinn gekommen sey. Was sollte ich auch in Jena? leeren Bänken oder doch wenigstens leeren Köpfen von schönen Sachen, die ich nicht vorzeigen kann, vorpredigen und hungerleiden? ich hoffte man würde dies einsehen, und nicht so grausam seyn von obiger Klausel diese mir so nachtheilige Anwendung zu machen. Aber die Herren glauben ihre Pflicht sey nur auf ihren Vortheil zu sehen, und sich um das Individuum wenig zu kümmern. Vor acht Tagen erhielt ich ein Schreiben von Herrn Hofrath Eichstädt, der mich aus Auftrag der Universität feierlich einlud jezt mein altes Verhältniß in Jena wieder aufzunehmen u. bald zur Gemeinschaft so würdiger Collegen zurückzukehren die sich meiner Gegenwart höchlich erfreuen würden u. s. w. Dieser Brief war in ein Billet des Geh. Rath Vogt eingeschlossen, welcher nun seines Theils auch nicht ermangelte mir die Annehmlichkeiten und Reize Jena's mit süßen Worten zu schildern, u. mir am Ende vertraulich zu eröffnen, daß der Wunsch der Akademie nicht nur der seinige sey, sondern daß er in dem seinigen zugleich auch den des Herzogs mit ausgesprochen habe. Wobei denn auch ein Vielleicht von möglicher Verbesserung u. Erleichterung eines dortigen

Aufenthalts so verloren hingeworfen war. Dabey hatte Vogt mir aufgegeben, dieser Angelegenheit wegen baldigst mit dem Geh. R. Göthe zu sprechen. Mein erster Entschluß, den ich im Augenblicke nach Lesung dieser tröstlichen Depeschen faßte, war: „du gehst nicht nach Jena, lieber entsagst du der Pension, wenn du sie nur unter dieser Bedingung genießen sollst." Die Aufgabe war nun blos, diesen festen Entschluß auf die erträglichste Art und wo möglich in der Güte durchzusetzen. Daß mir Göthe zur Rücksprache angewiesen ward, ließ mir noch einige Hoffnung übrig, eine bedeutende oder vielmehr die entscheidende Stimme für mich zu gewinnen, u. ich konte darauf um so sicherer hoffen, da ich nicht nur Beweise habe, daß Göthe mir persönlich wohl will, sondern da ich auch weiß, daß er sich für meine Ausgabe der Winkelmannischen Werke lebhaft interessirt. Dieß war also eine Aussicht zu glücklicher Beilegung der Sache nach meinen Wünschen, die mich denn auch nicht getäuscht hat. Ich ging also getrostes Muthes zu Göthe, mit dem Vorsatze ihm, wenn ich ihn irgend geneigt fände meinen Vorstellungen u. Gründen Gehör zu geben, alle meine Bedenken und Wünsche offen mitzutheilen, und ihn um seine Verwendung zu bitten. Alles ging nach meinen besten Hofnungen von statten. Ich ging einen Abend wärend der Komödie zu Göthe, da er aber gerade nicht wohl war, so sah ich ihn nicht u. wurde am andern Morgen zu Tische geladen. Er war so wie ich es wünschen konte, heiter ruhig u. milde; als wir nach Tische allein waren, rückte ich mit meiner Angelegenheit hervor u. theilte ihm die erhaltenen Depeschen mit, und sagte ihm was ich über diese mir widerwärtige Versetzung denke u. wünsche. Er war nicht nur völlig meiner Meinung, sondern sagte mir auch, er werde die Sache übernehmen und zu meiner Zufriedenheit beendigen. Wie

ich ihn so günstig gestimmt sah, erweiterte ich auch mein Herz ein wenig, und ging mehr in das einzelne der Umstände ein, welche mir diese Versetzung verhasst u. den Aufenthalt in Weimar wünschenswerth machten. Besonders war, wie natürlich u. billig die Ausgabe der Winkelmannischen Schriften, die ich in Jena überhaupt nicht, am wenigsten unter den alle meine Zeit erfodernden Zubereitungen zur akademischen Laufbahn, würde zu Stande bringen können, das Hauptmoment worauf ich mich stützte, u. welches auch Göthe für den Punkt hielt, von dem man ausgehen müsse, um die Sache für jezt völlig abzuwenden. Er erkennet meine Versetzung nach Jena, unter den jetzigen Umständen der Universität, für eben so zweckwidrig, u. hält es für nützlicher daß ich mein litterarisches Leben noch eine Zeitlang in Weimar fortsetze. Wie sehr sich G. für diese Sache interessirt beweiset die Schnelligkeit womit er sie betrieben hat, denn schon am andern Morgen frühe hatte er sein ausführliches Gutachten über diese Sache zur Mittheilung an Vogt u. den Herzog aufgesetzt und darin mit einer ganz besonderen Bündigkeit gezeigt, wie viel zweckmäßiger es für den litterarischen Ruf Weimars sey, daß ich hier bleibe u. eine Arbeit ausführe, von der schon lange sein Wunsch gewesen daß sie von Weimar ausgehen möge, u. wo sich vielleicht Zeit und Umstände nicht wieder so gut zusammenfinden möchten, wenn sie jezt nicht zu Stande käme. „Es wäre doch traurig, so schließt die vier Seiten lange Schrift, „wenn der Tod der verewigten Herzogin Amalia, der so manches Gute gestört hat, auch noch die Ausführung eines Werks verhindern solte, dessen Erscheinung aus ihrer näheren Umgebung Sie, wenn Sie länger gelebt hätte, mit großem Vergnügen aufgenommen hätte.“ Gern hätte ich diese Schrift, die für mich durchgehends schmeichelhaft und ehrenvoll war, als ein Docu-

ment von Göthes günstiger Gesinnung für mich, copirt, aber er sandte sie mir blos zum Durchlesen und der Bediente wartete. Jezt wird hoffentlich in ein paar Jahren so lange die Herausgabe Winkelm's. dauert, von meiner Versetzung nach Jena nicht wieder die Rede seyn, und Zeit gewonnen, alles gewonnen; in zwey Jahren kann sich mancherley ereignen. Göthe'n bin ich großen Dank schuldig, daß er mich aus dieser Verlegenheit gerettet hat, und ich bin nun zwiefach froh, daß ich wenigstens für eine Zeitlang ungestört mein litterarisches Leben fortsetzen kann. Obenstehendes bitte ich Sie, außer unserm Freunde Kügelgen, keinem andern Menschen mitzutheilen; ich habe Ihnen die Sache ausführlich erzählt, weil ich weiß, daß Sie an meinen Schicksalen Theil nehmen.

Hat Frommann Ihnen in Leipzig das Inferno oder den ersten Theil meiner Ausgabe mitgetheilt? wo nicht, so bitte ich es mir gelegentlich zu melden, und ich werde Sorge tragen, daß Sie es erhalten. Der zweyte Theil ist auch bald fertig, und der Druck des dritten seit wenigen Tagen begonnen.

An Buchhändler Walther werde ich in kurzem das Manuscript des ersten Theils von W's Schriften überschicken. Wenn es Ihnen recht is, so bitte ich Walther daß er es Ihnen vorher zur Ansicht mittheile.

An Hartknoch werde ich in diesen Tagen schreiben. Was für dummes Zeug hat Hr. Semler neulich über die Hieroglyphen-Decorazion in der Eleganten geschrieben! Daß Freund Meyer Hofrath geworden werden Sie gelesen haben. Morgen oder Übermorgen wird der Herzogin Bibliothek zur großen Bibliothek abgeliefert.

Ihr Fernow.

Die vorstehend veröffentlichten Briefe Karl Ludwig Fernows an Karl August Böttiger verwahrt das Kestner-Museum zu Hannover in seiner Handschriften-Abteilung.

1. Der Brief ergänzt die bereits vorliegenden Berichte über die Plünderung Weimars durch die Franzosen nach der Niederlage von Jena; vgl. Adele Schopenhauer: C. L. Fernows Leben (Leipzig 1810) S. 305 ff.; Keil: Goethe, Weimar und Jena in den Jahren 1806 (Leipzig 1882); Urlichs: Charlotte von Schiller 1, 498 f.; Goethe-Jahrbuch 2, 423 f. 3, 431 f. 4, 330 f. 27, 118 ff.; Stunden mit Goethe 2, 199 ff. 290 f. 3, 59 ff. 123 ff.; Friedrich Schulze: Weimar in den Freiheitskriegen (3 Bände, Leipzig 1913). Weitere Erläuterungen erscheinen mir überflüssig; höchstens ist daran zu erinnern, daß Kraus, der Direktor der Weimarer Zeichenschule, an den ausgestandenen Ängsten und Mißhandlungen am 5. November 1806 starb. — Mit „unserem Freund Meyer" ist natürlich Heinrich Meyer gemeint. — Was das Schreiben aber besonders interessant macht, ist der Umstand, daß wir hier die Mitteilungen vor uns haben, auf denen der Goethe betreffende und verletzende Passus in der ‚Allgemeinen Zeitung' vom 24. November 1806 beruht, wie die Notizen über Falk und Vulpius ebenda vom 18. Dezember auf Fernows Brief am 6. November 1806 (Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 279; L. Gerhardt: Karl Ludwig Fernow, Leipzig 1910, S. 180 ff.) sich gründen. Fernows Satz: „Sie ist also wahrscheinlich die einzige, die in dieser allgemeinen Noth ihren Schnitt gemacht hat" kehrt dem Sinne nach wörtlich in der ‚Allgemeinen Zeitung' wieder, wo es heißt: „so zog sie allein einen Treffer, während viele tausend Nieten fielen" (vgl. Suphan: Goethe-Jahrbuch 16, 16/20; dazu Goethes Gespräche[2] 1, 461/2). Wir haben damit also den von Ludwig Geiger (Zeitschrift f. vergl. Lit.-Gesch. 11, 205/7) vermißten Brief Fernows hier vor uns, welcher das im Briefe vom 6. November angeführte „kurze Lebenszeichen" darstellt. Meines Erachtens unterliegt es übrigens keinem Zweifel, daß die Artikel in der ‚Allgemeinen Zeitung' vom „Magister Ubique" herrührten, der erfreut war, sein Mütchen an ihm verhaßten Weimaranern kühlen zu können.

2. von dem schmerzlichen Schlage: der am 10. April erfolgte Tod der Herzogin Mutter Anna Amalia. — in ihrem Dienste: Fernow war als Bibliothekar der Herzogin Mutter von Jena, wo er über Kunstgeschichte und Ästhetik an der Universität Vorlesungen gehalten hatte, nach Weimar berufen worden. —

Eichstädt: Professor der klassischen Philologie in Jena. — Ausgabe der Winkelmannischen Werke: Die von Goethe geförderte Edition: ‚Winckelmanns Werke. Herausgegeben in neun Bänden von C. L. Fernow, H. Meyer, J. Schulze, C. G. Siebelis. Dresden 1808—20‘. — Ich ging einen Abend usw.: Nach Goethes Tagebuch (3, 207) war Fernow am 30. April bei Goethe zu Tisch, an diesem Tage fand also die erwähnte Unterredung statt. Am 29. April war Goethe abends im Theater. — sein ausführliches Gutachten: Goethes Schreiben an Geh. Rat Voigt vom 1. Mai siehe Briefe 19, 316/9. (Vgl. im Tagebuch vom 1. Mai: „Promemoria an Geh. Rat Voigt, Fernow betreffend“, 3, 207.) Goethe hat dann offenbar, wie er es schon in dem persönlichen Begleitbrief an Voigt (Briefe 19, 315/6) wünschte, die Angelegenheit mündlich mit Voigt in dem von Fernow gewünschten Sinne geregelt und ihm am 3. Mai davon Mitteilung gemacht, wo Fernow nach Tische bei ihm war (Tagebuch 3, 207). Am Nachmittage dieses 3. Mai schrieb dann Fernow sofort obenstehenden Brief an Böttiger. — Kügelgen: der Dresdener Maler Gerhard von Kügelgen (1772/1820), der verschiedene Goethe-Bildnisse anfertigte. — meiner Ausgabe: La divina Commedia di Dante Alighieri, elattamente copiata dalla editione romana del P. Lombardi. S'aggiungono le varie lezioni, le dichiarazioni necessarie e la vita dell'autore nuovamente compendiata da C. L. Fernow. (3 Bände, Jena 1807.) — Walther: Verleger in Dresden. — Hartknoch: Verleger in Riga. — Hieroglyphen-Decorazion: Christian August Semler, der, als gelehrter Schriftsteller in Dresden lebend, seit 1800 daselbst Sekretär an der Königl. Öffentlichen Bibliothek war, hatte in der Zeitschrift für die elegante Welt vom 20. und 21. April 1807 Nr. 63/4 einen Aufsatz veröffentlicht mit der Überschrift ‚Sollten wir nicht die Hieroglyphen wieder einführen?‘ Als selbständiges Werk waren schon 1806 von ihm erschienen ‚Ideen zu allegorischen Zimmerverzierungen‘. — Meyer Hofrath: Diesen Titel hatte Heinrich Meyer jetzt gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Direktor der Freien Zeichenschule erhalten.

Goethe im Briefwechsel zweier Freunde

(Bernhard Rudolf Abeken und Johann Diederich Gries)

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

In einer „Geschichte der Goethe-Verehrung und Goethe-Forschung" (die wohl einmal wird geschrieben werden) müßte einer der ersten und anziehendsten Abschnitte die Überschrift tragen: Bernhard Rudolf Abeken (1780—1866). Zart empfindend, feinsinnig, ohne geistreich zu sein, begeistert für alles Schöne und Große von frühester Jugend an, wohlvertraut mit dem Besten der alten wie der neueren Literatur, als Schulmann während eines halben Jahrhunderts in seiner Vaterstadt Osnabrück segensreich wirkend und hochgeschätzt, festwurzelnd in dem durch Justus Möser geheiligten Boden seiner Heimat, so hat Abeken, beglückt durch eine in jedem Sinne liebenswerte Gattin, still und bescheiden sein durch und durch edles Leben geführt und 86jährig beschlossen.

Den eigensten Glanz aber, die tiefste Weihe hat dieses Leben empfangen durch Goethe. Von den Tagen an, da er als Knabe den ‚Werther' verschlang, hat Abeken sich, von Jahr zu Jahr in steigendem Maße, erst dem liebevollen Genuß, dann aber der planmäßigen Erforschung von Goethes Werken und Leben gewidmet. Und so war er wo nicht der Erste, so doch der Edelsten einer, die in früher Zeit bewußt und erfolgreich für die Lösung der hohen Aufgabe gearbeitet haben, die Zweck und Ziel der Goethe-Gesellschaft ist.

Als Student 1799—1802 in Jena, gerade während der Glanzzeit dieser Universität, in Goethes und Schillers unmittelbarer Nähe, 1808—1810 in Weimar als Hauslehrer von Schillers Söhnen,

1812 durch seine Verheiratung mit Christiane v. Wurmb, einer nahen Verwandten des v. Lengefeldschen Hauses in Rudolstadt, noch enger der Familie Schillers verbunden, sieht er sich sodann für immer dem Heiligtum weit entrückt, das Weimar-Jena ihm geworden; doch Tag für Tag wendet er fortan Herz und Gedanken nach Osten, verfolgt mit liebevoller Aufmerksamkeit das Schaffen des Meisters, dem er sein Dasein gewidmet, tief beglückt und befruchtet durch die Wahrnehmung, daß Goethe ihn schätzt, seine kritischen Veröffentlichungen billigt. Und so versenkt auch der Alternde sich mit immer neuer, jugendlicher Lust in die Schönheit von Goethes Werken, in die Tiefe seiner Gedanken. Nicht als ob die Liebe ihn blind gemacht hätte gegen Mängel und Schwächen; weist man ihn auf diese hin, so deutet er, ohne sie zu leugnen, heiter auf die Flecken der Sonne, die uns nicht hindern, Licht und Wärme der Gottheit dankerfüllt zu genießen.

Und als dann die Sonne seines Lebens untergegangen, den leiblichen Augen entrückt war, da sammelt er die eingesogenen Strahlen im Spiegel seines Geistes und läßt sie leuchten über die verworrene, ganz anders geartete Gegenwart; alle wichtigen Erscheinungen der nun üppig aufsprießenden Goethe-Literatur durchforscht er emsig, bemüht sich, ein treuer Diener seines Herrn, um die Bekanntmachung des Gehaltvollen und läßt endlich als Greis, fünf Jahre vor seinem Tode, sein umfangreichstes Werk erscheinen: ‚Goethe in den Jahren 1771—1775‘, eine gemütvolle, auf gründlicher Durchforschung der Quellen beruhende, für jene Zeit höchst beachtenswerte Darstellung des „jungen“ Goethe, die auch heute noch gelesen zu werden verdient. Zur Veröffentlichung seines langgehegten Lieblingsbuches ist Abeken selbst nicht mehr gekommen, es sollte heißen ‚Goethe in meinem Leben‘[1]; aber bis über das biblische Alter hinaus wird der Goethe-Fromme nicht müde,

[1] Erst 1904 ist das Buch von Adolf Heuermann in Osnabrück veröffentlicht worden (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger); die Lektüre dieses Werkes kann nicht dringend genug empfohlen werden.

in seinem Tagebuch Gedanken, Erinnerungen, Betrachtungen niederzuschreiben, die alle, „kreisend wie das Sterngewölbe, Anfang und Ende immerfort dasselbe", das heilige Glanzgestirn der Mitte umschweben, die Sonne seines Sittentags. Was Wieland, begeistert, von sich sagte, als er Goethen zuerst gesehen hatte: seine Seele sei voll von ihm wie der Tautropfen vom Sonnenlicht, das gilt von Abeken erst recht; als Wahlspruch könnte man über sein Leben die Strophe Platens ‚An Goethe' setzen:

Dein Name steht zu jeder Frist
Statt eines heiligen Symboles
Auf Allem, was mein eigen ist,
Weil du mir Stern des Dichterpoles,
Weil du mir Schacht des Lebens bist.

*

Abekens Studentenjahre waren so recht in die Blütezeit der bogenlangen freundschaftlichen Briefwechsel gefallen; er selbst war ein fleißiger Briefschreiber, dringendes Bedürfnis war es ihm, mit den Universitätgenossen und Freunden, die er sich in Jena, Berlin, Weimar und Rudolstadt fürs Leben gewonnen hatte, dauernd in regem Gedankenaustausch zu bleiben. So mußte es ihm denn ein wahrer Schmerz sein, nachdem er das geliebte Thüringer Land verlassen, nicht einen dieser Freunde in Weimar wohnen zu wissen, der den nach Mitteilungen über Goethe allzeit Durstigen aus erster Quelle hätte erquicken können.

Karl Solger, der geistig bedeutendste dieser Freunde, hatte seinen Wirkungskreis fern von Weimar und Jena gefunden. Heinrich Voß, der Sohn des Homer-Verdeutschers, jahrelang Abekens Hauptkorrespondent, war dem Vater schon 1806 nach Heidelberg gefolgt; dort geriet er, weich und bestimmbar, wie er war, zu seinem Schaden mehr und mehr in den Bann des derbkräftigen, eigenwillig-einseitigen Alten, wandelte sich bald ganz in dessen Sprachrohr um und verfiel zu Abekens Kummer jener echt

holsteinischen (oder, wie Knebel wortspielend sagte, holz-steini schen) „Vossität", die Goethen, bei aller Wertschätzung der Vosse und ihrer Leistungen, höchst unerfreulich war. Heinrichs Goethe-Nachrichten waren daher parteiisch getrübt, überdies sprang seine Begeisterung von Schiller und Goethe behend über zu Jean Paul, Fouqué, Öhlenschläger und anderen, immer wechselnd; und so mußte, als ein früher Tod ihn 1822 hinwegnahm, Abeken zwar den Verlust eines lieben, im Grunde ganz lauteren Freundes beklagen, als Goethe-Korrespondent aber war Voß für ihn kaum noch in Betracht gekommen. Für einen dritten Genossen, den männlichen, selbständigen Franz Passow, 1807/10 als Heinrich Vossens Nachfolger Lehrer am Gymnasium in Weimar, machte die weite Entfernung seines Wohnorts (erst Jenkau, dann Breslau) die Übermittlung frischer Botschaft unmöglich.

Zum größten Glück nun für Abeken war in Jena, am andern Ende der „großen Stadt", doch noch ein vierter Freund seßhaft geblieben; das war der Hamburger Johann Diederich Gries, der sein Leben der Verdeutschung der großen Dichter romanischer Zunge gewidmet hatte. Auf seiner behaglich, ja für Jenaer Verhältnisse geradezu üppig eingerichteten Junggesellenbude, umgeben von einer ausgesucht reichhaltigen Büchersammlung, ein mächtiges Stück Hamburger Rauchfleisch und andere heimatliche Leckerbissen neben dem summenden Teekessel, saß der kleine treufleißige Mann und feilte unablässig an den Stanzen Tassos und Ariosts, oder, zur besonderen Freude Goethes, an der Übersetzung von Calderons Dramen. Geistreich, anmutig im Umgang, beliebt wegen seines trefflichen Klavierspiels, kam er mit fast allen hervorragenden literarischen Persönlichkeiten in Berührung, die sich für längere Zeit oder nur vorübergehend in Jena aufhielten. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch, 1795–1840, von kleineren Reisen und einem dreijährigen Aufenthalt in Stuttgart (1824/7) abgesehen, trieb er so an der Saale kühlem Strande sein Wesen; sehr eingezogen zwar, sowohl wegen gichtischer Leiden, als besonders in-

folge seiner mit den Jahren zunehmenden Harthörigkeit, die den persönlichen Verkehr mit ihm beschwerlich machte. Trotz alledem kam Gries ab und zu nach Weimar, wenn er auch hier wie in Jena geradezu vermied, öfters mit Goethe zusammenzutreffen, um diesen durch seine Schwerhörigkeit nicht zu belästigen; doch vernahm er über Goethe meist sehr bald alles Wichtige, sei es durch seine nächsten Jenaer Freunde: die Familie von Goethes Verleger Frommann, nebst den beiden Schwestern der trefflichen Johanna Frommann: Frau Sophie Bohn und Demoiselle Betty Wesselhöft, sei es durch Schillers Witwe und deren Schwester Caroline v. Wolzogen, sei es durch Johanna Schopenhauer, Riemer oder den Kanzler v. Müller. Gries jedenfalls war am besten in der Lage, dem fernen westfälischen Freund über alle Goethen betreffende Dinge aus guter Quelle zu berichten, und er tat es getreulich, wenn auch auf seine Weise, während eines Menschenalters und darüber.

Abeken und Gries lernten sich 1799 in Jena kennen. Was die beiden von Anfang an verband, was sie zu wirklichen Freunden machte, trotz großer Verschiedenheit der Charaktere (wobei die durchaus versöhnliche, grundliebenswürdige Natur Abekens gelegentlich eintretende Risse und Spannungen liebevoll auszugleichen eilte), das war, im Verein mit der allgemeinen Anziehungskraft lauterer Seelen aufeinander, ein starkes gemeinsames Interesse: die andauernde Beschäftigung mit der italienischen und spanischen Dichtung. Wer die allmählige Entstehung der von Goethe so hoch geschätzten Calderon-Übersetzung Griesens verfolgen wollte, für den wären seine Briefe an Abeken die reichste Quelle; ständig berichtet Gries dem Freunde über den Fortgang der mühevollen Arbeit, legt Fragen über schwierige Stellen vor, weil er weiß, daß Abeken sie jederzeit mit Sachkenntnis und Ausführlichkeit beantworten werde; und ähnlich verhält es sich mit Griesens Übertragungen des Ariost, Tasso, Bojardo und Fortiguerra. Abeken seinerseits erfreut sich gleich lebhafter Förderung durch den Freund bei den Vorarbeiten für sein Werk über Dante. Geradezu unent-

behrlich aber sind ihm seine Briefe als ein „Manna" in der „literarischen Wüste", worin er, nach seinem eigenen Ausdruck, in Osnabrück schmachtet: Goethe wird sehr bald in diesem Briefwechsel zum „stehenden Artikel". Auch Gries war ein genauer Kenner, ein aufrichtiger, feinsinniger Bewunderer der in Goethes Werken blühenden Schönheit; aber in die der Anbetung sich nähernde Verehrung Abekens für Goethe konnte er dem Freunde nicht folgen; sie reizt ihn geradezu zu Neckereien, ja zum Spott, und keineswegs immer wird Abeken die Briefe des Freundes mit reiner Freude gelesen haben. Bei den oft hypochondrischen Äußerungen des kritisch gestimmten Junggesellen, des auf größere Anerkennung seiner Leistungen, zumal von Seiten Goethes, rechnenden Einsiedlers mag Abeken sich wohl bisweilen der Gestalt des haberechtischen Griesgrams in ‚Paläophron und Neoterpe' erinnert haben. Gerade diese häufigen Meinungsverschiedenheiten aber beleben den Briefwechsel beider über Goethe in hohem Grade; gewiß haben sie auch dazu beigetragen, das Band der Freundschaft immer fester zu schlingen. Denn, mochten beide Männer in Einzelnheiten auch noch so abweichende Ansichten haben, eines, das Wertvollste, war ihnen gemeinsam: die Begeisterung, die genährt wurde durch das unablässige Studium der Werke und des Lebens unserer großen Dichter. Und gewiß, wenn Goethe in einem seiner Sprüche sagt: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt", so gilt das nicht nur von der politischen, die Goethe hier, etwa an Plutarch denkend, meint sondern ebenso von der Geschichte des Menschengeistes, der Menschenseele, wie sie in den Werken der Dichter und Denker aufgezeichnet ist.

Vor langen Jahren, als ich zuerst mit Abeken und seinen näheren Freunden bekannt wurde, damals ward mir alsbald klar, daß aus diesem kleinen Kreise begeisterter Goethe- und Schiller-Verehrer noch manches möchte zu gewinnen sein für die Belebung unsrer Er-

kenntnis der klassischen Zeit Weimar-Jenas. Ich machte mich an die Ausarbeitung des Büchleins ,Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß' (das 1896 in Reclams Universal-Bibliothek erschienen ist), und der Beifall, den das kleine Werk erfreulicher Weise gefunden hat, mußte mich in meiner Überzeugung bestärken. Inzwischen war mir ein bedeutender Teil von Abekens handschriftlichem Nachlaß durch die Güte seines damaligen Besitzers, des Schulrats Adolf Heuermann in Osnabrück, eines Großneffen Abekens, zugänglich geworden. Dieser Nachlaß befindet sich jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv, als Stiftung von Heuermanns Witwe, der ich die Erlaubnis zu seiner wissenschaftlichen Verwertung verdanke.[1] Was sich an Mitteilungen von allgemeinem Interesse über Goethe in Abekens Briefen an Gries findet (es sind 203 Schreiben aus der Zeit vom 5. Mai 1809 bis zum 28. Dezember 1841), gedenke ich, verschränkt mit den entsprechenden Stellen in Griesens Antworten, in einem selbständigen Werke ,Goethe im Briefwechsel zweier Freunde' zu veröffentlichen. Die Briefe von Gries an Abeken (183 zum Teil sehr ausführliche Schreiben aus der Zeit vom 10. Oktober 1809 bis zum 8. Januar 1842) sind im Besitz der Königl. Öffentlichen Bibliothek zu Dresden; für die mir schon vor Jahren gewährte Erlaubnis zur Benutzung bin ich der Bibliothek-Leitung zu besonderem Danke verpflichtet. Als wesentliche Ergänzung dürfen, mit dankenswerter Genehmigung des Goethe- und Schiller-Archivs, in diesem Buch auch die Briefe der beiden Freunde an Goethe mitgeteilt werden.[2]

*

[1] Vgl. Die Grenzboten, 20. Dezember 1911 Nr. 51 S. 572.

[2] Im Hinblick auf das in einiger Zeit erscheinende Werk habe ich geglaubt bei den folgenden Auszügen auf die Beigabe von Erläuterungen verzichten zu dürfen. Ganz Unentbehrliches ist in [ ] im Text eingeschaltet. — Abeken schrieb regelmäßig „Göthe" statt „Goethe", ließ sich auch durch Griesens Tadel und Hinweis auf die durch Goethe selbst geheiligte Schreibung oe statt ö von seiner Gewohnheit nicht abbringen.

Gries; Jena, 22. Juli 1816. — Daß Goethes Frau zu Anfang des Junius gestorben ist, haben Sie vielleicht schon gehört. Sie hat zuletzt schrecklich gelitten (an epileptischen Zufällen), und die Krankheit hatte vielleicht noch mehr als der Tod auf Goethe eine sehr nachtheilige Wirkung. Er lag mehrere Tage zu Bette, und man befürchtete eine sehr ernstliche Krankheit. Indessen hat er sich schnell genug wieder erholt; er kam bald wieder herüber, und an einem der wenigen guten Tage dieses regenvollen Sommers traf ich ihn mit Meyer in Zwätzen, wo er sogar den ziemlich hohen Berg (auf dem das Häuschen steht) erstieg und sich lange an der Aussicht ergötzte. Sie wissen, daß ich nie zu ihm gehe, und auch am dritten Ort mit ihm zu reden vermeide, weil ich einmal weiß, daß ihm das Lautsprechen beschwerlich ist. Hier aber rief er mich zu sich; ich mußte mich neben ihn setzen, und nun sprach er länger als eine halbe Stunde ohne Unterbrechung über den Calderon, und besonders über den ‚Magus'. Nie aber in meinem Leben habe ich mein unseliges Gehör so verflucht, als an diesem Tage. Denn obwohl er beim Anfang einer Periode gewöhnlich die Stimme erhob, so vergaß er es doch bald wieder, und das Ende ward mir unvernehmlich. Ich hatte genug aufzupassen, um die nöthigen Zwischenreden schicklich einzufügen und seine Fragen leidlich zu beantworten. Ich wollte, Sie hätten neben ihm gesessen und mir hernach alles wieder erzählt. Doch vernahm ich große Lobeserhebungen, die mich nicht wenig beschämten; auch wiederholte er ausdrücklich die Versicherung, daß er öffentlich etwas über meinen Calderon sagen wolle, was er hernach auch Knebeln wiederholt hat. Ich fürchte nur, daß seine Reise ihn daran verhindern wird; denn er reist in diesen Tagen (oder ist vielleicht schon abgereist) mit Meyer nach Baden in der Markgrafschaft, wodurch uns wenigstens die Hoff-

nung entsteht, daß wir nächstes Jahr etwas über Kunst und Alterthum am Oberrhein vernehmen werden.

Übrigens kann ich Ihnen noch zur Beruhigung sagen, daß Goethe sehr wohl und heiter war, und auch in seinem äußern Ansehn bei weitem kräftiger und lebendiger, als bei seiner Anwesenheit im Mai, wo theils die langwierige Krankheit seiner Frau, theils das ewige Regenwetter ihn sehr danieder drückten. Damals fürchtete ich wirklich sehr für ihn, zumal da Knebel mir sagte, daß er in vertraulichen Gesprächen einen gewaltigen Lebensüberdruß geäußert habe. Vielleicht werden Sie in den Zeitungen gelesen haben, daß Goethe gesonnen sei, Weimar zu verlassen und den Überrest seines Lebens in Frankfurt zuzubringen. Wie diese Nachricht in die Zeitungen gekommen ist, begreife ich nicht; aber wahr ist es, daß er das Drückende seiner Lage in Weimar und am Hofe mehr als jemals empfindet, und auch wohl gegen Knebel den Wunsch nach einer Veränderung geäußert hat. (Was ich Ihnen von dergleichen Äußerungen gegen Knebel schreibe, bleibt natürlich ganz unter uns.) Gewiß könnte eine solche Veränderung seiner doch immer unfreien Verhältnisse sehr zur Erheiterung seines Alters dienen, wenn er auch nicht eben Frankfurt zum Wohnort wählen würde. Aber er selbst sieht ein, daß daran eben jetzt gar nicht zu denken ist, da der Herzog ihm erst vor kurzem 2000 Rthlr. Zulage und seinem Sohn ein Gehalt von 800 Rthlr. gegeben hat.

Gries; Jena, 5. Mai 1817. — Meinen Zwiespalt mit Knebel habe ich Ihnen erzählt. . . . Sein unaufhörliches Schimpfen auf die Deutschen und ihr Herabsetzen gegen andre Nationen machte mir seine Gesellschaft längst zuwider. Selbst Goethe (bei dem Knebel mich verklagt hatte) hat zu den Schwestern [Sophie Bohn, geb. Wesselhöft, und Betty Wesselhöft; ebenso S. 244 u. ö.] gesagt, er könne

mir nicht verdenken, daß ich böse geworden, wenn ich auch dem Alter etwas hätte nachsehen sollen. Aber Knebel mißbraucht das privilegium senectutis etwas zu arg.

... Goethe kommt dießmal oft zu Frommanns. Ich habe ihn mehrmals dort gesprochen oder vielmehr nur gesehen; denn seine Worte verstehe ich jetzt weniger als jemals, weil ihm die meisten Vorderzähne fehlen. Sie können sich daher vorstellen, in welcher Verlegenheit ich war, da er mir eine Visitenkarte schickte und ich mich nun genöthigt sah, ihm einen Besuch zu machen, was ich sonst nie thue. Glücklicherweise fand ich ihn sehr beschäftigt und konnte mich nach fünf Minuten mit Anstand zurückziehen. Aber ist es nicht ein Jammer, daß ich nun den Mann gleichsam fliehen muß, dessen Worte ich gern mit Gold aufwiegen möchte? — Goethe hat, wie die Freunde mir erzählen, sehr oft und mit großem Lobe vom Calderon gesprochen. Daß er etwas darüber schreiben wird, glaube ich nicht mehr. Er hat zu Frommann gesagt, vor Ihrer Recension [der ‚Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Übersetzt von J. D. Gries', in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur] würde ihm dieß ein Leichtes gewesen sein, jetzt sei es eine Arbeit. Gewiß das beste Lob, das Sie sich wünschen können. — Die Anekdote von der Zanksucht seiner Schwiegertochter wird hier und in Weimar für eine reine Dichtung erklärt. Sie soll, nach der Aussage aller ihrer Bekannten, ein sehr gutmüthiges, sanftes Kind sein. Aber wahr ist, daß er seinem etwas phlegmatischen Sohne scherzhaft gedroht hat, wenn er Ottilien nicht recht warm halte, so wolle er (der Vater) ihr so die Cour machen, daß ihm (dem Sohne) Hören und Sehen vergehen solle. Und ich glaube, er könnte es.

Gries; Jena, 18. Januar 1819. — ... Während des dreiwöchentlichen Aufenthalts der alten Kaiserin von Ruß-

land hat er [Goethe] sich nach Berka zurückgezogen, und die Majestät nur einmal besucht. Dagegen hat er einen vortrefflichen Maskenzug angegeben, wovon Sie das Programm in No. 308 des Morgenblatts finden werden. Ein Gedicht von mehr als 80 Stanzen, das dazu gehört, ist noch nicht gedruckt worden, nur die Kaiserin hat eine Abschrift bekommen. Es soll aber besonders erscheinen. ... Eine Anekdote: Goethe ließ sich noch am letzten Tage bei der Kaiserin melden, um Abschied zu nehmen, kam aber nicht, sondern ließ sich entschuldigen. Als dieß der Kaiserin gemeldet wird, wendet sie sich zum Großherzog und sagt: „Nun, es freut mich doch, daß ich Goethe wenigstens Einmal gesprochen habe, und daß er gegen mich so freundlich und huldreich sich bezeigt hat.“ Da der Großherzog lächelt, fährt sie sehr ernsthaft fort: „Ich sage dieß nicht ohne Absicht; denn gewiß muß jeder es für eine Huld erkennen, wenn Goethe gegen ihn freundlich ist.“ Das ist doch hübsch von der alten Majestät! Übrigens hat sie Goethen eine Dose mit ihrem Bildniß geschenkt, die 4000 Rthlr. werth sein soll.

Gries; Jena, 24. Juni 1820. — Daß die ‚Albaneserin‘ [von Adolf Müllner] Goethes besondern Schutz genossen, ist vollkommen unwahr. ... Frommann sagte mir, daß er Goethen dieses Gerücht erzählt habe, worauf dieser bloß erwidert: er würde, wenn er noch Schauspielintendant wäre, allerdings dieses Stück gegeben haben; denn durch etwas vollkommen Abgeschmacktes würden die Schauspieler doch einmal genöthigt, aus sich selbst herauszugehen. Auch soll das Stück wirklich in Weimar sehr gut gegeben worden sein, doch ohne Beifall. — Goethe war, bei meiner Rückkehr, schon in Karlsbald; seit 4 Wochen ist er aber wieder hier. Krank ist er nicht, aber er ist allerdings, im Äußern, auffallend alt geworden und scheint denn doch sehr abzu-

brechen. In dem neuen Heft von ‚Kunst und Alterthum,' [Band 2 Heft 3], das zu Michaelis erscheint, werden Sie mehrere Gedichte von ihm finden, unter andern eine wunderherrliche Ballade [„Herein, o du Guter!"], die ich in Berlin bei Zelter sah, der sie bereits komponirt hat.

Zur Vergeltung für die schöne Wundergeschichte muß ich Ihnen doch melden, daß kürzlich eine süddeutsche Zeitung Goethes ‚Westöstlichen Divan' in einen westfälischen umgetauft hat. Nun wundert es mich nicht, daß Sie, als Landsmann, für dieses Werk so sehr eingenommen sind.

Gries; Jena, 24. Februar (und 30. März/4. April) 1823. — Wenn Unlust zum Schreiben eine gültige Entschuldigung des Nichtschreibens wäre, so würde kein Mensch heute besser entschuldigt sein, als ich. Und doch muß ich Ihnen schreiben, lieber Abeken, nicht mit frohem, sondern mit recht traurigem Herzen. Aber ich halte es für meine Pflicht, lieber selbst der Trauerbote zu sein, wie schwer es mir auch wird, als dieses Geschäft den schonungslosen Zeitungen zu überlassen.

Nach diesem Eingange wird es Ihnen nicht mehr zweifelhaft sein, welche Botschaft ich Ihnen zu melden habe. Ja, mein theurer Freund, wir alle, Deutschland, die Welt, haben einen Verlust erlitten, der, wenn nicht für alle Zeiten, doch gewiß für die jetzige unersetzlich ist.

Giebt es dabei einen Trost, so ist es dieser, daß Er nicht lange gelitten hat. Erst vorgestern, am Sonnabend, hörte ich die erste Nachricht, daß Goethe bedenklich krank sei, und schon gestern, am 23., Nachmittags um 5 Uhr, hat sein Geist diese Welt verlassen. Sein Geist sage ich? Nein, den soll kein Tod uns rauben!

Ich war zufällig, wie das im Winter wohl geschieht, die vorige ganze Woche nicht aus dem Hause gegangen und hatte

auch niemand gesprochen. Am Sonnabend besuchte ich die Schwestern und erfuhr von diesen, daß vor wenig Tagen (ob am Mittewoch oder Freitag, weiß ich nicht gewiß) die Nachricht von Weimar gekommen sei, Goethe liege an einer Herzentzündung gefährlich krank. Ich lief sogleich zu Frommann, aber dieser wußte nichts Näheres. Andre Nachrichten behaupteten, es sei bloß eine starke Erkältung, die er sich an einem milden Tage der vorhergehenden Woche in seinem Garten zugezogen habe. Er hatte während der strengen Kälte das kleine Cabinett neben seinem Wohnzimmer gar nicht verlassen, in demselben gewohnt und geschlafen, und sich dabei recht wohl befunden. Was mich einigermaßen beruhigte, war der Umstand, daß kein hiesiger Arzt nach Weimar gerufen ward, was in bedenklichen Fällen sonst immer geschieht. — Gestern Abend (Sonntag) war der gewöhnliche Klub auf der ‚Rose'. Um 11 Uhr verbreitete sich die Nachricht, Goethe sei gestorben; Ziegesars Hofmeister habe die Nachricht von Weimar mitgebracht. Die Bestürzung war allgemein. Nach allen Umständen ließ es sich nicht mehr bezweifeln, und doch hoffte ich noch. Allein diesen Morgen sandte Frommann mir die traurige Bestätigung. Nicht eine Herzentzündung, sondern eine Verhärtung des pericardium (pericarditis) ist wahrscheinlich die nächste Veranlassung seines Todes. Sein ordentlicher Arzt war Rehbein (der ja wohl zu Ihrer Zeit noch hier studirte). Zu diesem hatte er großes Zutrauen; doch ist auch Huschke zugerufen worden. Von Stark soll er nicht viel gehalten haben; wollte Gott, er hätte Kieser rufen lassen! Der Großherzog soll untröstlich sein; aber wer ist es nicht?

Nachmittag. Hier noch einige nähere Umstände, die ich soeben von Knebel erfahren habe. — Goethe hat, wie ich Ihnen sagte, die strenge Kälte recht gut überstanden und auch hernach, bis auf die letzten Tage, sich wohl befunden.

Vorigen Dienstag (den 18.) sind Riemer und Meyer bei ihm zum Besuch. Er wandelt mit ihnen im Gespräch das Zimmer auf und ab, bei anscheinend vollkommenem Wohlsein. Auf einmal bleibt er stehen und sagt ungefähr diese Worte: „Meine Freunde, es ist mit mir vorbei. Ich fühle etwas in mir, das ich sonst nicht gefühlt habe. Die morsche Hülle kann den Geist nicht mehr tragen; sie bricht zusammen.“ Die beiden, höchst bestürzt über diese Worte des Mannes, der gesund und kräftig vor ihnen steht, suchen ihm diese Vorstellung auszureden. Er bleibt dabei. Am folgenden Tage (Mittwoch) mußte er sich niederlegen und verfiel sehr bald in einen Zustand völliger Besinnungslosigkeit, in ein dumpfes Hinbrüten ohne Schlaf. So lag er bis zum Sonnabend. Am Abend dieses Tages schrieb Riemer an Knebel, Goethe habe sich seit dem Morgen merklich gebessert; Besinnung und Kräfte seien zurückgekehrt; er habe mehrere Stunden ruhig geschlafen, und es sei alle Hoffnung vorhanden, daß er den kritischen fünften Tag (den Sonntag) glücklich überstehen werde. Diesen Brief erhielt Knebel am Sonntag Morgen. Am Abend desselben Tages traf die Todesbotschaft ein. Seine Frau verhehlte sie ihm bis heute früh. Anfangs soll er ganz außer sich gewesen sein. Um Mittag war er ziemlich gefaßt, doch sehr traurig. Gott gebe, daß der gute Alte dem jüngeren Freunde nicht zu bald nachfolge!

Noch eine sonderbare Thatsache: In Knebels Hause lebt seit vielen Jahren ein gewisser Dr. Weller als Hausfreund oder Gesellschafter. Vielleicht erinnern Sie sich noch, ihn dort gesehen zu haben. Er ist jetzt bei der hiesigen Bibliothek angestellt, deren neue Anordnung er, unter Goethes Anleitung, mit besorgt hat. Goethe pflegte ihn überhaupt zu mancherlei Geschäften zu gebrauchen, auch wohl als Secretär, wenn er sich in Jena längere Zeit aufhielt. Die

sem Weller träumt in der Nacht vom Dienstag auf den Mittewoch (also ehe irgend eine Nachricht von Goethes Krankheit hieher kommen konnte), Goethe stehe vor ihm, strecke die Hand gegen ihn aus und sage deutlich und bestimmt: „Am Sonntage werde ich sterben."

[30. März.] ... obwohl ziemlich unzufrieden mit Ihrer späten Antwort, konnte ich's doch nicht über's Herz bringen, Ihnen die (Gott Lob falsche) Nachricht von Goethes Tode durch die Zeitungen melden zu lassen. Der Brief war beinahe fertig, als ich glücklicher Weise erfuhr, die Unglückskunde sei wenigstens zweifelhaft. Also sandte ich ihn nicht ab und ersparte Ihnen so einen Schrecken, den wir hier reichlich empfunden haben.

Es ist wirklich seltsam, daß man hier, so nahe bei Weimar, fast 24 Stunden lang in der festen Überzeugung war, Goethe sei gestorben. Erst am Montag Abend fing man an zu zweifeln, weil die öffentlichen Behörden keine amtliche Anzeige erhalten hatten. Am Dienstag Morgen kam die gewisse Nachricht, er lebe noch; dann folgte die Hoffnung, dann die Gewißheit der Herstellung. Und jetzt ist der Herrliche so wohl, wie man es nur verlangen kann. Er hat schon wieder Manuscript eingesandt und läßt an ‚Kunst und Alterthum' fleißig fortdrucken. Frommann, der ihn vorgestern gesehen, versichert, er sei im Äußern wenig oder gar nicht verändert. Auch spricht er schon vom Herüberkommen und will so bald als möglich nach Marienbad reisen, um dort den ganzen Sommer zu bleiben.

Im Grunde ist wohl die ganze Sache viel Lärmen um Nichts gewesen. Die Ärzte scheinen die Natur der Krankheit ganz verkannt zu haben; vermuthlich war gar keine Herzentzündung vorhanden, sondern bloß eine hartnäckige Verstopfung. Das einfachste Mittel hat die Entscheidung her-

beigeführt. Als nemlich Rehbein den Kranken in den letzten Zügen glaubte (am Sonntage), entschloß er sich, ihm ein Klystier geben zu lassen, bloß um ihm eine augenblickliche Erleichterung zu verschaffen. Als dieses seine Wirkung gethan, fühlte Rehbein ihm an den Puls, und erschrak (nach seiner eigenen Aussage), denn der Puls ging wie eines völlig Gesunden. Von diesem Augenblick an ging die Besserung mit Riesenschritten vorwärts. Man sieht also, Molière hat wohl Recht, wenn er „clysterium donare“ für das erste aller Heilmittel erklärt. Man muß sich das doch merken, für ähnliche Fälle.

Abeken; Osnabrück, 9./11. April 1823. — Die Nachricht von Göthes schwerer Krankheit erhielt ich am 1. März durch die Bremer Zeitung, und zwar so, daß mir sehr wenig Hoffnung blieb, die in den nachfolgenden Tagen durch weitere Berichte auch in anderen Zeitungen noch immer mehr geschmälert wurde. Wie oft bin ich da in unsern Klub, in den ich sonst sehr selten gehe, gelaufen, um Nachrichten aus öffentlichen Blättern aufzufinden! wie habe ich die Datums verglichen! wie auf Briefe von Ihnen gehofft! Gottlob! daß die Sorge noch so bald gehoben wurde! . . .

Die Zeit des Februars, in der Göthe so krank war, scheint eine ihm feindselige Periode zu sein. In meinen Briefen von H. Voß finde ich zweimal böse und schwere Krankheiten des Mannes aus dieser Zeit aufgeführt; der eine ist vom 24. Februar 1804, der aber schon die Hoffnung der Genesung ausspricht[1]. Da mag es hart hergegangen sein, denn es heißt darin: Stark (der alte) habe am Freitag erklärt, wenn Göthe den Sonntag erlebe, so habe er Hoffnung. — Dieser Brief hat mich einmal auf eine eigne

[1] Vielmehr 1805; vgl. Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß S. 70/2.

Weise berührt. Im Jahre 1809 wurde zum ersten Mal der ‚24. Februar' von Werner in Weimar, wo ich damals wohnte, aufgeführt, und zwar an dem Tage, nach welchem er benannt ist. Das Stück, welches vortrefflich gegeben wurde (von Haide und den Wolffs), that eine höchst schauerliche Wirkung; im eigentlichsten Sinne schüttelte mich ein Grauen während der Vorstellung; dies verließ mich auch zu Haus nicht, da ich mich mit Frau von Schiller zu Tisch setzte; es ward zufällig ein gebratnes Huhn aufgetragen (Sie wissen, daß ein solches in jenem Stücke eine bedeutende Rolle spielt); und wir beide riefen einstimmig: „Vom Huhn da ess' ich nicht!" — Als ich auf mein einsames Stübchen komme, greife ich, um mich zu erheitern, nach Vossens Briefen, was ich in ähnlichen Stimmungen öfter that; und das erste, was mir in die Augen fällt, ist jener Brief vom 24. Februar der Göthes tödtliche Krankheit und des armen Voß Herzensangst schildert. — Das war doch genug zur Feier des abscheulichen Tages. — Lassen Sie sich übrigens nicht Angst einflößen vor dem nächsten 24. Februar. Sie sehen aus dem Beispiel des Dr. Weller, das Sie anführen, wie wenig der liebe Gott sich um unsre irdischen Calender bekümmert.

Ist denn das wahr, was ich in mehreren Zeitungen las, Göthe habe gegen den Willen der Ärzte in der Krankheit Champagner getrunken und sich darnach besser befunden? Er sei sich in seinen Phantasieen als Admiral der griechischen Flotte vorgekommen und habe tüchtig Feuer auf die Türkischen Schiffe geschleudert?

Gries; Jena, 2. November 1823. — Er [Goethe] kam gegen Michaelis von seiner Badereise zurück und blieb einige Tage hier. Er schien sich sehr wohl zu befinden, kam mir aber älter vor, als vor der Reise; freilich sah ich ihn dießmal nur bei Licht. Im Innern aber scheint er nicht gealtert

zu haben, denn die hundertzüngige Fama erzählt, er habe sich in Marienbad förmlich — verliebt, und zwar in ein junges 17jähriges Mädchen, eine Fräulein von Levetzow, die ein wahres Wunder von Schönheit sein soll. In Weimar geht man so weit, zu behaupten, er werde sie heurathen; aber das wäre doch gar zu toll. So viel scheint indessen gewiß, daß das Mädchen mit ihrer Mutter den Winter in Weimar zubringen wird. Die schöne Welt in Weimar hält sich um so mehr über diese Liebschaft auf, da die cara mamma nicht eben in dem besten Rufe steht; sie soll die anerkannte Freundin eines reichen Böhmischen Grafen sein. Und wie das Geklatsche immer weiter geht, so sagt man schon, Ottilie (Goethes Schwiegertochter) reise nach Berlin, um ihrer künftigen Schwiegermutter aus dem Wege zu gehn. Die Reise ist zwar gewiß, aber schwerlich der Grund. Gott wird unsern Heros doch vor einer so ungeheuern Lächerlichkeit bewahren!

Abeken; Osnabrück, 19./22. November 1823. — Aber was in aller Welt berichten Sie mir da von unserm alten Herrn! Daß er sich noch verlieben kann, ist mir lieb; das wußte ich auch schon, seit ich die Gedichte an Suleika gelesen; daß er heirathen werde, glaube ich eben so wenig, als Sie. Jene Lieder konnte keiner dichten, der nicht noch liebefähig war, und ich freue mich, daß der Alte es noch ist. „Man verdachte einem bejahrten Manne", heißt es in den ‚Wahlverwandtschaften', „daß er sich um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, sagte er, jung zu bleiben, und das will doch jedermann."

Gries; Jena, 2. Januar 1824. — Die Heurathsgedanken werden dem alten Herrn wohl vergangen sein, wenn er sie jemals gehabt hat. Vermuthlich haben Sie schon durch die

Zeitungen erfahren, daß er gegen Ende November wiederum recht gefährlich krank gewesen ist. Es war sein gewöhnlicher Zufall, der aber dießmal die Ärzte besorgter machte, weil er zu ganz ungewöhnlicher Zeit eintrat. Der Februar ist Goethes mensis fatalis, und der 24. ist noch nicht vorüber. Für jetzt aber ist er völlig hergestellt und arbeitet wie gewöhnlich. Als Goethe am schlimmsten war, kam Zelter nach Weimar und erschrak nicht wenig; denn er war in Holland gewesen und wußte nichts von der Krankheit. Gewiß hat die Gegenwart dieses trefflichen Freundes, den Goethe unter allen Lebenden wohl am meisten und vielleicht allein liebt, zu seiner Herstellung das Beste beigetragen. An häuslicher Aufheiterung mag es ihm sonst wohl ziemlich fehlen. August kann dem Vater doch nur wenig sein, und Ottilie hat von ihrer Namensschwester nichts, als eben den Namen. (Sie ist eben jetzt nach Berlin gereist, bloß um sich im Carneval zu amüsiren; denn die Familie Levetzow ist gar nicht nach Weimar gekommen.)

Eine junge Polin, Szymanowska, wunderschön, höchst anmuthig und vielleicht die erste Klavierspielerin unsrer Zeit, kam im November nach Weimar. Goethe, noch immer ein eifriger Verehrer alles Schönen, machte sich viel mit ihr zu thun, sah sie oft bei sich, ließ sich von ihr vorspielen usw. Dieser Anstrengung schreibt man die Veranlassung der Krankheit zu; wenigstens soll sein ehemaliger Diener (jetzt hiesiger Bauinspector), der durch Goethes Biographie unsterblich gewordene Paul Götze, der sich die alten Kammerdienerrechte zu bewahren gewußt hat, bei dem ersten Unwohlsein zu ihm gesagt haben: „Ja, Ihr Excellenz, Polnisch geht es jetzt nicht mehr mit uns."

Zelter blieb mehrere Wochen in Weimar, kam aber während der Zeit zweimal herüber. Er ist noch immer der alte; kräftig, heiter, derb, geistreich, in jeder Hinsicht ein höchst

ausgezeichneter Mensch. Als Goethe in der Besserung war, schrieb Zelter an Betty Wesselhöft, Goethe habe ein Liebesgedicht gemacht, voll von Gluth, Blut, Muth und Wuth, herrlicher als eins seiner Jugendgedichte. Dieses habe er (Zelter) ihm dreimal hinter einander vorlesen müssen. Endlich habe Goethe gesagt: „Ihr lest gut, alter Herr!" — „Das war ganz natürlich", fügt Zelter hinzu; „aber der alte Narr wußte nicht, daß ich dabei an meine eigene Liebste gedacht hatte." — Das sind doch noch ein paar alte Herren, wie sie sein sollen! Zelter ist ungefähr 10 Jahre jünger als Goethe.

Gries; Stuttgart, 11. Februar 1825. — . . . was sagen Sie zu der seltsamen diplomatischen Note, die Goethe über sein Verhältniß mit Byron erlassen hat und die auch in den ‚Gesprächen' abgedruckt worden?[1] Nie hat mich etwas so lebhaft an den seligen Regensburger Heiligenrömischenreichsdeutschernations-Styl erinnert. Wie ist es möglich, daß Goethe eine solche Blöße geben konnte? die auch schon von Widersachern und Gleichgültigen trefflich benutzt worden.

. . . Von Goethe kann ich Ihnen dießmal wirklich etwas melden, und zwar recht Erfreuliches. Am besten, ich schreibe Ihnen wörtlich ab, was Frommanns letzter Brief enthält: „In Weimar waren wir am 20. December bei Goethe, und ich hatte bei ihm ein höchst erfreuliches und belehrendes Stündchen. Er war sehr heiter und gemüthlich, und sprach

[1] Der Aufsatz ‚Goethes Beitrag zum Andenken Lord Byrons' (Werke 42 (1), 100) war erschienen zuerst im ‚Journal of the conversations of Lord Byron, By Thomas Medwin', London 1824, S. 291/5 (deutsch), S. 278/84 (englisch); dann im Morgenblatt Nr. 239 vom 5. Okt. 1824 und in der bei Cotta in Stuttgart herausgekommenen deutschen Übersetzung des Medwinscher Werkes ‚Gespräche mit Lord Byron. Aus dem Englischen. 1824', S. 333/9; endlich in den beiden zu Paris erschienenen Ausgaben von 1824 2, 104/9, und 1825 2, 201/8.

besonders über seine jetzige Arbeit, die Herausgabe des Briefwechsels zwischen ihm und Schiller, wozu Frau von Schiller alle Briefe Goethes hergegeben, so daß es gewissermaßen ein gemeinschaftliches Unternehmen wird, 3 Bände in groß 8. Viel höchst Interessantes (auch als Zwischenrede von Goethe) wird dieses Werk enthalten über eine Periode unsrer Litteratur, die einzig ist und bleibt. ‚Mich freut es', sagte Goethe, ‚daß ich dieß noch ausführen konnte, daß auch Sie und andre theilnehmende Freunde sich jener einzigen Zeit noch einmal erfreuen können.' Und dann wieder: ‚Wie viel gehaltreicher, tiefer sind Schillers Briefe, als die meinigen!' — Kurz, ich möchte jedes Wort niedergeschrieben haben. Fast eine Stunde sprach er so, höchst geistreich, lebendig und offen. Er ist überhaupt diesen Winter, zwar zurückgezogen, aber sehr wohl, heiter und fleißig, oft bis 10 Uhr Abends. . . ."

Nun, lieber Abeken, das sind doch erfreuliche Nachrichten? Ich kann es kaum erwarten, bis ich dieses Werk in Händen haben werde.

Abeken; Osnabrück, 7./16. October 1825. — Fräulein Betty [Wesselhöft] will etwas mehr von Göthes Friederike wissen? — So will ich denn mittheilen, was ich habe. Eine Mamsell Fuchs in Kreuznach sollte bei der Taufe von Abrahams [des jüngeren Bruders von Heinrich Voß, Lehrers am Gymnasium in Kreuznach] jüngstem Kinde meine Mitgevatterin sein. Als solche ward sie mir in Vossens Hause vorgestellt, und ich hielt es für meine Schuldigkeit, ihr einen Besuch zu machen. Sie ist eine Elsasserin, und hält eine Schule für die Töchter der Honoratioren Kreuznachs. Mit ihr lebt ihre über 70 Jahre alte Mutter, die fast taub ist, aber von einer interessanten Gesichtsbildung und einem lebhaften, doch gehaltenen und anspruchslosen Wesen, das

mir gefiel. Wir, Abraham und ich, wurden sehr freundlich aufgenommen. Die Alte nahm Theil am Gespräch, wobei die Tochter die Dolmetscherin machte. Ich erkundigte mich nach Straßburg, nach der Umgegend, dem Orte, wo die Frauen zu Haus waren; und so kam ich auf das durch Göthes Leben bekannte Sesenheim. Da war die Mutter und die Tochter wie zu Hause, und beide hatten jene Pfarrerfamilie oft besucht. Ich fragte, ob die Liebenswürdigkeit Friederikens zur Wahrheit oder Dichtung gehöre? — Da brach der Strom los. Die Alte hatte das jüngere Mädchen genau gekannt, und wußte nun nicht genug von dessen Anmuth zu rühmen. Auch die Tochter erinnerte sich jener Zeit; sie ist schon in den Fünfzigern. Beider Erzählungen weiß ich nicht mehr genau zu unterscheiden; sie halfen einander ein. So vernahm ich unter anderm Folgendes: „Da sitz' ich einmal an Tisch mit der Frau Pfarr von Sesenheim, die Friederike besorgt die Kinder, die zu Gast sind; die Älteren und andre Fremde sind in der Stube neben an. Nun seh' ich, wie die Friederike aus einer Schüssel Hühnerfricassée die besten Bissen aussucht, die Leberchen, die Bruststückchen u. s. w. Ich sprech': Frau Base, was ist mit der Friederike? Die ist sonst so demüthig, und nun nimmt sie das Beste vom Essen. — Ach, spricht sie, laßt sie nur. Das ist nicht für sie; schaun Sie in die andre Stube, da sitzt ein junger Herr; zu dem werden die Leberchen schon den Weg finden. — Ich schaue hin, und sehe da einen jungen schmucken Student sitzen. Der kriegt' auch Alles." — Das war Göthe. Und nun erzählte die Alte weiter, wie Friederike an diesem gehangen, wie sie nach seinem Abschied habe mehrere Parthien thun können; wie sie nie gewollt, und bis an ihren Tod Göthes Porträt in ihrer Schlafstube gehabt habe; wie sie überall geliebt sei; wo ein Kranker von der Bekanntschaft in der Stadt oder der Umgegend gewesen, da habe er nach Friederikens Pflege

verlangt. Kinder und Alte, jedermann habe sie lieb gehabt und geehrt. Gestorben sei sie etwa vor 12 Jahren, in Liebe für Andre sich selbst vergessend. — Auf Göthe war die Erzählerin übrigens nicht böse. „Man weiß ja, wie's mit den Herrn Studenten geht; und er konnte damals nicht heirathen." — Hätte ich nur noch mehr behalten von dem, was die Frauen erzählten! Es hat mich übrigens recht traurig gestimmt.

Dies, lieber Gries, für Sie und die Schwestern. Es giebt Leute, die so etwas gern in die Journale brächten; und das hasse ich wie den Tod.

Gries; Stuttgart, 11. November 1826. — Boisserée, der im Anfang des Sommers lange bei Goethe war, erzählte mir, dieser sei auf den rasenden Einfall gekommen, die sämmtlichen Privilegien aller 39 Bundesstaaten der neuen Ausgabe seiner Werke in extenso vordrucken zu lassen (wie man in alten Zeiten die testimonia auctorum vordruckte). Vergebens habe er (Boisserée) alles aufgeboten, um ihn von diesem tollen Gedanken abzubringen; Goethe sei fest entschlossen, und seine Augendiener und Speichellecker, Riemer, Eckermann und Consorten, bestärken ihn noch darin. Über diese Umgebung führte Boisserée überhaupt bittere Klagen. Diese Leute sind es, die den schwachen Alten zu so unwürdigem Benehmen verführen. Sie laden eine schwere Verantwortung auf sich.

Abeken; Osnabrück, 4./22. November 1826. — Unser stehender Artikel war seit einiger Zeit nicht so erfreulich, wie er mir sonst jederzeit war. Lassen Sie uns bedenken, lieber Gries, was wir immerfort noch an Göthe haben, und wie höchst erfreulich es ist, den Greis noch immer in Thätigkeit zu wissen, und beschäftigt, der Welt eine Gabe zu hinter-

lassen, wie sie uns Deutschen keiner gab, und vielleicht keiner wieder geben wird. Möge doch auch er menschlicher Schwäche seinen Tribut bringen! Und was sind diese Schwächen gegen das Große, das wir in Göthe besitzen! Ist doch auch das so höchst ehrenwert, daß er in dieser dämmernden, dunkelnden Zeit immerfort die Sache des Lichts, der Wahrheit aufrecht erhält.

---

33. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1917/18)

Mit Rücksicht auf die durch den Krieg verursachten Schwierigkeiten hat 1917 von der Abhaltung einer Jahresversammlung Abstand genommen werden müssen. Indes war es möglich, die regelmäßigen Veröffentlichungen fortzusetzen. Vom Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft ist 1917 Band 4, herausgegeben von Professor Dr. H. G. Gräf, und von den „Schriften" Band 32 „Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer", 1. Band, herausgegeben von Professor Dr. M. Hecker, erschienen und an die Mitglieder verteilt worden.

Von den früheren Veröffentlichungen ist die 6bändige Ausgabe von Goethes Werken, ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt (1909), vergriffen, und es besteht nach einer Mitteilung des Verlags nicht die Möglichkeit, während des Kriegs einen Neudruck vorzunehmen. Wir müssen daher bitten, mit etwaigen Bestellungen zurückzuhalten.

Der am 1. September 1917 erfolgte Tod des Wirklichen Staatsrats Professor Dr. Raehlmann, Exzellenz, hat die Goethe-Gesellschaft eines eifrigen Vorstandsmitglieds und Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses beraubt, der mit Hingebung bemüht war, die Interessen der Gesellschaft zu wahren und zu fördern. Ferner hat der Vorstand durch den am 26. Juni 1918 erfolgten Tod Dr. Peter Roseggers in Krieglach ein hochgeschätztes Mitglied verloren.

Der geschäftsführende Ausschuß hat weiter den Abgang des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. von Oettingen zu beklagen, der nach dem Ableben von Exzellenz Raehlmann bereitwilligst einstweilen die Geschäfte des Vorsitzenden übernommen hatte, nunmehr aber aus Gesundheitsrücksichten dieses Amt hat niederlegen müssen; sein Scheiden bedeutet für die Goethe-Gesellschaft einen schweren Verlust.

In München ist am 21. November 1917 eine Ortsgruppe gegründet worden, die 110 Mitglieder zählt (Vorsitzender: Professor Dr. Friedrich v. der Leyen). Die Zwecke der Ortsgruppe, für deren Mitgliedschaft die Mitgliedschaft bei der Goethe-Gesellschaft Voraussetzung ist, sind, „der Goethe-Gesellschaft neue Freunde und Mitglieder zu werben und das Verständnis Goethes und der deutschen Dichtung zu fördern". Die von ihr entfaltete dankenswerte Werbetätigkeit hat der Gesellschaft bereits 52 neue Mitglieder zugeführt.

Der Mitgliederbestand hat sich im Jahre 1917 von 3579 auf 3769 erhöht, so daß ein Gesamtzuwachs von 190 Mitgliedern zu verzeichnen ist.

In den geschäftsführenden Ausschuß sind neu eingetreten Ministerialdirektor Dr. Neumann, Professor Dr. Deetjen, Hofkapellmeister Dr. Raabe und Professor Dr. Scheidemantel. Ersterer ist am 20. Februar 1918 zum Vorsitzenden des Ausschusses und am 23. Juni zum Mitglied des Vorstands gewählt worden. In den Vorstand ist weiter berufen worden der neue Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar Professor Dr. Schlösser.

Der am 23. Juni 1918 zu einer Sitzung versammelte Vorstand hat es für eine nationale Pflicht erachtet, auch 1918 noch von der Abhaltung einer Jahresversamm-

lung abzusehen, er hat die Einberufung einer solchen aber für das Frühjahr 1919 bestimmt ins Auge gefaßt.

An der Feier anläßlich des hundertjährigen Geburtstags Seiner Königlichen Hoheit des Hochseligen Großherzogs Carl Alexander von Sachsen, ihres ersten Schirmherrn (24. Juni 1918), hat die Goethe-Gesellschaft durch ihre geordneten Vertretungen teilgenommen. Die Ortsgruppe München war durch Herrn Paul Heine vertreten.

* * *

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (B), über das Goethe-National-Museum (C).

A.

Der Rechnungsabschluß für 1917 gestaltete sich, wie folgt:

Die laufenden Einnahmen bestanden in

2 267,30	M.	Gewährschaft voriger Rechnung,
35 120,00	„	Jahresbeiträgen der Mitglieder,
4 415,29	„	Kapitalzinsen,
3 213,01	„	Erlös für „Schriften" und Jahrbücher (2871,48 M.) u. a. m.
45 015,60	M.	

Diesen Einnahmen standen folgende Ausgaben gegenüber:

15 590,63	M.	für das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Band 4,
14 277,85	„	für die „Schriften" [6295,20 M. nachträglich für Band 31: Gedichte von Goethe in Kompositionen, II, und 7982,65 M. für
29 868,48	M.	zu übertragen

	Band 32: Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer, 1. Band],
29 868,48 M.	Übertrag
642,55 „	für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft,
993,65 „	Beitrag für die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung", für Schülerprämien u. a. m.
7 944,59 „	Verwaltungskosten,
1 800,38 „	von dem 2000 M. betragenden „Dispositionsfonds", nämlich 600 M. an das Goethe-National-Museum und 1000 M. an das Goethe- und Schiller-Archiv zu Ankäufen, 200,38 M. Sonstiges.
41 249,65 M.	
3 765,95 M.	Vorrat.

In der Ausgabe sind jedoch die Kosten des Einbandes und der Versendung des Bandes 32 der „Schriften" von rund 4750 M. noch nicht inbegriffen; sie sind erst im Jahre 1918 erwachsen und erscheinen daher in der nächsten Rechnung.

Der Nennwert des Kapitalvermögens (Reservefonds) bezifferte sich am Schlusse des Jahres 1917 auf 101 229,65 M., zu Ende des Vorjahres auf 99 431,15 M.

Bei der Einziehung der Jahresbeiträge unterstützten uns wiederum bereitwilligst

die Berliner Paketfahrt-Gesellschaft Starke & Co., Berlin,
E. Morgensterns Buch- und Kunsthandlung in Breslau,
die Buch- und Kunsthandlung von v. Zahn & Jaensch in Dresden,
die Literarische Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M.,
die Lippertsche Buchhandlung in Halle a. S.,
die Buchhandlung Lucas Gräfe in Hamburg,
die Verlagsbuchhandlung Gustav Fischer in Jena,
A. Bielefelds Hofbuchhandlung in Karlsruhe,

die Leipziger Buchbinderei-Aktien-Gesellschaft,
die Hofbuchhandlung Th. Ackermann in München,
die H. Lindemannsche Buchhandlung in Stuttgart,
die Hofbuchhandlung Moritz Perles in Wien und
der Lesezirkel Hottingen in Zürich.

Für diese freundliche Mitwirkung bei Erledigung der Kassegeschäfte sagen wir unsern verbindlichsten Dank.

Soweit die Beiträge der Mitglieder nicht durch die vorgenannten Stellen eingezogen werden, sind sie bis zum 1. März j. J. unmittelbar an die Privatbank zu Gotha, Filiale Weimar (Postscheckkonto Leipzig Nr. 1771) zu entrichten.

B.

Der Bibliothek der Goethe-Gesellschaft sind auch im verflossenen Jahr Schenkungen zugegangen, wenn auch ihre Zahl infolge der Ungunst der Zeit nur gering ist. Den freundlichen Spendern sei hier im Namen des Vorstandes der herzlichste Dank ausgesprochen. Ihre Namen sind: Königliche Bibliothek (Haag), Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen (Prag), Deutsches Verlagshaus Bong & Comp. (Berlin), Verlag Dieterich (Leipzig), Intendanz des Stadttheaters in Metz, Dr. F. Bassermann-Jordan (Deidesheim), Prof. Dr. W. Deetjen (Weimar), Prof. Dr. L. Geiger (Berlin), Prof. Dr. H. G. Gräf (Weimar), Prof. Dr. M. Hecker (Weimar), Prof. Dr. H. Maync (Bern), Prof. Chr. Sarauw (Kopenhagen), Prof. J. Schnetz (München), Dr. R. Stein (z. Z. Döbeln), Archivrat Dr. A. Tille (Weimar), Fräulein A. Wendland (Hannover).

Über das Goethe- und Schiller-Archiv ist vorerst zu bemerken, daß der Direktor der Anstalt, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wolfgang von Oettingen aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niedergelegt hat, und daß am

1. Juli Professor Dr. Rudolf Schlösser in Jena an seine Stelle tritt.

Von der Goethe-Ausgabe stehen noch zwei Bände aus: Band 55 der 1. Abteilung (2. Registerband) wird demnächst ausgegeben werden; Band 15 der 3. Abteilung (2. Registerband) ist im Satz nahezu fertig, kann aber wegen Papiermangels vorläufig nicht zu Ende gedruckt werden.

Der Handschriftensammlung des Goethe- und Schiller-Archivs sind im abgelaufenen Jahr folgende Schenkungen zugegangen: Herr K. E. Henrici (Berlin) schenkte einen Brief Goethes an Dr. Koethe vom 26. April 1815, ferner drei Briefe von Kanzler Friedrich v. Müller und zwei Briefe von Ottilie v. Goethe; Frau Malvina Buchholz, geb. v. Knebel (Jena) Knebels Tagebücher aus den Jahren 1770 und 1834; Herr Geh. Archivrat Prof. Dr. A. Warschauer (z. Z. Warschau) die photographische Nachbildung eines Briefes von Goethe an die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau vom 13. Mai 1830; Herr Geheimrat Prof. Dr. L. Geiger (Berlin) einen Brief von Herders Sohn Emil an Victor Aimé Huber; Herr Walter Nieten (Höchst) einen Brief Wielands an Gebrüder Ramann; Herr Dr. W. Schoof (Hersfeld) 8 Briefe von J. Rodenberg an ihn und das Fragment eines Gedichtes von Rodenberg „Marburg". Den gütigen Schenkern wird hier im Namen Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs Wilhelm Ernst, des hohen Eigentümers und Protektors der Anstalt, der verbindlichste Dank ausgesprochen. Ebenso auch denen, die der Archivbibliothek Bücherschenkungen zugewiesen haben: Königliche Bibliothek (Haag), Deutsches Verlagshaus Bong & Comp. (Berlin), Dr. Freiherr H. v. Egloffstein (Würzburg), Dr. A. Kloß (Hamm i. W.), Fräulein Dr. M. Mählich (Greifswald), Prof. Chr. Sarauw (Kopenhagen), Dr. R. Stein (z. Z. Döbeln).

C.

Wenig ist aus dem Goethe-National-Museum über das vergangene Jahr zu berichten. Erfreulicherweise ist trotz Krieg und Reisebeschwernis der Besuch nicht weiter zurückgegangen, ja in den letzten Monaten ist er gegenüber dem Vorjahre sogar etwas gestiegen. Im Studiensaale des Erweiterungsbaues wurden wiederum einige gut besuchte Vorlesungsreihen gehalten.

Die verwaltungstechnischen Ordnungsarbeiten mußten dagegen so gut wie ganz ruhen. Erst neuerdings konnte die Weiterführung des Katalogs der Bibliothek Goethes in Angriff genommen werden. Bisher sind 10 Bogen ausgedruckt. Ob der Weiterdruck während des Krieges vorgenommen werden kann, ist noch fraglich.

Wenig ist auch über Neuerwerbungen zu melden. Aus den Mitteln der „Vereinigung der Freunde des Goethehauses" wurden zwei große Tuschzeichnungen von Prof. Frank Kirchbach (Ritter Kurts Brautfahrt und Die wandelnde Glocke) angekauft und der Abteilung „Illustrationen zu Goethes Werken" eingereiht. Die bisher kleine, der Goethebildnissammlung angegliederte Gruppe „Illustrationen zu Goethes Leben" hat noch in den letzten Wochen einen großen, erfreulichen Zuwachs erfahren: Fräulein Julie von Kahle (Bellin in der Neumark) hat, nachdem sie schon vor Jahren 3 Bände ihrer Federzeichnungen zu dem Thema „Goethe in Italien" dem Goethe-Schiller-Archiv geschenkt hatte — sie wurden von dort dem Goethe-National-Museum überwiesen — nunmehr 6 weitere Bände, insgesamt 275 mit großer Liebe und feinem Verständnis ausgeführte Blätter, dem Museum zum Geschenk gemacht. Mit Dank sei auch erwähnt, daß der Verlag J. J. Weber in Leipzig eine Reihe von Handbüchern für die Bibliothek im Studiensaale in dankenswerter Weise gestiftet hat.

Der Direktorialassistent Dr. Kroeber ist aus dem Dienste des Goethe-National-Museums ausgeschieden, und die Arbeiten sind von Dr. Hans Wahl fortgeführt worden.

Verzeichnis

der seit dem 1. Juli 1917 neu eingetretenen Mitglieder

(Abgeschlossen Ende Juni 1918)

Mitglieder auf Lebenszeit

Berlin

Maas, Ernst, Kaufmann

Braunschweig

Nagel, Fräul. Albine, Kammersängerin

Cöln am Rhein

Bales, Heinrich

Dahlem bei Berlin

v. Simson, Dr. Ernst, Geh. Oberregierungsrat

Dresden

Palmié, Charles W., Kommerzienrat, Bankdirektor
Palmié, Frau Käthe

Düsseldorf

Flender, Dr. jur. Adolf, Fabrikant

Obersteinbach (Mittelfranken)

v. Schwerin, Frau Enole, geb. v. Mendelssohn-Bartholdy

Stockholm

Prinz Eugen von Schweden, Herzog von Nerike, Dr. phil., Königl. Hoheit

Deutsches Reich

Aachen

Arens, Prof. Dr., Oberlehrer
Koenig, Marga, Fräul.
Printz, Irmgard, Fräul.

Alfeld

Keese, Rich., Seminarlehrer

Allenstein

Freytag, Wilh., Reg.- u. Baurat
Roensch, Karl, Fabrikbesitzer
Schmid, Frau Oberregierungsrat

Arnstadt

Leyde, Rechtsanwalt u. Notar

Augsburg

Vetter, August, Schriftsteller

Baden-Baden

Giese, Dr., leit. Arzt

Berchtesgaden

Voß, Richard, Schriftsteller †

Berlin und Vororte

Berlin

Bäcker, Leo, Kaufmann
Baumann, Gertrud, cand. phil.
Burchardt, Ernst, Fabrikant
Cahen-Köhler, Frau Margarete
Cohn, Georg, Apothekenbesitzer
Fürst, Otto, Dr. jur.
Hahn, Max, Justizrat
Henckel v. Donnersmarck, Graf Valentin, Hofmarschall a. D.
Hirsch, Alfred
v. d. Hude, Fräul., Bildhauerin
Huldschinsky, Fritz, Kaufmann
Israel, Georg, Dentist
Lewin, Dr. Max, Justizrat, M. d. A.
Mangelsdorf, Edm., Verlagsbuchhändler
Mühsam, Frau Paula
Müller-Strauß, Frau Martha
Nernst, Edith, Fräul.
v. Perbandt, Herbert, Hauptm. a. D.
Pincsohn, Max
Reinke, Direktor der Deutschen Zeitungs-Gesellschaft
Rosenbaum, Frau Betty
Rosenfeld, Dr. Kurt, Rechtsanwalt
Schmidt, Dr., Staatsminister, Exz.
Schmidt-Köhne, Frau Prof. Felix
Silberstein, J. Karl, Kaufmann
v. Stein, Freiherr, Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts, Exz.
Tiedtke, Fräul. Marie, Sängerin
Unger, Alfred, Verlagsbuchhändler
von den Velden, Reinhard, Prof. Dr.
Zielenziger, Dr. rer. pol. Kurt
Zucker, Georg, Kaufmann

Charlottenburg

Bacharach, Frau Cläre
Doebber, Adolph, Intendantur- u. Baurat.
Feiler, Frau Elisabet
Feiler, Hermann
v. Fielitz, Alex., Direktor
Glaß, Dr. Ernst, Stabsarzt d. Res.
v. Grimm, Dr. Carl, Geh. Oberfinanzrat
Held, Berthold, Regisseur
Helm, Carl, Zahnarzt
Mannheim, Julian M., Kaufm.
Michaelis, Dr. Ludwig, Direktor
Rumpler, Edmund, Ingenieur
Tarnowski, Fräul. Gertrud

Friedenau

Baensch, Fräul. Marianne Gertrud
v. Erhardt, Fräul. Alice
Nonnenberg-Chun, Dr. phil. Marie
Oeding, Emil, Ingenieur

Grunewald

Kirchheim, Frau M.
Schwabacher-Bleichröder, Frau Anna

Halensee

Kieschke, Fräul. Maria
Schneider, Dr. Herm., Univ.-Prof.

Karlshorst

Weber, Kurt, Bankangestellter

Neukölln

Jacobsohn, Carl, Justizrat
Jülicher, Reinhold, Lehrer

Schöneberg

Werther, Hans, Literarhistoriker

Tegel

v. Borsig, Margot, Frau Geh. Kommerzienrat

Wilmersdorf

Brestel, Elisabeth, Lehrerin
Goeze, Frau Margarete

Grosser, Fräul. Charlotte
Hefermehl, Carl, Geh. Oberjustizrat
Jürgens, Erika, Frau Oberleutnant
Lambeck, Erich, Rechtsanwalt
Sochaczewer, Ludwig, Chefredakt.
Ude, Fräul. Margot
Zoozmann, Richard, Schriftsteller

Bielefeld

Clüsener, Otto, Kaufmann

Blankenese

Hane, Frau Marta

Bonn

Holldack, Frau Prof. Lena
Loerbroks, Geh. Bergrat
Stargardt, K., Dr. med., Prof.

Brannenburg

Mayr, Julius, Dr. med., Bezirksarzt a. D.

Braunschweig

Giesecke, Georg, Justizrat

Breslau

Eichberg, Dr. Friedrich, Fabrikdir.
Goethe, Erich, Bergassessor
Hainauer, Arthur, Hof-Musikalienhändler
Henschel, Julie, Frau Justizrat
Landerer, Alois, Kaufmann
Moll, Jean, Dr., Justizrat
Quabbe, Georg, Dr., Rechtsanwalt
Semrau, Fritz, Prof.
Wendriner, Karl Georg, Dr.

Bromberg

Ascher, Arno, Fabrikbesitzer

Bückeburg

Fürstl. Institut für musikwissenschaftliche Forschung

Cassel

Kunold, Ernst, Prokurist

Celle

Hegewisch, Ernst, Rechtsanwalt
Quirll, Oberlandesgerichtsrat

Chemnitz

Bernstein, Frau Elma

Coblenz

v. Gröning, Regierungspräsident
v. Lettow-Vorbeck, Frau Gustava, geb. Freiin v. Rheinbaben
Rhein-Museum, e. V.
Stern, Dr., Gymnasialdirektor

Coburg

Marß, Fräul. Gerda, Schauspielerin

Cöln am Rhein

Reinartz, Heinrich, stud. pharm.
Salomon, Alfred, Geh. Justizrat
v. Schnitzler, Frau Paul
v. Schnitzler, Werner

Cöln-Deutz

Möller, Hans Karl, Schriftsteller

Dirschau

Jontofsohn, S.

Dortmund

Ostermann, Emil, Amtsgerichtsrat

Dresden

Dannappel, Ernst, Antiquar
Großmann, Constantin, Pastor
Hegewald, Dr. Karl, Veterinär
Pahl, Emil, Buchhändler
Schubert, Alfred, Fähnrich

Düsseldorf

Callsen, Frau Marta
Möglich, Otto, Dr. med., Frauenarzt

Eisenach
Kayser, Oskar, Buchhändler

Elmshorn (Holstein)
Spahr, Frau Emilie

Emmerich
Lilienfeld, S., Lehrer

Erfurt
v. Hohnhorst, Oberregierungsrat

Essen
Lazarus, Dr. Paul, Rabbiner

Frankfurt a. M.
Abelmann, Dr. Paul, Chemiker
Adler, Fritz, Student
Aschheim, Dr. Hugo, Augenarzt
Demond-Wörner, Wilh., Sekretär
Dondorf, Frau Maria Theresia
Dreyfuß, Carl, stud. phil.
Hortheimer, Emil B., Kaufmann
Jstel, Robert
Marx, Dr. Alfr. Valentin, Arzt
Mayer, Dr. Gustav, Verlagsdirektor
Plotke, Dr. Georg J., Dramaturg
Schrader, Dr. Hans, Univ.-Prof.
Viëtor, Carl, stud. phil.
Zeiß, Dr. Karl, Geh. Hofrat, Generalintendant

Freiburg i. Br.
Hax, Constantin

Friedrichroda
Stephan

Friedrichshafen
Hüfler, Dr. med., Sanitätsrat

Fürstenwalde
Baade, Frau Regierungsbaumeister
Goede, H., Postdirektor

Gelsenkirchen
Städtische Volksbücherei

Gera (Reuß)
Heinicke, Gertrud, Frau verw.
Heinicke, Fräul. Marie
Jaenicke, Major z. D.

Gersfeld
v. Waldthausen, Ernst, Leutnant

Göttingen
Lagneau, Liesbeth, Assistentin der Landwirtsch. Versuchsstation

Gostyn (Posen)
Simon, Kreistierarzt

Graudenz
Kieser, Thilo, Hauptmann d. L.

Großenhain (Sachs.)
Strauß, Rich., Baugewerksmeister

Groß-Harthau (Sachs.)
Lehmann, Martin, Bankbeamter

Groß-Möllen (Pomm.)
v. Schmeling, Frau Ilse, geb. v. Oppen

Halle a. d. S.
Fahrenkamp, Alfred, Dr. jur.

Hamburg
Bartning, Adolf, Rechtsanwalt
v. Bergen, Frau Dr. Albrecht
Ehrenhaus, Ernst, Ingenieur
Kelter, Frau Gertrud
Printz, Wilh., Dr. phil.
Sudeck, Prof. Dr.

Hannover
Königl. u. Provinzial-Bibliothek
Friedberg, Rudolf Eduard, Referendar
Meyer, Ph., D. theol., Geh. Konsistorialrat

Heidelberg
Holl, Dr. Karl, Privatdozent

Hildesheim

Mann, Frau Helene
v. Stockhausen, Rose, Frau Landrat

Höchst a. M.

Froehlich, Amalie, Oberlehrerin

Hof in Bayern

Mohl, A., Direktor

Holthof (Kr. Grimmen i. P.)

Steinmüller, P., Rittergutsbesitzer

Jena

Mohr, Fräul. Anna, Rentnerin
Schüppel, Kurt, Schriftsteller und Redakteur

Karlsruhe

Schmeltzer, Otto, stud. med.

Kiel

Gradenwitz, Dr. Fritz, Bürgermeister
Leistikow, Oskar, Kapitänleutnant
Moltke, Hariet, Frau Gräfin
v. Starck, W., Prof. Dr., Oberstabsarzt

Königsberg i. Pr.

Aderjahn, Paul, Buchhändler
Bieder, Curt, Dr. Ing., Oberlehrer
Jenisch, Erich, Dr. phil.
Samuelson, Frau Edith
Wyneken, Alexander, Chefredakteur

Karnitten (Ostpr.)

v. Albedyhll, Frau Baronin

Landsberg a. d. Warthe

Heune, Wilhelm, Pionier

Leipzig

Biagosch, Anna, Frau Geheimrat
Fleischer, Fräul. Mathilde
Frankenstein, Dr. med., Arzt
Hiersemann, Karl W., Buchhändler
Hothorn, Elfriede, stud. paed.
Houget, Dr. Alfred, Rechtsanwalt
Jaeger, Adolf, Bücherrevisor
v. Rath, Dr. Erich, Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts
II. Realschule
Stieda, Fräul. Anna
Wach, D. Dr., Univ.-Prof., Wirkl. Geh. Rat, Exz.

Lübchen (Schl.)

Francken Sierstorpff, Clotilde, Gräfin

Magdeburg

Ulrich, Gustav, Hauptmann
v. Wasielewski, Waldemar, Dr. phil.

Mannheim

Moses, Dr. Julius, Arzt

Mellrichstadt (Bayern)

Stern, Frau Kommerzienrat Gertrud

Mörs

Schmitt-Hartlieb, Max, Gymnasial-Direktor

München

Baumgarten, Franz
Beck, Dr. Oskar, Geh. Kommerzienrat
Bock v. Wülfingen, Freifrau, Clara
Borinski, Karl, Prof.
Brantl, Dr. Maximilian, Rechtsanwalt
Bruckmann, Hugo, Verleger
ten Cate de Vries, Frau Elisabeth
Crusius, Dr. O., Geh. Hofrat, Präs. der Akademie der Wissenschaften
Deiglmayr, Otto, Hauptmann
Dünkelsbühler, Alexander, Rechtsanwalt
Fitz, Elisabeth, Lehrerin
Freytag, Marie, Kunstgewerblerin
v. Fridagt-Friderichs, Freifrau Wilhelmine

Friderichs, Fräul. Margarete
Ganghofer, Dr. Ludwig
Grosch, Karl, Rechtsanwalt
Hallgarten, Dr. Robert, Privatgelehrter
Hauser-Exner, Frau Ilse
Heuß, Frau Constanze
Herold, Dr. Eduard
Horstmann, Frau Dr. Lolo
v. Hügel, Freiherr Carl August
Janentzky, Chr., Dr. phil.
Kahn, Dr. Otto, Rechtsanwalt
Kutscher, Dr. Artur, Univ.-Prof.
Langrock, Frau Hauptmann
v. Lewinski, Frau verw. Maria
Loehr, Dr. Josef, Hofrat
Lohmann, Dr. med., Professor
Lunglmayr, Alfred, Oberst, Landesgerichtsrat
v. Lutz, Freifrau Margarete, Exz.
v. d. Mülbe, Dr. Wolf Heinrich
Mueller, Dr. Max, Kunsthistoriker
Norden, Irene, Schauspielerin
Pfeiffer, Frau Irma
Piloty, Frau Professor
Praetorius, Professor
Rosenfelder, Frau Senta
Salburg, Frau Gräfin Edith
Schmidt-Karlo, Vortragmeister u. Schriftsteller
Strich, Dr. Fritz, Prof.
Teply, Georg, Fabrikdirektor
Thomaß, Fräul. Emmy
Thomaß, Eugen, Kommerzienrat
Thun und Hohenstein, Graf Dr. Paul, k. u. k. Gesandtschaftsattaché
Vocke, Dr., Obermedizinalrat
v. Weber, Hans, Verlagsbuchhändl.
Wernicke, Elisabeth, Frau Oberschulrat
Wernicke-Witting, Frau Lisa verwitw. Dr.
Willers, Wilhelm, Importeur
Wölfflin, Prof. Dr. Heinrich, Geh. Hofrat

Münster i. W.
Braun, Prof. Dr. Otto

Munsterlager (Hann.)
Lang, Wilh., Hauptmann

Niederramstadt
Mirus, Professor

Nordhalben (Oberfr.)
Breith, Dr. Gustav, Amtsanwalt

Nordhausen
Bohnenstädt, Dr., Oberlyzealdirekt.

Obersteinbach (Mittelfr.)
v. Schwerin, Dr. Albert, Kaiserl. Legationsrat

Ottweiler
Moritz, Frau Landrat Else

Philippsruhe bei Hanau
Rosbaud, Hans, Musiker

Pommritz (Sachs.)
Wilcke, Dr. Karl, Chemiker

Posen
Alport, Leo, Kaufmann

Potsdam
Boschan, Dr. Richard
Kuhlmey, Frau Oberstleutnant
v. Seebeck, Sophie Charl., Frau General, Exz.

Ralswiek (Rügen)
Douglas, Frau Gräfin

Saarbrücken
Niedner, Rechtsanwalt

Salzuflen
Bollmann, Bruno, Tierarzt

Salzungen
Perl, Carl Johann, Kapellmeister

Bad Schmiedeberg
(Bez. Halle)
Koehlmann, C. A., Rittmeister, Fabrikbesitzer

Schönebeck a. d. E.
Mennung, Prof. Dr. Albert

Segenhaus bei Neuwied
Loë, Frau Baronin Margarete

Siegen
Dorstewitz, Rudolf, Bergingenieur

Spandau
Scheibe, Gustav, Militär-Baumeister

Steinmühle bei Obererlenbach
v. Düring, Ernst, Prof. Dr., Arzt, Anstaltsleiter

Stettin
Jordan, Hans Robert, cand. jur.

Strasburg (Westpr.)
Kochalsky, Dr. Arthur, Oberlehrer

Straßburg (Els.)
Spiro, Dr. K., Prof.

Templin
Schmalz, Karl, Prof.

Travenort (Holstein)
Isenberg, Fräul. Gerda

Trier
Stadtbibliothek

Waldenburg (Schl.)
Blümel, Willibald, Staatsanwalt

Waldheim bei Neuwied
Elisabeth, Prinzessin zu Wied Durchlaucht
Luisa, Prinzessin zu Wied, Durchl.

Waldsassen (Bayr. Oberpfalz)
Seidl, Dr. Otto, Stabsarzt

Weidenbach (Schl.)
v. Baumbach, Frau Reg.-Präs.

Weimar
v. Dürckheim, Graf Friedrich
v. Dürckheim, Gräfin Charlotte
Küster, Franz, Rentner
Neumann, Dr. Viktor, Ministerialdirektor
Noether, Dr. Erich
v. Oppeln-Bronikowski, Frau Major, geb. Freiin v. Gleichen-Rußwurm
Pantenius, Frau Mathilde, Oberlehrerin
Silberstein, Fräul. Leni

Wernigerode
Trusen, Prof. Dr.

Wiesbaden
Hagen, Frau Nellie
v. Ploetz, Frau General, Exz.

Wismar
Susemihl, Fräul. Agnes

Worms
Strauß, Dr. M., Justizrat

Würzburg
Stummer, Heinrich, Ratsassessor

Zittau
Wolff, Eduard

Zolchow (Post Schmetzdorf)
v. Katte, Frau Katharina

Zwätzen
Flöel, Georg, Pfarrer

Österreich-Ungarn

Komotau
Gelinek, Amalie, Frau Fabrikant

Krakau

Sliwinski, Dr. Jan, Leutnant

Meran

Szamatolski, Gertrud, Frau Bankdirektor

Plaski (Kroatien)

Laufka, Dr. Vaclav, Gemeindearzt

Prag

Elschnig, Fräul. Emmi
Margulies, Dr. Alex., Univ.-Prof.
Morecki, Dr. jur. Lothar, Sekretär der Creditanstalt
Pifl, Frau Prof. Emilie
Roth, Emanuel, Beamter der Creditanstalt
Ziegler, Heinrich Otto, Student

Ried

Mark, Dr. Anton, Rechtsanwalt

Salzburg

Edle v. Mitterwallner, Frau Oberst Hannah

Wien

Daniel, Friedrich, Buchhändler
Dietz, Anton, Amtsvorstand
Foll, Ferdinand, Mitgl. d. Hofoper
Jauner, Ludwig, Leutnant
Lissau, Richard
Taris, Frau Fürstin Marie, Durchlaucht

Ohne ständigen Wohnsitz gemeldet, zzt. im Felde

v. Balthasar, Dr. Stefan, k. k. Oberleutnantauditor
Podrzaj, Ivan, k. k. Militärzensor
Wurma, Dr. Vinzenz, k. k. Assistenzarzt

Polen

Lodz

Druebin, S., Dr. med., Arzt
Habermann, Eduard, Oberlehrer

Schweiz

Bern

Hoffmann, H., D. Dr. phil., Lic. theol.

Küsnacht

Naef-Werner, P.

Zürich

Bodmer, Dr. jur., Henry
Bodmer, Martin

Schweden

Angelholm

Nilssen, Fräul. Carin

Göteborg

Göteborgs Stadsbibliotek

Gustafsberg

v. Bennich, Frau Maria

Stockholm

Bernadotte von Wisborg, Gräfin Sophie
v. Ehrenheim, Eric, Kammerherr
Hakansson, Olof, Dr. med.
Hybbinette, Samuel, Dr. med.
Laurin, Carl G.
Laurin, Thorsten, Direktor
Lindgren, Birger, Dr. phil.
v. Rosen, Gräfin Jeanna
Salin, Frau Prof. Bertha
v. Toll, Hans, Kammerherr

Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe

Inhalt

Hof=Buch= und =Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar